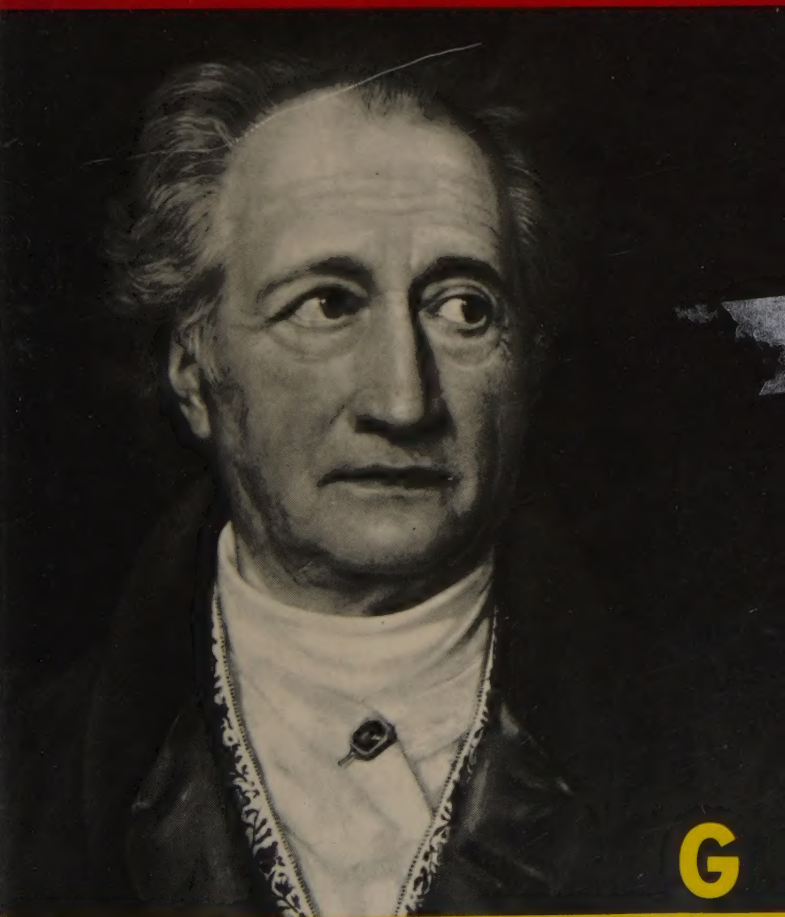
ECKERMANN
Gespräche mit
GOETHE



G

OLDMANNS GELBE TASCHENBÜCHER

GOLDMANNS GELBE TASCHENBÜCHER

Band 950/951

Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe

Das Einstellen von „Goldmanns Taschenbüchern"
in Leihbüchereien, Volksbibliotheken, Werkbüchereien und Lesezirkel
ist vom Verlag ausdrücklich untersagt

Made in Germany
Umschlagentwurf von Herbert Lorenz unter Verwendung
einer Reproduktion des Gemäldes von Josef Stieler 1828.
Gesetzt aus der Linotype-Garamond-Antiqua. Druck:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH. Augsburg.

ERSTER TEIL

1836

VORREDE

Diese Sammlung von Unterhaltungen und Gesprächen mit Goethe ist größtenteils aus dem mir inwohnenden Naturtriebe entstanden, irgendein Erlebtes, das mir wert oder merkwürdig erscheint, durch schriftliche Auffassung mir anzueignen.

Zudem war ich immerfort der Belehrung bedürftig, sowohl als ich zuerst mit jenem außerordentlichen Manne zusammentraf, als auch nachdem ich bereits jahrelang mit ihm gelebt hatte, und ich ergriff gerne den Inhalt seiner Worte und notierte ihn mir, um ihn für mein ferneres Leben zu besitzen.

Wenn ich aber die reiche Fülle seiner Äußerungen bedenke, die während eines Zeitraumes von neun Jahren mich beglückten, und nun das wenige betrachte, das mir davon schriftlich aufzufassen gelungen ist, so komme ich mir vor wie ein Kind, das den erquicklichen Frühlingsregen in offenen Händen aufzufangen bemüht ist, dem aber das meiste durch die Finger läuft.

Doch wie man zu sagen pflegt, daß Bücher ihre Schicksale haben, und wie dieses Wort ebensowohl auf ihr Entstehen als auf ihr späteres Hinaustreten in die weite und breite Welt anzuwenden ist, so dürfte es auch von der Entstehung des gegenwärtigen Buches gelten. Monate vergingen oft, wo die Gestirne ungünstig standen, und wo Unbefinden, Geschäfte und mancherlei Bemühungen um die tägliche Existenz keine Zeile aufkommen ließen; dann aber traten wieder günstige Sterne ein, und es vereinigten sich Wohlsein, Muße und Lust zu schreiben, um wieder einen erfreulichen Schritt vorwärts zu tun. Und dann, wo tritt bei einem längeren Zusammenleben nicht mitunter einige Gleichgültigkeit ein, und wo wäre derjenige, der die Gegenwart immer so zu schätzen wüßte, wie sie es verdiente! –

Dieses alles erwähne ich besonders aus dem Grunde, um die

manchen bedeutenden Lücken zu entschuldigen, die der Leser finden wird, im Fall er etwa so geneigt sein sollte, das Datum zu verfolgen. In solche Lücken fällt manches unterlassene Gute, so wie besonders manches günstige Wort, was Goethe über seine weitverbreiteten Freunde, sowie über die Werke dieses oder jenes lebenden deutschen Autors gesagt hat, während sich anderes ähnlicher Art notiert findet. Doch, wie gesagt: Bücher haben ihre Schicksale, schon während sie entstehen.

Übrigens erkenne ich dasjenige, was in diesen Bänden mir gelungen ist zu meinem Eigentum zu machen, und was ich gewissermaßen als den Schmuck meines Lebens zu betrachten habe, mit innigem Dank gegen eine höhere Fügung; ja ich habe sogar eine gewisse Zuversicht, daß auch die Welt mir diese Mitteilung danken werde.

Ich halte dafür, daß diese Gespräche für Leben, Kunst und Wissenschaft nicht allein manche Aufklärung und manche unschätzbare Lehre enthalten, sondern daß diese unmittelbaren Skizzen nach dem Leben auch ganz besonders dazu beitragen werden, das Bild zu vollenden, was man von Goethe aus seinen mannigfaltigen Werken bereits in sich tragen mag.

Weit entfernt aber bin ich auch wiederum, zu glauben, daß hiemit nun der ganze innere Goethe gezeichnet sei. Man kann diesen außerordentlichen Geist und Menschen mit Recht einem vielseitigen Diamanten vergleichen, der nach jeder Richtung hin eine andere Farbe spiegelt. Und wie er nun in verschiedenen Verhältnissen und zu verschiedenen Personen ein anderer war, so kann ich auch in meinem Falle nur in ganz bescheidenem Sinne sagen: dies ist mein Goethe.

Und dieses Wort dürfte nicht bloß davon gelten, wie er sich mir darbot, sondern besonders auch davon, wie ich ihn aufzufassen und wiederzugeben fähig war. Es geht in solchen Fällen eine Spiegelung vor, und es ist sehr selten, daß bei dem Durchgange durch ein anderes Individuum nichts Eigentümliches verloren gehe und nichts Fremdartiges sich beimische. Die körperlichen Bildnisse Goethes von Rauch[1], Dawe[2], Stieler[3] und David[4] sind alle in hohem Grade wahr, und doch tragen sie alle mehr oder weniger das Gepräge der Individualität, die sie hervorbrachte. Und wie nun ein solches schon von körperlichen Dingen zu sagen ist, um wieviel mehr wird es von flüchtigen, untastbaren Dingen des Geistes gelten! – Wie dem nun

[1] Christian Daniel Rauch (1777–1857), Bildhauer. [2] George Dawe (1781–1829), Maler, porträtierte 1819 Goethe. [3] Josef Karl Stieler (1781–1858), bayer. Hofmaler. [4] Pierre Jean David d'Angers (1788–1856), französischer Bildhauer.

aber in meinem Falle auch sei, so werden alle diejenigen, denen aus geistiger Macht oder aus persönlichem Umgange mit Goethe ein Urteil dieses Gegenstandes zusteht, mein Streben nach möglichster Treue hoffentlich nicht verkennen.

Nach diesen größtenteils die Auffassung des Gegenstandes betreffenden Andeutungen bleibt mir über des Werkes Inhalt selber noch folgendes zu sagen.

Dasjenige, was man das Wahre nennt, selbst in betreff eines einzigen Gegenstandes, ist keineswegs etwas Kleines, Enges, Beschränktes; vielmehr ist es, wenn auch etwas Einfaches, doch zugleich etwas Umfangreiches, das, gleich den mannigfaltigen Offenbarungen eines weit und tief greifenden Naturgesetzes, nicht so leicht zu sagen ist. Es ist nicht abzutun durch Spruch, auch nicht durch Spruch und Spruch, auch nicht durch Spruch und Widerspruch, sondern man gelangt durch alles dieses zusammen erst zu Approximationen[5], geschweige zum Ziele selber.

So, um nur ein Beispiel anzuführen, tragen Goethes einzelne Äußerungen über Poesie oft den Schein der Einseitigkeit und oft sogar den Schein offenbarer Widersprüche. Bald legt er alles Gewicht auf den Stoff, welchen die Welt gibt, bald alles auf das Innere des Dichters; bald soll alles Heil im Gegenstande liegen, bald alles in der Behandlung; bald soll es von einer vollendeten Form kommen, bald, mit Vernachlässigung aller Form, alles vom Geiste.

Alle diese Aus- und Widersprüche aber sind sämtlich einzelne Seiten des Wahren und bezeichnen zusammen das Wesen und führen zur Annäherung der Wahrheit selber, und ich habe mich daher sowohl in diesen als ähnlichen Fällen wohl gehütet, dergleichen scheinbare Widersprüche, wie sie durch verschiedenartige Anlässe und den Verlauf ungleicher Jahre und Stunden hervorgerufen worden, bei dieser Herausgabe zu unterdrücken. Ich vertraue dabei auf die Einsicht und Übersicht des gebildeten Lesers, der sich durch etwas Einzelnes nicht irren lassen, sondern das Ganze im Auge halten und alles gehörig zurechtlegen und vereinigen werde.

Ebenso wird man vielleicht auf manches stoßen, was beim ersten Anblick den Schein des Unbedeutenden hat. Sollte man aber tiefer blickend bemerken, daß solche unbedeutende Anlässe oft Träger von etwas Bedeutendem sind, auch oft etwas Spätervorkommendes begründen, oder auch dazu beitragen, irgendeinen kleinen Zug zur Charakterzeichnung hinzuzutun, so dürften sie, als eine Art von Notwendigkeit, wo nicht geheiliget, doch entschuldiget werden.

[5] Annäherungen.

Und somit sage ich nun diesem lange gehegten Buche zu seinem Hinaustritt in die Welt das beste Lebewohl und wünsche ihm das Glück, angenehm zu sein und mancherlei Gutes anzuregen und zu verbreiten.

Weimar, den 31. Oktober 1835

EINLEITUNG

Der Autor gibt Nachricht
über seine Person und Herkunft und die Entstehung
seines Verhältnisses zu Goethe

Zu Winsen an der Luhe, einem Städtchen zwischen Lüneburg und Hamburg, auf der Grenze des Marsch- und Heidelandes, bin ich zu Anfang der neunziger Jahre geboren, und zwar in einer Hütte, wie man wohl ein Häuschen nennen kann, das nur einen heizbaren Aufenthalt und keine Treppe hatte, sondern wo man auf einer gleich an der Haustür stehenden Leiter unmittelbar auf den Heuboden stieg.

Als der Zuletztgeborne einer zweiten Ehe, habe ich meine Eltern eigentlich nur gekannt, wie sie schon im vorgerückten Alter standen, und bin zwischen beiden gewissermaßen einsam aufgewachsen. Aus meines Vaters erster Ehe lebten zwei Söhne, wovon der eine, nach verschiedenen Seereisen als Matrose, in fernen Weltteilen in Gefangenschaft geraten und verschollen war, der andere aber, nach mehrmaligem Aufenthalt zum Walfisch- und Seehundefang in Grönland, nach Hamburg zurückgekehrt war und dort in mäßigen Umständen lebte. Aus meines Vaters zweiter Ehe waren vor mir zwei Schwestern aufgewachsen, die, als ich mein zwölftes Jahr erreicht, bereits das väterliche Haus verlassen hatten und teils im Orte, teils in Hamburg dienten.

Die Hauptquelle des Unterhaltes unserer kleinen Familie war eine Kuh, die uns nicht allein zu unserem täglichen Bedarf mit Milch versah, sondern von der wir auch jährlich ein Kalb mästen und außerdem zu gewissen Zeiten für einige Groschen Milch verkaufen konnten. Ferner besaßen wir einen Acker Land, der uns die nötigen Gemüsearten für das Bedürfnis des Jahres gewinnen ließ. Korn zu Brot indes und Mehl für die Küche mußten wir kaufen.

Meine Mutter hatte eine besondere Geschicklichkeit im Wollspinnen; auch schnitt und nähete sie die bürgerlichen Mützen der Frauenzimmer zu besonderer Zufriedenheit, welches ihr denn beides zur Quelle einiges Erwerbes gereichte.

Meines Vaters eigentliches Geschäft dagegen war der Betrieb eines kleinen Handels, der nach den verschiedenen Jahreszeiten variierte und ihn veranlaßte, häufig von Haus abwesend zu sein und in der Umgegend viel zu Fuße umherzuschweifen. Im Sommer sah man ihn, mit einem leichten hölzernen Schränkchen auf dem Rücken, in der Heidegegend von Dorf zu Dorf wandern und mit Band, Zwirn und Seide hausieren gehen. Zugleich kaufte er hier wollene Strümpfe und Beiderwand (ein aus der braunen Wolle der Heideschnucken und leinenem Garn gewebtes Zeug), das er denn auf dem jenseitigen Elbufer, in den Vierlanden, gleichfalls hausierend wieder absetzte. Im Winter trieb er einen Handel mit rohen Schreibfedern und ungebleichter Leinewand, die er in den Dörfern der Heide- und Marschgegend aufkaufte und mit Schiffsgelegenheit nach Hamburg brachte. In allen Fällen jedoch mußte sein Gewinn sehr gering sein, denn wir lebten immer in einiger Armut.

Soll ich nun von meiner kindlichen Tätigkeit reden, so war sie gleichfalls nach den Jahreszeiten verschieden. Mit dem anbrechenden Frühling, und so wie die Gewässer der gewöhnlichen Elbüberschwemmungen verlaufen waren, ging ich täglich, um das an den Binnendeichen und sonstigen Erhöhungen angespülte Schilf zu sammeln und als eine beliebte Streu für unsere Kuh anzuhäufen. Wenn sodann auf der weitausgedehnten Weidefläche das erste Grün hervorkeimte, verlebte ich in Gemeinschaft mit anderen Knaben lange Tage im Hüten der Kühe. Während des Sommers war ich tätig in Bestellung unseres Ackers, auch schleppte ich für das Bedürfnis des Herdes das ganze Jahr hindurch aus der kaum eine Stunde entfernten Waldung trockenes Holz herbei. Zur Zeit der Kornernte sah man mich wochenlang in den Feldern mit Ährenlesen beschäftigt und später, wenn die Herbstwinde die Bäume schüttelten, sammlete ich Eicheln, die ich metzenweise an wohlhabendere Einwohner, um ihre Gänse damit zu füttern, verkaufte. Sowie ich aber genugsam herangewachsen war, begleitete ich meinen Vater auf seinen Wanderungen von Dorf zu Dorf und half einen Bündel tragen. Diese Zeit gehört zu den liebsten Erinnerungen meiner Jugend.

Unter solchen Zuständen und Beschäftigungen, während welcher ich auch periodenweise die Schule besuchte und notdürftig lesen und schreiben lernte, erreichte ich mein vierzehntes Jahr, und man wird gestehen, daß von hier bis zu einem vertrauten Verhältnis mit Goethe ein großer Schritt und überall wenig Anschein war. Auch wußte ich nicht, daß es in der Welt Dinge gebe wie Poesie und schöne Künste, und konnte also auch ein dunkeles Verlangen und Streben nach solchen Dingen in mir nicht stattfinden.

Man hat gesagt, die Tiere werden durch ihre Organe belehrt, und so möchte man vom Menschen sagen, daß er oft durch etwas, was er ganz zufällig tut, über das belehrt werde, was etwa Höheres in ihm schlummert. Ein solches ereignete sich mit mir, und da es, obgleich an sich unbedeutend, meinem ganzen Leben eine andere Wendung gab, so hat es sich mir als etwas Unvergeßliches eingetragt.

Ich saß eines Abends bei angezündeter Lampe mit beiden Eltern am Tische. Mein Vater war von Hamburg zurückgekommen und erzählte von dem Verlauf und Fortgang seines Handels. Da er gern rauchte, so hatte er sich ein Paket Tabak mitgebracht, das vor mir auf dem Tische lag und als Wappen ein Pferd hatte. Dieses Pferd erschien mir als ein sehr gutes Bild, und da ich zugleich Feder und Tinte und ein Stückchen Papier zur Hand hatte, so bemächtigte sich meiner ein unwiderstehlicher Trieb, es nachzuzeichnen. Mein Vater fuhr fort von Hamburg zu erzählen, während ich, von den Eltern unbemerkt, mich ganz vertiefte im Zeichnen des Pferdes. Als ich fertig war, kam es mir vor, als sei meine Nachbildung dem Vorbilde vollkommen ähnlich, und ich genoß ein mir bisher unbekanntes Glück. Ich zeigte meinen Eltern, was ich gemacht hatte, die nicht umhin konnten, mich zu rühmen und sich darüber zu wundern. Die Nacht verbrachte ich in freudiger Aufregung halb schlaflos, ich dachte beständig an mein gezeichnetes Pferd und erwartete mit Ungeduld den Morgen, um es wieder vor Augen zu nehmen und mich wieder daran zu erfreuen.

Von dieser Zeit an verließ mich der einmal erwachte Trieb der sinnlichen Nachbildung nicht wieder. Da es aber in meinem Orte an aller weiteren Hülfe in solchen Dingen fehlte, so war ich schon sehr glücklich, als unser Nachbar, ein Töpfer, mir ein paar Hefte mit Konturen gab, welche ihm bei Bemalung seiner Teller und Schüsseln als Vorbild dienten.

Diese Umrisse zeichnete ich mit Feder und Tinte auf das sorgfältigste nach, und so entstanden zwei Hefte, die bald von Hand zu Hand gingen und auch an die erste Person des Ortes, an den Oberamtmann Meyer, gelangten. Er ließ mich rufen, beschenkte mich und lobte mich auf die liebevollste Weise. Er fragte mich, ob ich Lust habe, ein Maler zu werden; er wolle mich in solchem Fall, wenn ich confirmiert sei, zu einem geschickten Meister nach Hamburg senden. Ich sagte, daß ich wohl Lust habe, und daß ich es mit meinen Eltern überlegen wolle.

Diese aber, beide aus dem Bauernstande und in einem Orte lebend, wo größtenteils nichts anderes als Ackerbau und Viehzucht

getrieben wurde, dachten sich unter einem Maler nichts weiter als einen Türen- und Häuseranstreicher. Sie widerrieten es mir daher auf das sorglichste, indem sie anführten, daß es nicht allein ein sehr schmutziges, sondern zugleich ein sehr gefährliches Handwerk sei, wobei man Hals und Beine brechen könne, welches sich, zumal in Hamburg bei den sieben Stockwerk hohen Häusern, sehr oft ereigne.

Da nun meine eigenen Begriffe von einem Maler gleichfalls nicht höherer Art waren, so verging mir die Lust zu diesem Metier, und ich schlug das Anerbieten des guten Oberamtmannes aus dem Sinne.

Indessen war nun einmal die Aufmerksamkeit höherer Personen auf mich gefallen; man behielt mich im Auge und suchte mich auf manche Weise zu heben. Man ließ mich an dem Privatunterricht der wenigen vornehmen Kinder teilnehmen, ich lernte Französisch und etwas Latein und Musik; zugleich versah man mich mit besserer Kleidung, und der würdige Superintendent Parisius hielt es nicht zu gering, mir einen Platz an seinem eigenen Tische zu geben.

Von nun an war mir die Schule lieb geworden; ich suchte so günstige Umstände so lange fortzusetzen als möglich, und meine Eltern gaben es daher auch gern zu, daß ich erst in meinem sechzehnten Jahre konfirmiert wurde.

Nun aber entstand die Frage, was aus mir werden solle. Wäre es nach meinen Wünschen gegangen, so hätte man mich zur Verfolgung wissenschaftlicher Studien auf ein Gymnasium geschickt; allein hieran war nicht zu denken, denn es fehlte dazu nicht allein an allen Mitteln, sondern die gebieterische Not meiner Umstände verlangte auch, mich sehr bald in einer Lage zu sehen, wo ich nicht allein für mich selber zu sorgen, sondern auch meinen dürftigen alten Eltern einigermaßen zu Hülfe zu kommen imstande wäre.

Eine solche Lage eröffnete sich mir gleich nach meiner Konfirmation, indem ein dortiger Justizbeamter mir das Anerbieten machte, mich zum Schreiben und anderen kleinen Dienstverrichtungen zu sich zu nehmen, worein ich mit Freuden willigte. Ich hatte während der letzten anderthalb Jahre meines fleißigen Schulbesuchs es dahin gebracht, nicht allein eine gute Hand zu erlangen, sondern mich auch in Abfassung schriftlicher Aufsätze vielfältig zu üben, so daß ich mich denn für eine solche Stelle sehr wohl qualifiziert halten konnte. Dieses Verhältnis, wobei ich auch kleine Advokaturgeschäfte trieb und nicht selten in den Fall kam, nach hergebrachten Formen beides, Klageschrift und Urteil, abzufassen, dauerte zwei Jahre, nämlich bis 1810, wo das hannöverische Amt Winsen an der

che aufgelöst und, im Departement der Niederelbe begriffen, dem anzösischen Kaiserreiche einverleibt wurde.

Ich erhielt nun eine Anstellung im Bureau der Direktion der di-ten Steuern zu Lüneburg, und als diese im nächsten Jahre gleich-ils aufgelöst wurde, kam ich in das Bureau der Unterpräfektur zu zen. Hier arbeitete ich bis gegen Ende des Jahres 1812, wo der räfekt, Herr von Düring, mich beförderte und als Mairiesekretär Bevensen anstellte. Diesen Posten bekleidete ich bis zum Früh-g des Jahres 1813, wo die herannahenden Kosaken uns zur Be-iung von der französischen Herrschaft Hoffnung machten.

Ich nahm meinen Abschied und ging in meine Heimat, mit kei-m anderen Plan und Gedanken, als mich sobald wie möglich den ihen der vaterländischen Krieger anzuschließen, die sich im stil-h hier und dort anfingen zu bilden. Dieses vollführte ich und trat gen Ende des Sommers mit Büchse und Holster als Freiwilliger in s Kielmannseggesche Jägerkorps und machte mit diesem in der mpagnie des Kapitän Knop den Feldzug des Winters 1813 und 14 durch Mecklenburg, Holstein und vor Hamburg gegen den arschall Davoust. Darauf marschierten wir über den Rhein gegen n General Maison und zogen im Sommer viel hin und her in dem chtbaren Flandern und Brabant.

Hier, vor den großen Gemälden der Niederländer, ging mir eine ue Welt auf; ich verbrachte ganze Tage in Kirchen und Museen. waren im Grunde die ersten Gemälde, die mir in meinem Leben r Augen gekommen waren; ich sah nun, was es heißen wolle, ein aler zu sein; ich sah die gekrönten glücklichen Fortschritte der hüler, und ich hätte weinen mögen, daß es mir versagt worden, ne ähnliche Bahn zu gehen. Doch entschloß ich mich auf der Stelle; machte in Tournay die Bekanntschaft eines jungen Künstlers, ich rschaffte mir schwarze Kreide und einen Bogen Zeichenpapier m größten Format und setzte mich sogleich vor ein Bild, um es kopieren. Große Begierde zur Sache ersetzte hiebei, was mir an bung und Anleitung fehlte; und so brachte ich die Konture der guren glücklich zustande; ich fing auch an, von der linken Seite rein das Ganze auszuschattieren, als eine Marschorder eine so ückliche Beschäftigung unterbrach. Ich eilte, die Abstufung von hatten und Licht in dem nicht ausgeführten Teile mit einzelnen chstaben anzudeuten, in Hoffnung, daß es mir in ruhigen Stun-n gelingen würde, es auf diese Weise zu vollenden. Ich rollte ein Bild zusammen und tat es in einen Köcher, den ich, neben mei-r Büchse auf dem Rücken hängend, den langen Marsch von Tour-y nach Hameln trug.

Hier ward das Jägerkorps im Herbst des Jahres 1814 aufgelös
Ich ging in meine Heimat; mein Vater war tot, meine Mutter noc
am Leben und bei meiner ältesten Schwester wohnend, die sich indd
verheiratet und das elterliche Haus angenommen hatte. Ich fing nu
sogleich an, mein Zeichnen fortzusetzen; ich vollendete zunächs
jenes aus Brabant mitgebrachte Bild, und als es mir darauf ferne
an passenden Mustern fehlte, so hielt ich mich an die kleinen Ram
bergischen[6] Kupfer, die ich mit schwarzer Kreide ins Große aus
führte. Hiebei merkte ich jedoch sehr bald den Mangel gehörige
Vorstudien und Kenntnisse; ich hatte so wenig Begriffe von de
Anatomie des Menschen wie der Tiere; nicht mehr wußte ich vo
Behandlung der verschiedenen Baumarten und Gründe, und es ko
stete mich daher unsägliche Mühe, ehe ich auf meine Weise etwa
herausbrachte, das ungefähr so aussah.

Ich begriff daher sehr bald, daß, wenn ich ein Künstler werde
wolle, ich es ein wenig anders anzufangen hätte, und daß das fer
nere Suchen und Tasten auf eigenem Wege ein durchaus verlorene
Bemühen sei. Zu einem tüchtigen Meister zu gehen und ganz vo
vorne anzufangen, das war mein Plan.

Was nun den Meister betraf, so lag in meinen Gedanken kein an
derer als Ramberg in Hannover; auch dachte ich, in dieser Stad
mich um so eher halten zu können, als ein geliebter Jugendfreun
dort in glücklichen Umständen lebte, von dessen Treue ich mi
jede Stütze versprechen durfte, und dessen Einladungen sich wieder
holten.

Ich säumte daher auch nicht lange und schnürte meinen Bünde
und machte mitten im Winter 1815 den fast vierzigstündigen We
durch die öde Heide bei tiefem Schnee einsam zu Fuß und erreicht
in einigen Tagen glücklich Hannover.

Ich verfehlte nicht, alsobald zu Ramberg zu gehen und ihm mein
Wünsche vorzutragen. Nach den vorgelegten Proben schien er a
meinem Talent nicht zu zweifeln, doch machte er mir bemerklich
daß die Kunst nach Brot gehe, daß die Überwindung des Tech
nischen viel Zeit verlange, und daß die Aussicht, der Kunst zugleic
die äußere Existenz zu verdanken, sehr ferne sei. Indessen zeigte e
sich sehr bereit, mir seinerseits alle Hülfe zu schenken; er suchte so
gleich aus der Masse seiner Zeichnungen einige passende Blätter mi
Teilen des menschlichen Körpers hervor, die er mir zum Nachzeich
nen mitgab.

So wohnte ich denn bei meinem Freunde und zeichnete nach Ram

[6] Johann Heinrich Ramberg (1763–1840), Maler und Kupferstecher.

rgischen Originalen. Ich machte Fortschritte, denn die Blätter, die
mir gab, wurden immer bedeutender. Die ganze Anatomie des
enschlichen Körpers zeichnete ich durch und ward nicht müde, die
wierigen Hände und Füße immer zu wiederholen. So vergingen
nige glückliche Monate. Wir kamen indes in den Mai, und ich fing
zu kränkeln; der Juni rückte heran, und ich war nicht mehr im-
ande, den Griffel zu führen, so zitterten meine Hände.

Wir nahmen unsere Zuflucht zu einem geschickten Arzt. Er fand
einen Zustand gefährlich. Er erklärte, daß infolge des Feldzuges
le Hautausdünstung unterdrückt sei, daß eine verzehrende Glut
ch auf die inneren Teile geworfen, und daß, wenn ich mich noch
erzehn Tage so fortgeschleppt hätte, ich unfehlbar ein Kind des
odes gewesen sein würde. Er verordnete sogleich warme Bäder und
hnliche wirksame Mittel, um die Tätigkeit der Haut wiederherzu-
ellen; es zeigten sich auch sehr bald erfreuliche Spuren der Besse-
ng, doch an Fortsetzung meiner künstlerischen Studien war nicht
ehr zu denken.

Ich hatte bisher bei meinem Freunde die liebevollste Behandlung
nd Pflege genossen; daß ich ihm lästig sei oder in der Folge lästig
erden könnte, daran war seinerseits kein Gedanke und nicht die
eiteste Andeutung. Ich aber dachte daran, und wie diese schon län-
r gehegte heimliche Sorge wahrscheinlich dazu beigetragen hatte,
n Ausbruch der in mir schlummernden Krankheit zu beschleuni-
n, so trat sie jetzt, da ich wegen meiner Wiederherstellung bedeu-
nde Ausgaben vor mir sah, mit ihrer ganzen Gewalt hervor.

In solcher Zeit äußerer und innerer Bedrängnis eröffnete sich mir
e Aussicht zu einer Anstellung bei einer mit der Kriegskanzlei in
erbindung stehenden Kommission, die das Montierungswesen der
nnöverischen Armee zum Gegenstand ihrer Geschäfte hatte, und
war daher wohl nicht zu verwundern, daß ich dem Drange der
mstände nachgab und, auf die künstlerische Bahn Verzicht lei-
end, mich um die Stelle bewarb und sie mit Freuden annahm.

Meine Genesung erfolgte rasch, und es kehrte ein Wohlbefinden
nd eine Heiterkeit zurück, wie ich sie lange nicht genossen. Ich sah
ich in dem Fall, meinem Freunde einigermaßen wieder zu ver-
ten, was er so großmütig an mir getan. Die Neuheit des Dien-
es, in welchen ich mich einzuarbeiten hatte, gab meinem Geiste
eschäftigung. Meine Obern erschienen mir als Männer von der
elsten Denkungsart, und mit meinen Kollegen, von denen einige
it mir in demselben Korps den Feldzug gemacht, stand ich sehr
ld auf dem Fuß eines innigen Vertrauens.

In dieser gesicherten Lage fing ich nun erst an, in der manches

Gute enthaltenden Residenz mit einiger Freiheit umherzublicken, so wie ich auch in Stunden der Muße nicht müde ward, die reizende Umgebungen immer von neuem zu durchstreifen. Mit einem Schüler Rambergs, einem hoffnungsvollen jungen Künstler, hatte ich eine innige Freundschaft geschlossen; er war auf meinen Wanderungen mein beständiger Begleiter. Und da ich nun auf ein praktisches Fortschreiten in der Kunst wegen meiner Gesundheit und sonstigen Umstände fernerhin Verzicht leisten mußte, so war es mir ein großer Trost, mich mit ihm über unsere gemeinsame Freundin wenigstens täglich zu unterhalten. Ich nahm teil an seinen Kompositionen, die er mir häufig in der Skizze zeigte, und die wir miteinander durchsprachen. Ich ward durch ihn auf manche belehrende Schrift geführt, ich las Winckelmann[7], ich las Mengs[8]; allein da mir die Anschauung der Sachen fehlte, von denen diese Männer handeln, so konnte ich mir auch aus solcher Lektüre nur das Allgemeinste aneignen, und ich hatte davon im Grunde wenig Nutzen.

In der Residenz geboren und aufgewachsen, war mein Freund in geistiger Bildung mir in jeder Hinsicht voran, auch hatte er eine recht hübsche Kenntnis der schönen Literatur, die mir durchaus fehlte. In dieser Zeit war Theodor Körner[9] der gefeierte Held des Tages; er brachte mir dessen Gedichte ‚Leier und Schwert', die den nicht verfehlten, auch auf mich einen großen Eindruck zu machen und auch mich zur Bewunderung hinzureißen.

Man hat viel von der künstlerischen Wirkung eines Gedichtes gesprochen und sie sehr hoch gestellt; mir aber will erscheinen, daß die stoffartige die eigentlich mächtige sei, worauf alles ankomme. Ohne es zu wissen, machte ich diese Erfahrung an dem Büchlein ‚Leier und Schwert'. Denn daß ich gleich Körner den Haß gegen unsere vieljährigen Bedrücker im Busen getragen, daß ich gleich ihm den Befreiungskrieg mitgemacht und gleich ihm alle Zustände von beschwerlichen Märschen, nächtlichen Biwaks, Vorpostendienst und Gefechten erlebt und dabei ähnliche Gedanken und Empfindungen

[7] Johann Joachim Winckelmann (1717–1768), bedeutendster Kunsthistoriker der deutschen Klassik. Er prägte das Bild, das die Goethezeit von der Antike besaß. Seine ‚Geschichte der Kunst des Altertums' erschien 1764. [8] Anton Raphael Mengs (1728–79). Freund Winckelmanns; bedeutendster Maler des reinen Klassizismus in Deutschland. Seine ‚Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei' erschienen 1762. [9] Theodor Körner (1791–1813). Sohn von Christian G. Körner, dem Freunde Schillers. Hoftheaterdirektor in Wien. Verfasser erfolgreicher Bühnenstücke und patriotischer Freiheitslieder. Er fiel als Angehöriger des Lützowschen Freikorps'. Sein Vater gab 1814 die Lieder seines Sohnes unter dem Titel ‚Leyer und Schwert' heraus.

hegt hatte, das verschaffte diesen Gedichten in meinem Innern
ien so tiefen und mächtigen Anklang.

Wie nun aber auf mich nicht leicht etwas Bedeutendes wirken
nnte, ohne mich tief anzuregen und produktiv zu machen, so ging
mir auch mit diesen Gedichten von Theodor Körner. Ich er-
nerte mich aus meiner Kindheit und den folgenden Jahren, daß
selber hin und wieder kleine Gedichte geschrieben, aber nicht
eiter beachtet hatte, weil ich auf dergleichen leicht entstehende
nge damals keinen großen Wert legte, und weil überall zur
hätzung des poetischen Talents immer einige geistige Reife erfor-
rlich ist. Nun aber erschien mir diese Gabe in Theodor Körner
etwas durchaus Rühmliches und Beneidenswürdiges, und es er-
chte in mir ein mächtiger Trieb, zu versuchen, ob es mir nicht
ingen wolle, es ihm einigermaßen nachzutun.

Die Rückkehr unserer vaterländischen Krieger aus Frankreich gab
r eine erwünschte Gelegenheit. Und wie mir in frischer Erinne-
ng lebte, welchen unsäglichen Mühseligkeiten der Soldat im Felde
n zu unterziehen hat, während dem gemächlichen Bürger zu
use oft keine Art von Bequemlichkeit mangelt, so dachte ich, daß
gut sein möchte, dergleichen Verhältnisse in einem Gedicht zur
rache zu bringen und dadurch, auf die Gemüter wirkend, den
rückkehrenden Truppen einen desto herzlicheren Empfang vor-
bereiten.

Ich ließ von dem Gedicht einige hundert Exemplare auf eigene
sten drucken und in der Stadt verteilen. Die Wirkung, die es tat,
r günstig über meine Erwartung. Es verschaffte mir den Zudrang
er Menge sehr erfreulicher Bekanntschaften, man teilte meine
gesprochenen Empfindungen und Ansichten, man ermunterte
h zu ähnlichen Versuchen und war überhaupt der Meinung, daß
die Probe eines Talentes an den Tag gelegt habe, welches der
he wert sei weiter zu kultivieren. Man teilte das Gedicht in Zeit-
riften mit, es ward an verschiedenen Orten nachgedruckt und ein-
n verkauft, und überdies erlebte ich daran die Freude, es von
em sehr beliebten Komponisten in Musik gesetzt zu sehen, so
nig es sich auch im Grunde, wegen seiner Länge und ganz rhe-
tischen Art, zum Gesang eignete.

Es verging von nun an keine Woche, wo ich nicht durch die Ent-
nung irgendeines weiteren Gedichts wäre beglückt worden. Ich
e jetzt in meinem vierundzwanzigsten Jahre; es lebte in mir eine
lt von Gefühlen, Drang und gutem Willen; allein ich war ganz
ne alle geistige Kultur und Kenntnisse. Man empfahl mir das
dium unserer großen Dichter und führte mich besonders auf

Schiller[10] und Klopstock[11]. Ich verschaffte mir ihre Werke, ich las, ich bewunderte sie, allein ich fand mich durch sie wenig gefördert; die Bahn dieser Talente lag, ohne daß ich es damals gewußt hätte, von der Richtung meiner eigenen Natur zu weit abwärts.

In dieser Zeit hörte ich zuerst den Namen Goethe und erlangte zuerst einen Band seiner Gedichte. Ich las seine Lieder und las sie immer von neuem und genoß dabei ein Glück, das keine Worte schildern. Es war mir, als fange ich erst an, aufzuwachen und zum eigentlichen Bewußtsein zu gelangen; es kam mir vor, als werde mir in diesen Liedern mein eigenes mir bisher unbekanntes Innere zurückgespiegelt. Auch stieß ich nirgends auf etwas Fremdartiges und Gelehrtes, wozu mein bloß menschliches Denken und Empfinden nicht ausgereicht hätte, nirgends auf Namen ausländischer und veralteter Gottheiten, wobei ich mir nichts zu denken wußte; vielmehr fand ich das menschliche Herz in allen seinem Verlangen, Glück und Leiden, ich fand eine deutsche Natur wie der gegenwärtige helle Tag, eine reine Wirklichkeit in dem Lichte milder Verklärung.

Ich lebte in diesen Liedern ganze Wochen und Monate. Dann gelang es mir, den ‚Wilhelm Meister' zu bekommen, dann sein Leben, dann seine dramatischen Werke. Den ‚Faust', vor dessen Abgründen menschlicher Natur und Verderbnis ich anfänglich zurückschauderte, dessen bedeutend-rätselhaftes Wesen mich aber immer wieder anzog, las ich alle Festtage. Bewunderung und Liebe nahm täglich zu, ich lebte und webte Jahr und Tag in diesen Werken und dachte und sprach nichts als von Goethe.

Der Nutzen, den wir aus dem Studium der Werke eines großen Schriftstellers ziehen, kann mannigfaltiger Art sein; ein Hauptgewinn aber möchte darin bestehen, daß wir uns nicht allein unseres eigenen Innern, sondern auch der mannigfaltigen Welt außer uns deutlicher bewußt werden. Eine solche Wirkung hatten auf mich die Werke Goethes. Auch ward ich durch sie zur besseren Beobachtung und Auffassung der sinnlichen Gegenstände und Charaktere getrieben; ich kam nach und nach zu dem Begriff der Einheit oder der innerlichsten Harmonie eines Individuums mit sich selber, und somit ward mir denn das Rätsel der großen Mannigfaltigkeit sowohl natürlicher als künstlerischer Erscheinungen immer mehr aufgeschlossen.

[10] Friedrich Schiller (1759–1805). Neben Goethe der größte Dichter der deutschen Klassik. [11] Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803). Als erster Vertreter der Empfindsamkeit wirkte er dem starren Regelzwang der Aufklärung entgegen. Vorläufer der deutschen Klassik.

Nachdem ich mich einigermaßen in Goethes Schriften befestiget und mich nebenbei in der Poesie praktisch auf manche Weise versucht hatte, wendete ich mich zu einigen der größten Dichter des Auslandes und früherer Zeiten und las in den besten Übersetzungen nicht allein die vorzüglichsten Stücke von Shakespeare, sondern auch den Sophokles und Homer.

Hiebei merkte ich jedoch sehr bald, daß von diesen hohen Werken nur das Allgemein-Menschliche in mich eingehen wolle, daß aber das Verständnis des Besonderen, sowohl in sprachlicher als historischer Hinsicht, wissenschaftliche Kenntnisse und überhaupt eine Bildung voraussetze, wie sie gewöhnlich nur auf Schulen und Universitäten erlangt wird.

Überdies machte man mir von manchen Seiten bemerklich, daß ich mich auf eigenem Wege vergebens abmühe und daß, ohne eine sogenannte klassische Bildung, nie ein Dichter dahin gelangen werde, sowohl seine eigene Sprache mit Geschick und Nachdruck zu gebrauchen, als auch überhaupt, dem Gehalt und Geiste nach, etwas Vorzügliches zu leisten.

Da ich nun auch zu dieser Zeit viele Biographien bedeutender Männer las, um zu sehen, welche Bildungswege sie eingeschlagen, um zu etwas Tüchtigem zu gelangen, und ich bei ihnen überall den Gang durch Schulen und Universitäten wahrzunehmen hatte, so faßte ich, obgleich bei so vorgerücktem Alter und unter so widerstrebenden Umständen, den Entschluß, ein Gleiches auszuführen.

Ich wendete mich alsobald an einen als Lehrer beim Gymnasium zu Hannover angestellten vorzüglichen Philologen und nahm bei ihm Privatunterricht, nicht allein in der lateinischen, sondern auch in der griechischen Sprache, und verwendete auf diese Studien alle Stunden, die meine wenigstens sechs Stunden täglich in Anspruch nehmenden Berufsgeschäfte mir gewähren wollten.

Dieses trieb ich ein Jahr. Ich machte gute Fortschritte; allein bei meinem unaussprechlichen Drange vorwärts, kam es mir vor, als gehe es zu langsam, und als müsse ich auf andere Mittel denken. Es wollte mir erscheinen, daß, wenn ich erlangen könne, täglich vier bis fünf Stunden das Gymnasium zu besuchen und auf solche Weise ganz und gar in dem gelehrten Elemente zu leben, ich ganz andere Fortschritte machen und ungleich schneller zum Ziele gelangen würde. In dieser Meinung ward ich durch den Rat sachkundiger Personen bestätigt; ich faßte daher den Entschluß, so zu tun, und hielt dazu auch sehr leicht die Genehmigung meiner Obern, indem die Stunden des Gymnasiums größtenteils auf eine solche Tageszeit fielen, wo ich vom Dienste frei war.

Ich meldete mich daher zur Aufnahme und ging in Begleitung meines Lehrers an einem Sonntagvormittag zu dem würdigen Direktor, um die erforderliche Prüfung zu bestehen. Er examinierte mich mit aller möglichen Milde, allein da ich für die hergebrachten Schulfragen kein präparierter Kopf war und es mir trotz allem Fleiß an eigentlicher Routine fehlte, so bestand ich nicht so gut, als ich im Grunde hätte sollen. Doch auf die Versicherung meines Lehrers, daß ich mehr wisse, als es nach dieser Prüfung den Anschein haben möge, und in Erwägung meines ungewöhnlichen Strebens setzte er mich nach Sekunda.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich, als ein fast Fünfundzwanzigjähriger und als einer, der bereits in königlichen Diensten stand, unter diesen größtenteils noch sehr knabenhaften Jünglingen eine wunderliche Figur machte, so daß diese neue Situation mir anfänglich selber ein wenig unbequem und seltsam vorkommen wollte; doch mein großer Durst nach den Wissenschaften ließ mich alles übersehen und ertragen. Auch hatte ich mich im ganzen nicht zu beschweren. Die Lehrer achteten mich, die älteren und besseren Schüler der Klasse kamen mir auf das freundlichste entgegen, und selbst einige Ausbunde von Übermut hatten Rücksicht genug, an mir ihre frevelhaften Anwandlungen nicht auszulassen.

Ich war daher wegen meiner erreichten Wünsche im ganzen genommen sehr glücklich und schritt auf dieser neuen Bahn mit großem Eifer vorwärts. Des Morgens fünf Uhr war ich wach und bald darauf an meinen Präparationen. Gegen acht ging es in die Schule bis zehn Uhr. Von dort eilte ich auf mein Bureau zu den Dienstgeschäften, die meine Gegenwart bis gegen ein Uhr verlangten. Im Fluge ging es sodann nach Haus; ich verschluckte ein wenig Mittagsessen und war gleich nach ein Uhr wieder in der Schule. Die Stunden dauerten bis vier Uhr, worauf ich denn wieder bis nach sieben Uhr in meinem Beruf beschäftigt war und den ferneren Abend zu Präparationen und Privatunterricht verwendete.

Dieses Leben und Treiben verführte ich einige Monate; allein meine Kräfte waren einer solchen Anstrengung nicht gewachsen, und es bestätigte sich die alte Wahrheit: daß niemand zween Herren dienen könne. Der Mangel an freier Luft und Bewegung, so wie die fehlende Zeit und Ruhe zum Essen, Trinken und Schlaf, erzeugten nach und nach einen krankhaften Zustand; ich fühlte mich abgestumpft an Leib und Seele und sah mich zuletzt in der dringenden Notwendigkeit, entweder die Schule aufzugeben oder meine Stelle. Da aber das letztere meiner Existenz wegen nicht anging, so blieb kein anderer Ausweg, als das erstere zu tun, und ich

trat mit dem beginnenden Frühling 1817 wieder aus. Es schien zu dem besonderen Geschick meines Lebens zu gehören, mancherlei zu probieren, und so gereute es mich denn keineswegs, auch eine gelehrte Schule eine Zeitlang probiert zu haben.

Ich hatte indes einen guten Schritt vorwärts getan, und da ich die Universität nach wie vor im Auge behielt, so blieb nun weiter nichts übrig, als den Privatunterricht fortzusetzen, welches denn auch mit aller Lust und Liebe geschah.

Nach der überstandenen Last des Winters verlebte ich einen desto heiterern Frühling und Sommer; ich war viel in der freien Natur, die dieses Jahr mit besonderer Innigkeit zu meinem Herzen sprach, und es entstanden viele Gedichte, wobei besonders die jugendlichen Lieder von Goethe mir als hohe Muster vor Augen schwebten.

Mit eintretendem Winter fing ich an, ernstlich darauf zu denken, wie ich es möglich mache, wenigstens binnen Jahresfrist die Universität zu beziehen. In der lateinischen Sprache war ich so weit vorgeschritten, daß es mir gelang, von den Oden des Horaz[12], von den Hirtengedichten des Virgil[13], so wie von den Metamorphosen des Ovid[14] einige mich besonders ansprechende Stücke metrisch zu übersetzen, so wie die Reden des Cicero[15] und die Kriegsgeschichten des Julius Cäsar[16] mit einiger Leichtigkeit zu lesen. Hiermit konnte ich mich zwar noch keineswegs als für akademische Studien gehörig vorbereitet betrachten, allein ich dachte, innerhalb eines Jahres noch sehr weit zu kommen und sodann das Fehlende auf der Universität selber nachzuholen.

Unter den höheren Personen der Residenz hatte ich mir manchen Gönner erworben; sie versprachen mir ihre Mitwirkung, jedoch unter der Bedingung, daß ich mich entschließen wolle, ein sogenanntes Brotstudium zu wählen. Da aber dergleichen nicht in der Richtung meiner Natur lag, und da ich in der festen Überzeugung lebte, daß der Mensch nur dasjenige kultivieren müsse, wohin ein unausgesetzter Drang seines Innern gehe, so blieb ich bei meinem Sinn, und jene versagten mir ihre Hülfe, indem endlich nichts weiter erfolgen sollte als ein Freitisch.

[12] Horaz (65–8 v. Chr.). Römischer Dichter. Sein Werk – Satiren, Oden, Schmähgedichte und eine Poetik – ist vollständig überliefert. [13] Vergil (70 v. Chr. — 19 v. Chr.). Römischer Dichter. Sein Hauptwerk ist die ‚Aeneis'. Eckermann spricht hier von Vergils früher Idyllensammlung, den ‚Bucolica'. [14] Ovid (43 v. Chr. – etwa 17 n. Chr.). Römischer Dichter. Seine ‚Metamorphosen' erzählen in fünfzehn Büchern Sagen von der Verwandlung von Menschen in Tiere oder Pflanzen. [15] Marcus Tullius Cicero (106–43 v. Chr.). Bedeutender Staatsmann, Gelehrter und Redner in Rom. [16] Gajus Julius Caesar (100–44 v. Chr.). Römischer Feldherr und Staatsmann.

Es blieb nun nichts übrig, als meinen Plan durch eigene Kräfte durchzusetzen und mich zu einer literarischen Produktion von einiger Bedeutung zusammenzunehmen.

Müllners[17] ‚Schuld' und Grillparzers[18] ‚Ahnfrau' waren zu dieser Zeit an der Tagesordnung und machten viel Aufsehen. Meinem Naturgefühl waren diese künstlichen Werke zuwider, noch weniger konnte ich mich mit ihren Schicksalsideen befreunden, von denen ich der Meinung war, daß daraus eine unsittliche Wirkung auf das Volk hervorgehe. Ich faßte daher den Entschluß, gegen sie aufzutreten und darzutun, daß das Schicksal in den Charakteren ruhe. Aber ich wollte nicht mit Worten gegen sie streiten, sondern mit der Tat. Ein Stück sollte erscheinen, welches die Wahrheit ausspreche, daß der Mensch in der Gegenwart Samen streue, der in der Zukunft aufgehe und Früchte bringe, gute oder böse, je nachdem er gesäet habe. Mit der Weltgeschichte unbekannt, blieb mir weiter nichts übrig, als die Charaktere und den Gang der Handlung zu erfinden. Ich trug es wohl ein Jahr mit mir herum und bildete mir die einzelnen Szenen und Akte bis ins einzelne aus und schrieb es endlich im Winter 1820 in den Morgenstunden einiger Wochen. Ich genoß dabei das höchste Glück, denn ich sah, daß alles sehr leicht und natürlich zutage kam. Allein im Gegensatz mit jenen genannten Dichtern ließ ich das wirkliche Leben mir zu nahe treten, das Theater kam mir nie vor Augen. Daher ward es auch mehr eine ruhige Zeichnung von Situationen als eine gespannte rasch fortschreitende Handlung und auch nur poetisch und rhythmisch, wenn Charaktere und Situationen es erforderten. Nebenpersonen gewannen zuviel Raum, das ganze Stück zuviel Breite.

Ich teilte es den nächsten Freunden und Bekannten mit, waren aber nicht verstanden, wie ich es wünschte; man warf mir vor, einige Szenen gehören ins Lustspiel, man warf mir ferner vor: ich habe zu wenig gelesen. Ich, eine bessere Aufnahme erwartend, war anfänglich im stillen beleidigt; doch nach und nach kam ich zu der Überzeugung, daß meine Freunde nicht so ganz unrecht hätten, und daß mein Stück, wenn auch die Charaktere richtig gezeichnet und das Ganze wohl durchdacht und mit einer gewissen Besonnenheit und Fazilität[19] so zur Erscheinung gekommen, wie es in mir gelegen, doch, dem darin entwickelten Leben nach, auf einer viel zu niedern

[17] Adolf Müller (1774–1829). Verfasser von Schicksalsdramen. Sein erfolgreichstes Werk, ‚Die Schuld' (1816), wurde von Goethe auch in Weimar aufgeführt.
[18] Franz Grillparzer (1791–1872). Größter Dramatiker der Spätklassik. Sein Erstlingswerk ‚Die Ahnfrau' (1818) ist eine ins Schauerliche übersteigerte Schicksalstragödie. [19] Leichtigkeit.

Stufe stehe, als daß es sich geeignet hätte, damit öffentlich aufzutreten.

Und dieses war in Erwägung meines Herkommens und meiner wenigen Studien nicht zu verwundern. Ich nahm mir vor, das Stück umzuarbeiten und für das Theater einzurichten, vorher aber in meiner Bildung vorzuschreiten, damit ich fähig sei, alles höher zu stellen. Der Drang nach der Universität, wo ich alles zu erlangen hoffte, was mir fehlte, und wodurch ich auch in höhere Lebensverhältnisse zu kommen gedachte, ward nun zur Leidenschaft. Ich faßte den Entschluß, meine Gedichte herauszugeben, um es dadurch vielleicht zu bewirken. Und da es mir nun an Namen fehlte, um von einem Verleger ein ansehnliches Honorar erwarten zu können, so wählte ich den für meine Lage vorteilhafteren Weg der Subskription.

Diese ward von Freunden eingeleitet und nahm den erwünschtesten Fortgang. Ich trat jetzt bei meinen Obern mit meiner Absicht auf Göttingen wieder hervor und bat um meine Entlassung; und da diese nun die Überzeugung gewannen, daß es mein tiefer Ernst sei, und daß ich nicht nachgebe, so begünstigten sie meine Zwecke. Auf Vorstellung meines Chefs, des damaligen Obristen von Berger, gewährte die Kriegskanzlei mir den erbetenen Abschied und ließ mir jährlich 150 Taler von meinem Gehalt zum Behuf meiner Studien auf zwei Jahre.

Ich war nun glücklich in dem Gelingen der jahrelang gehegten Pläne. Die Gedichte ließ ich auf das schnellste drucken und versenden, aus deren Ertrag ich nach Abzug aller Kosten einen reinen Gewinn von 150 Talern behielt. Ich ging darauf im Mai 1821 nach Göttingen, eine teure Geliebte zurücklassend.

Mein erster Versuch, nach der Universität zu gelangen, war daran gescheitert, daß ich hartnäckig jedes sogenannte Brotstudium abgelehnt hatte. Jetzt aber, durch die Erfahrung gewitzigt und der unsäglichen Kämpfe mir noch zu gut bewußt, die ich damals sowohl gegen meine nächste Umgebung als gegen einflußreiche höhere Personen zu bestehen hatte, war ich klug genug gewesen, mich den Ansichten einer übermächtigen Welt zu bequemen und sogleich zu erklären, daß ich ein Brotstudium wählen und mich der Rechtswissenschaft widmen wolle.

Dieses hatten sowohl meine mächtigen Gönner als alle anderen, denen mein irdisches Fortkommen am Herzen lag, und die sich von der Gewalt meiner geistigen Bedürfnisse keine Vorstellung machten, sehr vernünftig gefunden. Aller Widerspruch war mit einemmal abgetan, ich fand überall ein freundliches Entgegenkommen und ein

bereitwilliges Befördern meiner Zwecke. Zugleich unterließ ma nicht, zu meiner Bestätigung in so guten Vorsätzen anzuführen, da das juristische Studium keineswegs der Art sei, daß es nicht den Geiste einen höheren Gewinn gebe. Ich würde, sagte man, dadurch Blicke in bürgerliche und weltliche Verhältnisse tun, wie ich au keine andere Weise erreichen könne. Auch wäre dieses Studium kei neswegs von solchem Umfang, daß sich nicht sehr viele sogenannt höhere Dinge nebenbei treiben lassen. Man nannte mir verschie dene Namen berühmter Personen, die alle Jura studiert hätten un doch zugleich zu den höchsten Kenntnissen anderer Art gelang wären.

Hierbei jedoch wurde sowohl von meinen Freunden als von mi übersehen, daß jene Männer nicht allein mit tüchtigen Schulkennt nissen ausgestattet zur Universität kamen, sondern auch eine un gleich längere Zeit, als die gebieterische Not meiner besondere Umstände es mir erlauben wollte, auf ihre Studien verwende konnten.

Genug aber, so wie ich andere getäuscht hatte, täuschte ich mic nach und nach selber und bildete mir zuletzt wirklich ein, ic könne in allem Ernst Jura studieren und doch zugleich mein eigentlichen Zwecke erreichen.

In diesem Wahn, etwas zu suchen, was ich gar nicht zu besitze und anzuwenden wünschte, fing ich sogleich nach meiner Ankunf auf der Universität mit dem Juristischen an. Auch fand ich dies Wissenschaft keineswegs der Art, daß sie mir widerstanden hätte vielmehr hätte ich, wenn mein Kopf nicht von anderen Vorsätze und Bestrebungen wäre zu voll gewesen, mich ihr recht gerne erge ben mögen. So aber erging es mir wie einem Mädchen, das gege eine vorgeschlagene Heiratspartie bloß deswegen allerlei zu erin nern findet, weil ihr unglücklicherweise ein heimlich Geliebter im Herzen liegt.

In den Vorlesungen der Institutionen und Pandekten[20] sitzend vergaß ich mich oft im Ausbilden dramatischer Szenen und Akte Ich gab mir alle Mühe, meinen Sinn auf das Vorgetragene zu wen den, allein er lenkte gewaltsam immer abwärts. Es lag mir fort während nichts in Gedanken als Poesie und Kunst und mein höhere menschliche Entwickelung, warum ich ja überall seit Jahren mit Leidenschaft nach der Universität gestrebt hatte.

Wer mich nun das erste Jahr in meinen nächsten Zwecken bedeu tend förderte, war Heeren[21]. Seine Ethnographie und Geschichte

[20] Sammlung von Gutachten römischer Rechtsgelehrter. [21] Arnold Hermann Lud wig Heeren (1760–1842), Historiker.

legte in mir für fernere Studien dieser Art den besten Grund, so wie die Klarheit und Gediegenheit seines Vortrages auch in anderer Hinsicht für mich von bedeutendem Nutzen war. Ich besuchte jede Stunde mit Liebe und verließ keine, ohne von größerer Hochachtung und Neigung für den vorzüglichen Mann durchdrungen zu sein.

Das zweite akademische Jahr begann ich vernünftigerweise mit gänzlicher Beseitigung des juristischen Studiums, das in der Tat viel zu bedeutend war, als daß ich es als Nebensache hätte mitgewinnen können, und das mir in der Hauptsache als ein zu großes Hindernis anhing. Ich schloß mich an die Philologie. Und wie ich im ersten Jahre Heeren sehr viel schuldig geworden, so ward ich es nun Dissen[22]. Denn nicht allein, daß seine Vorlesungen meinen Studien die eigentlich gesuchte und ersehnte Nahrung gaben, ich mich täglich mehr gefördert und aufgeklärt sah und nach seinen Andeutungen sichere Richtungen für künftige Produktionen nahm, sondern ich hatte auch das Glück, dem werten Manne persönlich bekannt zu werden und mich von ihm in meinen Studien geleitet, bestärkt und ermuntert zu sehen.

Überdies war der tägliche Umgang mit ganz vorzüglichen Köpfen unter den Studierenden und das unaufhörliche Besprechen der höchsten Gegenstände, auf Spaziergängen und oft bis tief in die Nacht hinein, für mich ganz unschätzbar und auf meine immer freiere Entwickelung vom günstigsten Einfluß.

Indessen war das Ende meiner pekuniären Hülfsmittel nicht mehr ferne. Dagegen hatte ich seit anderthalb Jahren täglich neue Schätze des Wissens in mich aufgenommen; ein ferneres Anhäufen, ohne ein praktisches Verwenden, war meiner Natur und meinem Lebensgange nicht gemäß, und es herrschte daher in mir ein leidenschaftlicher Trieb, mich durch einige schriftstellerische Produktionen wieder frei und nach ferneren Studien wieder begehrlich zu machen.

Sowohl meine dramatische Arbeit, woran ich dem Stoffe nach das Interesse nicht verloren hatte, die aber der Form und dem Gehalte nach bedeutender erscheinen sollte; als auch Ideen in bezug auf Grundsätze der Poesie, die sich besonders als Widerspruch gegen damals herrschende Ansichten entwickelt hatten, gedachte ich hintereinander auszusprechen und zu vollenden.

Ich verließ daher im Herbst 1822 die Universität und bezog eine ländliche Wohnung in der Nähe von Hannover. Ich schrieb zunächst jene theoretischen Aufsätze, von denen ich hoffte, daß sie be-

[22] Ludolf Dissen (1784–1837), Philologe in Göttingen.

sonders bei jungen Talenten nicht allein zur Hervorbringung, son
dern auch zur Beurteilung dichterischer Werke beitragen würde
und gab ihnen den Titel ‚Beiträge zur Poesie'.

Im Mai 1823 war ich mit dieser Arbeit zustande. Es kam mir nu
in meiner Lage nicht allein darauf an, einen guten Verleger, son
dern auch ein gutes Honorar zu erhalten, und so entschloß ich mic
kurz und schickte das Manuskript an Goethe und bat ihn um einig
empfehlende Worte an Herrn von Cotta[23].

Goethe war nach wie vor derjenige unter den Dichtern, zu der
ich täglich als meinem untrüglichen Leitstern hinaufblickte, desse
Aussprüche mit meiner Denkungsweise in Harmonie standen un
mich auf einen immer höheren Punkt der Ansicht stellten, desse
hohe Kunst in Behandlung der verschiedensten Gegenstände ic
immer mehr zu ergründen und ihr nachzustreben suchte, und gege
der meine innige Liebe und Verehrung fast leidenschaftlicher Natu
war.

Bald nach meiner Ankunft in Göttingen hatte ich ihm, neben
einer kleinen Skizze meines Lebens- und Bildungsganges, ein Exem
plar meiner Gedichte zugesendet, worauf ich denn die große Freud
erlebte, nicht allein von ihm einige schriftliche Worte zu erhalten
sondern auch von Reisenden zu hören, daß er von mir eine gut
Meinung habe und in den Heften von ‚Kunst und Altertum'[24] mei
ner gedenken wolle.

Dieses zu wissen war für mich in meiner damaligen Lage vo
großer Bedeutung, sowie es mir auch jetzt den Mut gab, das soeben
vollendete Manuskript vertrauensvoll an ihn zu senden.

Es lebte nun in mir kein anderer Trieb, als ihm einmal einig
Augenblicke persönlich nahe zu sein; und so machte ich mich denn
zur Erreichung dieses Wunsches gegen Ende des Monates Mai au
und wanderte zu Fuß über Göttingen und das Werratal nach Wei
mar.

Auf diesem wegen großer Hitze oft mühsamen Wege hatte ich in
meinem Innern wiederholt den tröstlichen Eindruck, als stehe ich
unter der besonderen Leitung gütiger Wesen, und als möchte diese
Gang für mein ferneres Leben von wichtigen Folgen sein.

[23] Johann Friedrich Cotta (1764–1832). Buchhändler, Verleger der Werke Goethes
[24] Von Goethe herausgegebene Zeitschrift.

1823

Weimar, Dienstag, den 10. Juni 1823

Vor wenigen Tagen bin ich hier angekommen, heute war ich zuerst bei Goethe. Der Empfang seinerseits war überaus herzlich, und der Eindruck seiner Person auf mich derart, daß ich diesen Tag zu den glücklichsten meines Lebens rechne.

Er hatte mir gestern, als ich anfragen ließ, diesen Mittag zwölf Uhr als die Zeit bestimmt, wo ich ihm willkommen sein würde. Ich ging also zur gedachten Stunde hin und fand den Bedienten auch bereits meiner wartend und sich anschickend, mich hinaufzuführen.

Das Innere des Hauses machte auf mich einen sehr angenehmen Eindruck; ohne glänzend zu sein, war alles höchst edel und einfach; auch deuteten verschiedene an der Treppe stehende Abgüsse antiker Statuen auf Goethes besondere Neigung zur bildenden Kunst und dem griechischen Altertum. Ich sah verschiedene Frauenzimmer, die unten im Hause geschäftig hin und wieder gingen; auch einen der schönen Knaben Ottiliens[25], der zutraulich zu mir herankam und mich mit großen Augen anblickte.

Nachdem ich mich ein wenig umgesehen, ging ich sodann mit dem sehr gesprächigen Bedienten die Treppe hinauf zur ersten Etage. Er öffnete ein Zimmer, vor dessen Schwelle man die Zeichen SALVE als gute Vorbedeutung eines freundlichen Willkommenseins überschritt. Er führte mich durch dieses Zimmer hindurch und öffnete ein zweites, etwas geräumigeres, wo er mich zu verweilen bat, indem er ging, mich seinem Herrn zu melden. Hier war die kühlste erquicklichste Luft, auf dem Boden lag ein Teppich gebreitet, auch war es durch ein rotes Kanapee und Stühle von gleicher Farbe überaus heiter möbliert; gleich zur Seite stand ein Flügel, und an den Wänden sah man Handzeichnungen und Gemälde verschiedener Art und Größe.

Durch eine offene Tür blickte man sodann in ein ferneres Zimmer,

[25] Ottilie von Goethe, geb. von Pogwisch (1796—1872). Schwiegertochter Goethes. Ihre Söhne Walther (1818–85) und Wolfgang (1820–83).

gleichfalls mit Gemälden verziert, durch welches der Bediente g
gangen war, mich zu melden.

Es währte nicht lange, so kam Goethe, in einem blauen Oberro
und in Schuhen; eine erhabene Gestalt! Der Eindruck war übe
raschend. Doch verscheuchte er sogleich jede Befangenheit durch d
freundlichsten Worte. Wir setzten uns auf das Sofa. Ich war glüc
lich verwirrt in seinem Anblick und seiner Nähe, ich wußte ih
wenig oder nichts zu sagen.

Er fing sogleich an, von meinem Manuskript zu reden. „I
komme eben von Ihnen her", sagte er; „ich habe den ganzen Mo
gen in Ihrer Schrift gelesen; sie bedarf keiner Empfehlung, sie em
fiehlt sich selber." Er lobte darauf die Klarheit der Darstellung u
den Fluß der Gedanken, und daß alles auf gutem Fundament ru
und wohl durchdacht sei. „Ich will es schnell befördern", fügte
hinzu, „heute noch schreibe ich an Cotta mit der reitenden Po
und morgen schicke ich das Paket mit der fahrenden nach." I
dankte ihm dafür mit Worten und Blicken.

Wir sprachen darauf über meine fernere Reise. Ich sagte ihm, da
mein eigentliches Ziel die Rheingegend sei, wo ich an einem passe
den Ort zu verweilen und etwas Neues zu schreiben gedenke. Z
nächst jedoch wolle ich von hier nach Jena gehen, um dort die An
wort des Herrn von Cotta zu erwarten.

Goethe fragte mich, ob ich in Jena schon Bekannte habe; ich e
widerte, daß ich mit Herrn von Knebel[26] in Berührung zu komme
hoffe, worauf er versprach, mir einen Brief mitzugeben, damit ic
einer desto bessern Aufnahme gewiß sei.

„Nun, nun!" sagte er dann, „wenn Sie in Jena sind, so sind w
ja nahe beieinander und können zueinander und können uns schre
ben, wenn etwas vorfällt."

Wir saßen lange beisammen, in ruhiger liebevoller Stimmun
Ich drückte seine Knie, ich vergaß das Reden über seinem Anblic
ich konnte mich an ihm nicht satt sehen. Das Gesicht so kräftig un
braun und voller Falten und jede Falte voller Ausdruck. Und i
allem solche Biederkeit und Festigkeit und solche Ruhe und Größ
Er sprach langsam und bequem, so wie man sich wohl einen b
jahrten Monarchen denkt, wenn er redet. Man sah ihm an, daß
in sich selber ruhet und über Lob und Tadel erhaben ist. Es war m
bei ihm unbeschreiblich wohl; ich fühlte mich beruhigt, so wie
jemandem sein mag, der nach vieler Mühe und langem Hoffen end
lich seine liebsten Wünsche befriedigt sieht.

[26] Karl Ludwig von Knebel (1744–1834). Prinzenerzieher am Weimarer Hof. W
eng mit Goethe befreundet.

Er kam sodann auf meinen Brief, und daß ich recht habe, daß, wenn man eine Sache mit Klarheit zu behandeln vermöge, man auch zu vielen anderen Dingen tauglich sei.

„Man kann nicht wissen, wie sich das drehet und wendet", sagte er dann; „ich habe manchen hübschen Freund in Berlin, da habe ich denn dieser Tage Ihrer gedacht."

Dabei lächelte er liebevoll in sich. Er machte mich sodann aufmerksam, was ich in diesen Tagen in Weimar alles noch sehen müsse, und daß er den Herrn Sekretär Kräuter[27] bitten wolle, mich herumzuführen. Vor allen aber solle ich ja nicht versäumen, das Theater zu besuchen. Er fragte mich darauf, wo ich logiere, und sagte, daß er mich noch einmal zu sehen wünsche und zu einer passenden Stunde senden wolle.

Mit Liebe schieden wir auseinander; ich im hohen Grade glücklich, denn aus jedem seiner Worte sprach Wohlwollen, und ich fühlte, daß er es überaus gut mit mir im Sinne habe.

Mittwoch, den 11. Juni 1823

Diesen Morgen erhielt ich abermals eine Einladung zu Goethe und zwar mittelst einer von ihm beschriebenen Charte. Ich war darauf wieder ein Stündchen bei ihm. Er erschien mir heute ganz ein anderer als gestern, er zeigte sich in allen Dingen rasch und entschieden wie ein Jüngling.

Er brachte zwei dicke Bücher, als er zu mir hereintrat. „Es ist nicht gut", sagte er, „daß Sie so rasch vorübergehen, vielmehr wird es besser sein, daß wir einander etwas näher kommen. Ich wünsche Sie mehr zu sehen und zu sprechen. Da aber das Allgemeine so groß ist, so habe ich sogleich auf etwas Besonderes gedacht, das als ein Tertium einen Verbindungs- und Besprechungspunkt abgebe. Sie finden in diesen beiden Bänden die ‚Frankfurter gelehrten Anzeigen' der Jahre 1772 und 1773, und zwar sind auch darin fast alle meine damals geschriebenen kleinen Rezensionen. Diese sind nicht gezeichnet; doch da Sie meine Art und Denkungsweise kennen, so werden Sie sie schon aus den übrigen herausfinden. Ich möchte nun, daß Sie diese Jugendarbeiten etwas näher betrachteten und mir sagten, was Sie davon denken. Ich möchte wissen, ob sie wert sind, in eine künftige Ausgabe meiner Werke aufgenommen zu werden. Mir selber stehen diese Sachen viel zu weit ab, ich habe darüber kein Urteil. Ihr Jüngeren aber müßt wissen, ob sie für

[27] Kräuter, Goethes Privatsekretär.

euch Wert haben und inwiefern sie bei dem jetzigen Standpunkt der Literatur noch zu gebrauchen. Ich habe bereits Abschriften nehmen lassen, die Sie dann später haben sollen, um sie mit dem Original zu vergleichen. Demnächst, bei einer sorgfältigen Redaktion würde sich denn auch finden, ob man nicht gut tue, hie und da eine Kleinigkeit auszulassen oder nachzuhelfen, ohne im ganzen dem Charakter zu schaden."

Ich antwortete ihm, daß ich sehr gerne mich an diesen Gegenständen versuchen wolle, und daß ich dabei weiter nichts wünsche, als daß es mir gelingen möge, ganz in seinem Sinne zu handeln.

„Sowie Sie hineinkommen", erwiderte er, „werden Sie finden, daß Sie der Sache vollkommen gewachsen sind; es wird Ihnen von der Hand gehen."

Er eröffnete mir darauf, daß er in etwa acht Tagen nach Marienbad abzureisen gedenke, und daß es ihm lieb sein würde, wenn ich bis dahin noch in Weimar bliebe, damit wir uns während der Zeit mitunter sehen und sprechen und persönlich näher kommen möchten.

„Auch wünschte ich", fügte er hinzu, „daß Sie in Jena nicht bloß wenige Tage oder Wochen verweilten, sondern daß Sie sich für den ganzen Sommer dort häuslich einrichteten, bis ich gegen den Herbst von Marienbad zurückkomme. Ich habe bereits gestern wegen einer Wohnung und dergleichen geschrieben, damit Ihnen alles bequem und angenehm werde.

Sie finden dort die verschiedenartigsten Quellen und Hülfsmittel für weitere Studien; auch einen sehr gebildeten geselligen Umgang, und überdies ist die Gegend so mannigfaltig, daß Sie wohl funfzig verschiedene Spaziergänge machen können, die alle angenehm und fast alle zu ungestörtem Nachdenken geeignet sind. Sie werden Muße und Gelegenheit finden, in der Zeit für sich selbst manches Neue zu schreiben und nebenbei auch meine Zwecke zu fördern."

Ich fand gegen so gute Vorschläge nichts zu erinnern und willigte in alles mit Freuden. Als ich ging, war er besonders liebevoll; auch bestimmte er auf übermorgen eine abermalige Stunde zu einer ferneren Unterredung.

Jena, Montag, den 15. September 1823

Goethe ist von Marienbad glücklich zurückgekommen, wird aber, da seine hiesige Gartenwohnung nicht die erforderliche Bequemlichkeit darbietet, hier nur wenige Tage verweilen. Er ist wohl

und rüstig, so daß er einen Weg von mehreren Stunden zu Fuß machen kann und es eine wahre Freude ist, ihn anzusehen.

Nach einem beiderseitigen fröhlichen Begrüßen fing Goethe sogleich an, über meine Angelegenheit zu reden.

„Ich muß grade heraussagen", begann er, „ich wünsche, daß Sie diesen Winter bei mir in Weimar bleiben." Dies waren seine ersten Worte, dann ging er näher ein und fuhr fort: „In der Poesie und Kritik steht es mit Ihnen aufs beste, Sie haben darin ein natürliches Fundament; das ist Ihr Metier, woran Sie sich zu halten haben, und welches Ihnen auch sehr bald eine tüchtige Existenz zuwege bringen wird. Nun ist aber noch manches, was nicht eigentlich zum Fache gehört, und was Sie doch auch wissen müssen. Es kommt aber darauf an, daß Sie hiebei nicht lange Zeit verlieren, sondern schnell darüber hinwegkommen. Das sollen Sie nun diesen Winter bei uns in Weimar, und Sie sollen sich wundern, wie weit Sie Ostern sein werden. Sie sollen von allem das Beste haben, weil die besten Hülfsmittel in meinen Händen sind. Dann stehen Sie fürs Leben fest und kommen zum Behagen und können überall mit Zuversicht auftreten."

Ich freute mich dieser Vorschläge und sagte, daß ich mich ganz seinen Ansichten und Wünschen überlassen wolle.

„Für eine Wohnung in meiner Nähe", fuhr Goethe fort, „werde ich sorgen; Sie sollen den ganzen Winter keinen unbedeutenden Moment haben. Es ist in Weimar noch viel Gutes beisammen, und Sie werden nach und nach in den höhren Kreisen eine Gesellschaft finden, die den besten aller großen Städte gleichkommt. Auch sind mit mir persönlich ganz vorzügliche Männer verbunden, deren Bekanntschaft Sie nach und nach machen werden, und deren Umgang Ihnen im hohen Grade lehrreich und nützlich sein wird."

Goethe nannte mir verschiedene angesehene Namen und bezeichnete mit wenigen Worten die besonderen Verdienste jedes einzelnen.

„Wo finden Sie", fuhr er fort, „auf einem so engen Fleck noch so viel Gutes! Auch besitzen wir eine ausgesuchte Bibliothek und ein Theater, was den besten anderer deutschen Städte in den Hauptsachen keineswegs nachsteht. Ich wiederhole daher: bleiben Sie bei uns, und nicht bloß diesen Winter, wählen Sie Weimar zu Ihrem Wohnort. Es gehen von dort die Tore und Straßen nach allen Enden der Welt. Im Sommer machen Sie Reisen und sehen nach und nach, was Sie zu sehen wünschen. Ich bin seit funfzig Jahren dort, und wo bin ich nicht überall gewesen! – Aber ich bin immer gerne nach Weimar zurückgekehrt."

Ich war beglückt, Goethen wieder nahe zu sein und ihn wieder

reden zu hören, und ich fühlte mich ihm mit meinem ganzen I
nern hingegeben. Wenn ich nur dich habe und haben kann, dach
ich, so wird mir alles Übrige recht sein. Ich wiederholte ihm dahe
daß ich bereit sei, alles zu tun, was er in Erwägung meiner beso
deren Lage nur irgend für gut halte.

Jena, Donnerstag, den 18. September 1823

Gestern morgen, vor Goethes Abreise nach Weimar, war ich
glücklich, wieder ein Stündchen bei ihm zu sein. Und da führte
ein höchst bedeutendes Gespräch, was für mich ganz unschätzb
ist und mir auf mein ganzes Leben wohl tut. Alle jungen Dicht
in Deutschland müßten es wissen, es könnte ihnen helfen.

Er leitete das Gespräch ein, indem er mich fragte, ob ich diese
Sommer keine Gedichte gemacht. Ich antwortete ihm, daß ic
zwar einige gemacht, daß es mir aber im ganzen dazu an Behage
gefehlt. „Nehmen Sie sich in acht", sagte er darauf, „vor einer gr
ßen Arbeit! Das ist's eben, woran unsere Besten leiden, gerade di
jenigen, in denen das meiste Talent und das tüchtigste Streben vo
handen. Ich habe auch daran gelitten und weiß, was es mir geschad
hat. – Was ist da nicht alles in den Brunnen gefallen! – Wenn ic
alles gemacht hätte, was ich recht gut hätte machen können, d
würden keine hundert Bände reichen.

Die Gegenwart will ihre Rechte; was sich täglich im Dichter vo
Gedanken und Empfindungen aufdrängt, das will und soll ausge
sprochen sein. Hat man aber ein größeres Werk im Kopfe, so kan
nichts daneben aufkommen, so werden alle Gedanken zurückge
wiesen, und man ist für die Behaglichkeit des Lebens selbst so lang
verloren. Welche Anstrengung und Verwendung von Geisteskra
gehört nicht dazu, um nur ein großes Ganzes in sich zu ordnen un
abzurunden, und welche Kräfte und welche ruhige ungestörte Lag
im Leben, um es dann in einem Fluß gehörig auszusprechen! Ha
man sich nun im Ganzen vergriffen, so ist alle Mühe verloren; is
man ferner, bei einem so umfangreichen Gegenstande, in einzelne
Teilen nicht völlig Herr seines Stoffes, so wird das Ganze stellen
weise mangelhaft werden, und man wird gescholten; und au
allem entspringt für den Dichter, statt Belohnung und Freude fü
so viele Mühe und Aufopferung, nichts als Unbehagen und Läh
mung der Kräfte. Faßt dagegen der Dichter täglich die Gegenwar
auf, und behandelt er immer gleich in frischer Stimmung, was sic
ihm darbietet, so macht er sicher immer etwas Gutes, und geling
ihm auch einmal etwas nicht, so ist nichts daran verloren.

Da ist der August Hagen[28] in Königsberg, ein herrliches Talent; haben Sie seine ‚Olfried und Lisena' gelesen? Da sind Stellen darin, wie sie nicht besser sein können; die Zustände an der Ostsee, und was sonst in dortige Lokalität hineinschlägt, alles meisterhaft. Aber es sind nur schöne Stellen, als Ganzes will es niemanden behagen. Und welche Mühe und welche Kräfte hat er daran verwendet! ja er hat sich fast daran erschöpft. Jetzt hat er ein Trauerspiel gemacht!" Dabei lächelte Goethe und hielt einen Augenblick inne. Ich nahm das Wort und sagte, daß, wenn ich nicht irre, er Hagen in ‚Kunst und Altertum' geraten, nur kleine Gegenstände zu behandeln. „Freilich habe ich das", erwiderte Goethe; „aber tut man denn, was wir Alten sagen? Jeder glaubt, er müsse es doch selber am besten wissen, und dabei geht mancher verloren, und mancher hat lange daran zu irren. Es ist aber jetzt keine Zeit mehr zum Irren, dazu sind wir Alten gewesen, und was hätte uns alle unser Suchen und Irren geholfen, wenn ihr jüngeren Leute wieder dieselbigen Wege laufen wolltet? Da kämen wir ja nie weiter! Uns Alten rechnet man den Irrtum zugute, weil wir die Wege nicht gebahnt fanden; wer aber später in die Welt eintritt, von dem verlangt man mehr, der soll nicht abermals irren und suchen, sondern er soll den Rat der Alten nutzen und gleich auf gutem Wege fortschreiten. Es soll nicht genügen, daß man Schritte tue, die einst zum Ziele führen, sondern jeder Schritt soll Ziel sein und als Schritt gelten.

Tragen Sie diese Worte bei sich herum, und sehen Sie zu, was Sie davon mit sich vereinigen können. Es ist mir eigentlich um Sie nicht bange, aber ich helfe Ihnen durch mein Zureden vielleicht schnell über eine Periode hinweg, die Ihrer jetzigen Lage nicht gemäß ist. Machen Sie vorderhand, wie gesagt, immer nur kleine Gegenstände, immer alles frischweg, was sich Ihnen täglich darbietet, so werden Sie in der Regel immer etwas Gutes leisten, und jeder Tag wird Ihnen Freude bringen. Geben Sie es zunächst in die Taschenbücher, in die Zeitschriften; aber fügen Sie sich nie fremden Anforderungen, sondern machen Sie es immer nach Ihrem eigenen Sinn.

Die Welt ist so groß und reich und das Leben so mannigfaltig, daß es an Anlässen zu Gedichten nie fehlen wird. Aber es müssen alles Gelegenheitsgedichte sein, das heißt, die Wirklichkeit muß die Veranlassung und den Stoff dazu hergeben. Allgemein und poetisch wird ein spezieller Fall eben dadurch, daß ihn der Dichter behandelt. Alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, sie sind

[28] August Hagen (1797–1880), Dichter und Kunstschriftsteller.

durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und
den. Von Gedichten, aus der Luft gegriffen, halte ich nichts.

Man sage nicht, daß es der Wirklichkeit an poetischem Intere
fehle; denn eben darin bewährt sich ja der Dichter, daß er ge
reich genug sei, einem gewöhnlichen Gegenstande eine interessa
Seite abzugewinnen. Die Wirklichkeit soll die Motive hergeb
die auszusprechenden Punkte, den eigentlichen Kern; aber
schönes belebtes Ganzes daraus zu bilden, ist Sache des Dichte
Sie kennen den Fürnstein[29], den sogenannten Naturdichter, er
ein Gedicht gemacht über den Hopfenbau, es läßt sich nicht arti
machen. Jetzt habe ich ihm Handwerkslieder aufgegeben, bes
ders ein Weberlied, und ich bin gewiß, daß es ihm gelingen wi
denn er hat von Jugend auf unter solchen Leuten gelebt, er ken
den Gegenstand durch und durch, er wird Herr seines Stoffes se
Und das ist eben der Vorteil bei kleinen Sachen, daß man n
solche Gegenstände zu wählen braucht und wählen wird, die m
kennet, von denen man Herr ist. Bei einem großen dichterisch
Werk geht das aber nicht, da läßt sich nicht ausweichen, alles, v
zur Verknüpfung des Ganzen gehört und in den Plan hinein
verflochten ist, muß dargestellt werden und zwar mit getroffe
Wahrheit. Bei der Jugend aber ist die Kenntnis der Dinge n
einseitig; ein großes Werk aber erfordert Vielseitigkeit, und dar
scheitert man."

Ich sagte Goethen, daß ich im Willen gehabt, ein großes Gedi
über die Jahreszeiten zu machen und die Beschäftigungen und E
lustigungen aller Stände hineinzuverflechten. „Hier ist derselbi
Fall", sagte Goethe darauf, „es kann Ihnen vieles daran gelinge
aber manches, was Sie vielleicht noch nicht gehörig durchfors
haben und kennen, gelingt Ihnen nicht. Es gelingt Ihnen vielleic
der Fischer, aber der Jäger vielleicht nicht. Gerät aber am Ganz
etwas nicht, so ist es als Ganzes mangelhaft, so gut einzelne Pa
tien auch sein mögen, und Sie haben nichts Vollendetes geleist
Stellen Sie aber bloß die einzelnen Partien für sich, selbstständ
dar, denen Sie gewachsen sind, so machen Sie sicher etwas Gutes.

Besonders warne ich vor eigenen großen Erfindungen; denn
will man eine Ansicht der Dinge geben, und die ist in der Juge
selten reif. Ferner: Charaktere und Ansichten lösen sich als Seit
des Dichters von ihm ab und berauben ihn für fernere Produkti
nen der Fülle. Und endlich: welche Zeit geht nicht an der Erfi

[29] Anton Fürnstein (1783–1841). Böhmischer Naturdichter, für dessen Dichtu
sich Goethe lebhaft interessierte. Er druckte drei seiner Gedichte in der Zeitsch
‚Kunst und Altertum' ab.

dung und inneren Anordnung und Verknüpfung verloren, worauf uns niemand etwas zugute tut, vorausgesetzt, daß wir überall mit unserer Arbeit zustande kommen.

Bei einem gegebenen Stoff hingegen ist alles anders und leichter. Da werden Fakta und Charaktere überliefert, und der Dichter hat nur die Belebung des Ganzen. Auch bewahrt er dabei seine eigene Fülle, denn er braucht nur wenig von dem Seinigen hinzuzutun; auch ist der Verlust von Zeit und Kräften bei weitem geringer, denn er hat nur die Mühe der Ausführung. Ja ich rate sogar zu schon bearbeiteten Gegenständen. Wie oft ist nicht die Iphigenie gemacht, und doch sind alle verschieden; denn jeder sieht und stellt die Sachen anders, eben nach seiner Weise.

Aber lassen Sie vorderhand alles Große zur Seite. Sie haben lange genug gestrebt, es ist Zeit, daß Sie zur Heiterkeit des Lebens gelangen, und dazu eben ist die Bearbeitung kleiner Gegenstände das beste Mittel."

Wir waren bei diesem Gespräch in seiner Stube auf und ab gegangen; ich konnte immer nur zustimmen, denn ich fühlte die Wahrheit eines jeden Wortes in meinem ganzen Wesen. Bei jedem Schritt ward es mir leichter und glücklicher, denn ich will nur gestehen, daß verschiedene größere Pläne, womit ich bis jetzt nicht recht ins klare kommen konnte, mir keine geringe Last gewesen sind. Jetzt habe ich sie von mir geworfen, und sie mögen nun ruhen, bis ich einmal einen Gegenstand und eine Partie nach der andern mit Heiterkeit wieder aufnehme und hinzeichne, so wie ich nach und nach durch Erforschung der Welt von den einzelnen Teilen des Stoffes Meister werde.

Ich fühle mich nun durch Goethes Worte um ein paar Jahre klüger und fortgerückt und weiß in meiner tiefsten Seele das Glück zu erkennen, was es sagen will, wenn man einmal mit einem rechten Meister zusammentrifft. Der Vorteil ist gar nicht zu berechnen.

Was werde ich nun diesen Winter nicht noch bei ihm lernen, und was werde ich nicht durch den bloßen Umgang mit ihm gewinnen, auch in Stunden, wenn er eben nicht grade etwas Bedeutendes spricht! – Seine Person, seine bloße Nähe scheint mir bildend zu sein, selbst wenn er kein Wort sagte.

Dienstag, den 14. Oktober 1823

Diesen Abend war ich bei Goethe das erstemal zu einem großen Tee. Ich war der erste am Platz und freute mich über die hellerleuchteten Zimmer, die bei offenen Türen eins ins andere führten.

In einem der letzten fand ich Goethe, der mir sehr heiter entgege kam. Er trug auf schwarzem Anzug seinen Stern, welches ihn wohl kleidete. Wir waren noch eine Weile allein und gingen in d sogenannte Deckenzimmer, wo das über einem roten Kanap hängende Gemälde der Aldobrandinischen Hochzeit[30] mich beso ders anzog. Das Bild war, bei zur Seite geschobenen grünen Vo hängen, in voller Beleuchtung mir vor Augen, und ich freute mic es in Ruhe zu betrachten.

„Ja", sagte Goethe, „die Alten hatten nicht allein große Intentio nen, sondern es kam bei ihnen auch zur Erscheinung. Dageg haben wir Neueren auch wohl große Intentionen, allein wir sin selten fähig, es so kräftig und lebensfrisch hervorzubringen, als w es uns dachten."

Nun kam auch Riemer[31] und Meyer[32], auch der Kanzler vo Müller[33] und mehrere andere angesehene Herren und Damen vo Hofe. Auch Goethes Sohn[34] trat herein und Frau von Goeth deren Bekanntschaft ich hier zuerst machte. Die Zimmer füllten sic nach und nach, und es ward in allen sehr munter und lebendi Auch einige hübsche junge Ausländer waren gegenwärtig, mit dene Goethe Französisch sprach.

Die Gesellschaft gefiel mir, es war alles so frei und ungezwunge man stand, man saß, man scherzte, man lachte und sprach mit di sem und jenem, alles nach freier Neigung. Ich sprach mit dem jun gen Goethe sehr lebendig über das ‚Bild'[35] von Houwald, welch vor einigen Tagen gegeben worden. Wir waren über das Stück ein Meinung, und ich freute mich, wie der junge Goethe die Verhäl nisse mit so vielem Geist und Feuer auseinanderzusetzen wußte.

Goethe selbst erschien in der Gesellschaft sehr liebenswürdig. E ging bald zu diesem und zu jenem und schien immer lieber zu höre und seine Gäste reden zu lassen, als selber viel zu reden. Frau vo Goethe kam oft und hängte und schmiegte sich an ihn und küßt ihn. Ich hatte ihm vor kurzem gesagt, daß mir das Theater so groß Freude mache, und daß es mich sehr aufheitere, indem ich mich blo dem Eindruck der Stücke hingebe, ohne darüber viel zu denken

[30] Antikes Fresko, von dem Goethe eine Kopie besaß. [31] Friedrich Wilhelm Rie mer (1774–1845). Philologe, Hauslehrer von Goethes Sohn. Zusammen mit Ecker mann Mitarbeiter an der Auslage letzter Hand und Mitherausgeber des Goethe schen Nachlasses. [32] Hans Heinrich Meyer (1760–1832). Maler und Kunstgelehr ter, Freund und Mitarbeiter Goethes. [33] Friedrich von Müller (1779–1849). Juris Kanzler; mit Goethe befreundet (‚Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler vo Müller'). [34] August von Goethe (1789–1830). Goethes Sohn. Jurist, geheime Kammerrat; starb auf einer Italienreise, die er gemeinsam mit Eckermann ange treten hatte, in Rom. [35] Schicksalsdrama des Dichters Ernst von Houwald.

Dies schien ihm recht und für meinen gegenwärtigen Zustand passend zu sein.

Er trat mit Frau von Goethe zu mir heran. „Das ist meine Schwiegertochter", sagte er; „kennt ihr beiden euch schon?" Wir sagten ihm, daß wir soeben unsere Bekanntschaft gemacht. „Das ist auch so ein Theaterkind wie du, Ottilie", sagte er dann, und wir freuten uns miteinander über unsere beiderseitige Neigung. „Meine Tochter", fügte er hinzu, „versäumt keinen Abend." „Solange gute heitere Stücke gegeben werden", erwiderte ich, „lasse ich es gelten, allein bei schlechten Stücken muß man auch etwas aushalten." „Das ist eben recht", erwiderte Goethe, „daß man nicht fort kann und gezwungen ist, auch das Schlechte zu hören und zu sehen. Da wird man recht von Haß gegen das Schlechte durchdrungen und kommt dadurch zu einer desto besseren Einsicht des Guten. Beim Lesen ist das nicht so, da wirft man das Buch aus den Händen, wenn es einem nicht gefällt, aber im Theater muß man aushalten." Ich gab ihm recht und dachte, der Alte sagt doch gelegentlich immer etwas Gutes.

Wir trennten uns und mischten uns unter die übrigen, die sich um uns herum und in diesem und jenem Zimmer laut und lustig unterhielten. Goethe begab sich zu den Damen; ich gesellte mich zu Riemer und Meyer, die uns viel von Italien erzählten ...

Sonntag, den 19. Oktober 1823

Diesen Mittag war ich das erstemal bei Goethe zu Tisch. Es waren außer ihm nur Frau von Goethe, Fräulein Ulrike und der kleine Walter gegenwärtig, und wir waren also bequem unter uns. Goethe zeigte sich ganz als Familienvater, er legte alle Gerichte vor, tranchierte gebratenes Geflügel, und zwar mit besonderem Geschick, und verfehlte auch nicht, mitunter einzuschenken. Wir anderen schwatzten munteres Zeug über Theater, junge Engländer und andere Vorkommnisse des Tages; besonders war Fräulein Ulrike sehr heiter und im hohen Grade unterhaltend. Goethe war im ganzen still, indem er nur von Zeit zu Zeit als Zwischenbemerkung mit etwas Bedeutendem hervorkam. Dabei blickte er hin und wieder in die Zeitungen und teilte uns einige Stellen mit, besonders über die Fortschritte der Griechen.

Es kam dann zur Sprache, daß ich noch Englisch lernen müsse, wozu Goethe dringend riet, besonders des Lord Byron[36] wegen,

[36] George Gordon Lord Byron (1788–1824). Englischer Dichter, Vertreter einer genialisch-romantischen Richtung, wurde dennoch, vor allem wegen seiner Dramen, von Goethe sehr geschätzt. Dramatische Hauptwerke: ‚Die beiden Foscari', ‚Manfred' und ‚Kain', sämtlich am Weimarer Hoftheater aufgeführt.

dessen Persönlichkeit von solcher Eminenz, wie sie nicht dagewes
und wohl schwerlich wiederkommen werde. Man ging die hiesig
Lehrer durch, fand aber keinen von einer durchaus guten Au
sprache, weshalb man es für besser hielt, sich an junge Engländer
halten.

Nach Tisch zeigte Goethe mir einige Experimente in bezug a
die Farbenlehre. Der Gegenstand war mir jedoch durchaus fren
ich verstand so wenig das Phänomen als das, was er darüber sagt
doch hoffte ich, daß die Zukunft mir Muße und Gelegenheit geb
würde, in dieser Wissenschaft einigermaßen einheimisch zu werde

Dienstag, den 21. Oktober 1823.

Ich war diesen Abend bei Goethe. Wir sprachen über die ‚Pandor
Ich fragte ihn, ob man diese Dichtung wohl als ein Ganzes anseh
könne, oder ob noch etwas Weiteres davon existiere. Er sagte, es s
weiter nichts vorhanden, er habe es nicht weiter gemacht, und zw
deswegen nicht, weil der Zuschnitt des ersten Teiles so groß gewo
den, daß er später einen zweiten nicht habe durchführen könne
Auch wäre das Geschriebene recht gut als ein Ganzes zu betrachte
weshalb er sich auch dabei beruhiget habe.

Ich sagte ihm, daß ich bei dieser schweren Dichtung erst nach ur
nach zum Verständnis durchgedrungen, nachdem ich sie so oft gel
sen, daß ich sie nun fast auswendig wisse. Darüber lächelte Goeth
„Das glaube ich wohl", sagte er, „es ist alles als wie ineinande
gekeilt." ...

Wir sprachen über Uhland[37]. „Wo ich große Wirkungen sehe
sagte Goethe, „pflege ich auch große Ursachen vorauszusetzen, ur
bei der so sehr verbreiteten Popularität, die Uhland genießt, mu
also wohl etwas Vorzügliches an ihm sein. Übrigens habe ich üb
seine Gedichte kaum ein Urteil. Ich nahm den Band mit der beste
Absicht zu Händen, allein ich stieß von vorneherein gleich auf
viele schwache und trübselige Gedichte, daß mir das Weiterlese
verleidet wurde. Ich griff dann nach seinen Balladen, wo ich de
freilich ein vorzügliches Talent gewahr wurde und recht gut sa
daß sein Ruhm einigen Grund hat."

Ich fragte darauf Goethe um seine Meinung hinsichtlich der Ver
zur deutschen Tragödie. „Man wird sich in Deutschland", antwo
tete er, „schwerlich darüber vereinigen. Jeder macht's, wie er eb

[37] Ludwig Uhland (1787–1862). Dichter der Nachromantik, versuchte vor alle
die Motive der mittelalterlichen Ritterdichtung neu zu beleben (Balladen). Schri
und sammelte auch Volkslieder.

will, und wie es dem Gegenstand einigermaßen gemäß ist. Der sechsfüßige Jambus wäre freilich am würdigsten, allein er ist für uns Deutsche zu lang, wir sind, wegen der mangelnden Beiwörter, gewöhnlich schon mit fünf Füßen fertig. Die Engländer reichen wegen ihrer vielen einsilbigen Wörter noch weniger."

Goethe zeigte mir darauf einige Kupferwerke und sprach dann über die altdeutsche Baukunst, und daß er mir manches der Art nach und nach vorlegen wolle.

„Man sieht in den Werken der altdeutschen Baukunst", sagte er, „die Blüte eines außerordentlichen Zustandes. Wem eine solche Blüte unmittelbar entgegentritt, der kann nichts als anstaunen; wer aber in das geheime innere Leben der Pflanze hineinsieht, in das Regen der Kräfte, und wie sich die Blüte nach und nach entwickelt, der sieht die Sache mit ganz anderen Augen, der weiß, was er sieht.

Ich will dafür sorgen, daß Sie im Lauf dieses Winters in diesem wichtigen Gegenstande einige Einsicht erlangen, damit, wenn Sie nächsten Sommer an den Rhein gehen, es Ihnen beim Straßburger Münster und Kölner Dom zugute komme."

Ich freute mich dazu und fühlte mich ihm dankbar.

Montag, den 27. Oktober 1823

Heute früh wurde ich bei Goethe auf diesen Abend zum Tee und Konzert eingeladen. Der Bediente zeigte mir die Liste der zu invitierenden Personen, woraus ich sah, daß die Gesellschaft sehr zahlreich und glänzend sein würde. Er sagte, es sei eine junge Polin[38] angekommen, die etwas auf dem Flügel spielen werde. Ich nahm die Einladung mit Freuden an.

Nachher wurde der Theaterzettel gebracht. ‚Die Schachmaschine'[39] sollte gegeben werden. Das Stück war mir unbekannt, meine Wirtin aber ergoß sich darüber in ein solches Lob, daß ein großes Verlangen sich meiner bemächtigte, es zu sehen. Überdies befand ich mich den Tag über nicht zum besten, und es ward mir immer mehr, als passe ich besser in eine lustige Komödie als in eine so gute Gesellschaft.

Gegen Abend, eine Stunde vor dem Theater, ging ich zu Goethe. Es war im Hause schon alles lebendig; ich hörte im Vorbeigehen in dem größeren Zimmer den Flügel stimmen, als Vorbereitung zu der musikalischen Unterhaltung.

[38] Maria Szymanowska, polnische Klaviervirtuosin, die Goethe in Marienbad kennengelernt hatte. Ihr widmete er das dritte Stück der ‚Trilogie der Leidenschaft'. [39] Nach einer englischen Vorlage geschriebenes Schauspiel des Schauspielers Heinrich Beck (1760—1803).

Ich traf Goethe in seinem Zimmer allein, er war bereits festlich angezogen, ich schien ihm gelegen. „Nun bleiben Sie gleich hier“, sagte er, „wir wollen uns so lange unterhalten, bis die übrigen auch kommen.“ Ich dachte, da kommst du doch nicht los, da wirst du doch bleiben müssen; es ist dir zwar jetzt mit Goethen allein sehr angenehm, doch wenn erst die vielen fremden Herren und Damen erscheinen, da wirst du dich nicht in deinem Elemente fühlen.

Ich ging mit Goethe im Zimmer auf und ab. Es dauerte nicht lange, so war das Theater der Gegenstand unseres Gesprächs, und ich hatte Gelegenheit zu wiederholen, daß es mir die Quelle eines immer neuen Vergnügens sei, zumal da ich in früherer Zeit so gut wie gar nichts gesehen und jetzt fast alle Stücke auf mich eine ganz frische Wirkung ausübten. „Ja“, fügte ich hinzu, „es ist mit mir so arg, daß es mich heute sogar in Unruhe und Zwiespalt gebracht hat, obgleich mir bei Ihnen eine so bedeutende Abendunterhaltung bevorsteht.“

„Wissen Sie was?“ sagte Goethe darauf, indem er stille stand und mich groß und freundlich ansah, „gehen Sie hin! genieren Sie sich nicht! ist Ihnen das heitere Stück diesen Abend vielleicht bequemer, Ihren Zuständen angemessener, so gehen Sie hin. Bei mir haben Sie Musik, das werden Sie noch öfter haben.“ „Ja“, sagte ich, „so will ich hingehen, es wird mir überdies vielleicht besser sein, daß ich lache.“ „Nun“, sagte Goethe, „so bleiben Sie bis gegen sechs Uhr bei mir, da können wir noch ein Wörtchen reden.“

Stadelmann[40] brachte zwei Wachslichter, die er auf Goethes Arbeitstisch stellte. Goethe ersuchte mich, vor den Lichtern Platz zu nehmen, er wolle mir etwas zu lesen geben. Und was legte er mir vor? Sein neuestes, liebstes Gedicht, seine ‚Elegie von Marienbad‘.

Ich muß hier in bezug auf den Inhalt dieses Gedichts einiges nachholen. Gleich nach Goethes diesmaliger Zurückkunft aus genanntem Badeort verbreitete sich hier die Sage, er habe dort die Bekanntschaft einer an Körper und Geist gleich liebenswürdigen jungen Dame[41] gemacht und zu ihr eine leidenschaftliche Neigung gefaßt. Wenn er in der Brunnenallee ihre Stimme gehört, habe er immer rasch seinen Hut genommen und sei zu ihr hinuntergeeilt. Er habe keine Stunde versäumt, bei ihr zu sein, er habe glückliche Tage gelebt; sodann die Trennung sei ihm sehr schwer geworden, und er habe in solchem leidenschaftlichen Zustande ein überaus schönes Ge-

[40] Johann Karl Wilhelm Stadelmann, bis 1824 Goethes Diener. [41] Ulrike von Levetzow (1804–99). Goethe traf sie von 1821–23 jeden Sommer in Marienbad und warb vergeblich um sie. Die ‚Marienbader Elegie‘ (1823) ist das Denkmal dieser letzten Liebe Goethes.

dicht gemacht, das er jedoch wie eine Art Heiligtum ansehe und geheimhalte.

Ich glaubte dieser Sage, weil sie nicht allein seiner körperlichen Rüstigkeit, sondern auch der produktiven Kraft seines Geistes und der gesunden Frische seines Herzens vollkommen entsprach. Nach dem Gedicht selbst hatte ich längst ein großes Verlangen getragen, doch mit Recht Anstand genommen, Goethe darum zu bitten. Ich hatte daher die Gunst des Augenblickes zu preisen, wodurch es mir nun vor Augen lag.

Er hatte die Verse eigenhändig mit lateinischen Lettern auf starkes Velinpapier[42] geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rotem Maroquin[43] befestigt, und es trug also schon im Äußern, daß er dieses Manuskript vor allen seinen übrigen besonders wert halte.

Ich las den Inhalt mit hoher Freude und fand in jeder Zeile die Bestätigung der allgemeinen Sage. Doch deuteten gleich die ersten Verse darauf, daß die Bekanntschaft nicht dieses Mal erst gemacht, sondern erneuert worden. Das Gedicht wälzte sich stets um seine eigene Achse und schien immer dahin zurückzukehren, woher es ausgegangen. Der Schluß, wunderbar abgerissen, wirkte durchaus ungewohnt und tief ergreifend.

Als ich ausgelesen, trat Goethe wieder zu mir heran. „Gelt!" sagte er, „da habe ich euch etwas Gutes gezeigt. In einigen Tagen sollen Sie mir darüber weissagen." Es war mir sehr lieb, daß Goethe durch diese Worte ein augenblickliches Urteil meinerseits ablehnte, denn ohnehin war der Eindruck zu neu und zu schnell vorübergehend, als daß ich etwas Gehöriges darüber hätte sagen können.

Goethe versprach, bei ruhiger Stunde es mir abermals vorzulegen. Es war indes die Zeit des Theaters herangekommen, und ich schied unter herzlichem Händedrücken.

Die ‚Schachmaschine' mochte ein sehr gutes Stück sein und auch ebensogut gespielt werden, allein ich war nicht dabei, meine Gedanken waren bei Goethe.

Nach dem Theater ging ich an seinem Hause vorüber, es glänzte alles von Lichtern, ich hörte, daß gespielt wurde, und bereute, daß ich nicht dort geblieben.

Mittwoch, den 29. Oktober 1823

Diesen Abend zur Zeit des Lichtanzündens ging ich zu Goethe. Ich fand ihn sehr frischen aufgeweckten Geistes, seine Augen funkelten

[42] Weiches Pergamentpapier. [43] Feines, genarbtes marokkanisches Ziegenleder.

im Widerschein des Lichtes, sein ganzer Ausdruck war Heiterkeit, Kraft und Jugend.

Er fing sogleich von den Gedichten, die ich ihm gestern zugeschickt, zu reden an, indem er mit mir in seinem Zimmer auf und ab ging.

„Ich begreife jetzt", begann er, „wie Sie in Jena gegen mich äußern konnten, Sie wollten ein Gedicht über die Jahreszeiten machen. Ich rate jetzt dazu; fangen Sie gleich mit dem Winter an. Sie scheinen für natürliche Gegenstände besondern Sinn und Blick zu haben.

Nur zwei Worte will ich Ihnen über die Gedichte sagen. Sie stehen jetzt auf dem Punkt, wo Sie notwendig zum eigentlich Hohen und Schweren der Kunst durchbrechen müssen, zur Auffassung des Individuellen. Sie müssen mit Gewalt, damit Sie aus der Idee herauskommen; Sie haben das Talent und sind so weit fortgeschritten, jetzt müssen Sie. Sie sind dieser Tage in Tiefurt gewesen, das möchte ich Ihnen zunächst zu einer solchen Aufgabe machen. Sie können vielleicht noch drei- bis viermal hingehen und Tiefurt betrachten, ehe Sie ihm die charakteristische Seite abgewinnen und alle Motive beisammen haben; doch scheuen Sie die Mühe nicht, studieren Sie alles wohl und stellen Sie es dar; der Gegenstand verdient es. Ich selbst hätte es längst gemacht, allein ich kann es nicht, ich habe jene bedeutenden Zustände selbst mit durchlebt, ich bin zu sehr darin befangen, so daß die Einzelnheiten sich mir in zu großer Fülle aufdrängen. Sie aber kommen als Fremder und lassen sich vom Kastellan das Vergangene erzählen und sehen nur das Gegenwärtige, Hervorstechende, Bedeutende."

Ich versprach, mich daran zu versuchen, obgleich ich nicht leugnen könne, daß es eine Aufgabe sei, die mir sehr fern stehe, und die ich für sehr schwierig halte.

„Ich weiß wohl", sagte Goethe, „daß es schwer ist, aber die Auffassung und Darstellung des Besonderen ist auch das eigentliche Leben der Kunst.

Und dann: solange man sich im Allgemeinen hält, kann es uns jeder nachmachen; aber das Besondere macht uns niemand nach, warum? weil es die anderen nicht erlebt haben.

Auch braucht man nicht zu fürchten, daß das Besondere keinen Anklang finde. Jeder Charakter, so eigentümlich er sein möge, und jedes Darzustellende, vom Stein herauf bis zum Menschen, hat Allgemeinheit; denn alles wiederholt sich, und es gibt kein Ding in der Welt, das nur einmal da wäre."

„Auf dieser Stufe der individuellen Darstellung", fuhr Goethe

fort, „beginnt dann zugleich dasjenige, was man Komposition nennt."

Dieses war mir nicht sogleich klar, doch enthielt ich mich, danach zu fragen. Vielleicht, dachte ich, meint er damit die künstlerische Verschmelzung des Idealen mit dem Realen, die Vereinigung von dem, was außer uns befindlich, mit dem, was innerlich uns angeboren. Doch vielleicht meint er auch etwas anderes. Goethe fuhr fort: „Und dann setzen Sie unter jedes Gedicht immer das Datum, wann Sie es gemacht haben." Ich sah ihn fragend an, warum das so wichtig? „Es gilt dann", fügte er hinzu, „zugleich als Tagebuch Ihrer Zustände. Und das ist nichts Geringes. Ich habe es seit Jahren getan und sehe ein, was das heißen will . . ."

Montag, den 3. November 1823

Ich ging gegen fünf zu Goethe. Als ich hinaufkam, hörte ich in dem größeren Zimmer sehr laut und munter reden und scherzen. Der Bediente sagte mir, die junge polnische Dame sei dort zu Tisch gewesen und die Gesellschaft noch beisammen. Ich wollte wieder gehen, allein er sagte, er habe den Befehl, mich zu melden; auch wäre es seinem Herrn vielleicht lieb, weil es schon spät sei. Ich ließ ihn daher gewähren und wartete ein Weilchen, wo denn Goethe sehr heiter herauskam und mir gegenüber in sein Zimmer ging. Mein Besuch schien ihm angenehm zu sein. Er ließ sogleich eine Flasche Wein bringen, wovon er mir einschenkte und auch sich selber gelegentlich.

„Ehe ich es vergesse", sagte er dann, indem er auf dem Tisch etwas suchte, „hier haben Sie ein Billett ins Konzert. Madame Szymanowska wird morgen abend im Saale des Stadthauses ein öffentliches Konzert geben, das dürfen Sie ja nicht versäumen." Ich sagte ihm, daß ich meine Torheit von neulich nicht zum zweitenmal begehen würde. „Sie soll sehr gut gespielt haben", fügte ich hinzu. „Ganz vortrefflich!" sagte Goethe. „Wohl so gut wie Hummel[44]?" fragte ich. „Sie müssen bedenken", sagte Goethe, „daß sie nicht allein eine große Virtuosin, sondern zugleich ein schönes Weib ist; da kommt es uns denn vor, als ob alles anmutiger wäre; sie hat eine meisterhafte Fertigkeit, man muß erstaunen!" „Aber auch in der Kraft groß?" fragte ich. „Ja, auch in der Kraft", sagte Goethe, „und das ist eben das Merkwürdigste an ihr, weil man das sonst

[44] Johann Nepomuk Hummel (1778–1837). Komponist, Pianist und Kapellmeister in Weimar, Schüler Mozarts. Komponierte virtuose Klavierstücke.

bei Frauenzimmern gewöhnlich nicht findet." Ich sagte, daß ich mich sehr freue, sie nun doch zu hören.

Sekretär Kräuter trat herein und referierte in Bibliotheksangelegenheiten. Als er gegangen war, lobte Goethe seine große Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit in Geschäften.

Ich brachte sodann das Gespräch auf die im Jahre 1797 über Frankfurt und Stuttgart gemachte Reise in die Schweiz, wovon er mir die Manuskripte in drei Heften dieser Tage mitgeteilt, und die ich bereits fleißig studiert hatte. Ich erwähnte, wie er damals mit Meyer so viel über die Gegenstände der bildenden Kunst nachgedacht.

„Ja", sagte Goethe, „was ist auch wichtiger als die Gegenstände, und was ist die ganze Kunstlehre ohne sie. Alles Talent ist verschwendet, wenn der Gegenstand nichts taugt. Und eben weil den neuern Künstler die würdigen Gegenstände fehlen, so hapert es auch so mit aller Kunst der neuern Zeit. Darunter leiden wir alle; ich habe auch meine Modernität nicht verleugnen können."

„Die wenigsten Künstler", fuhr er fort, „sind über diesen Punkt im klaren und wissen, was zu ihrem Frieden dient. Da malen sie z. B. meinen ‚Fischer' und bedenken nicht, daß sich das gar nicht malen lasse. Es ist ja in dieser Ballade bloß das Gefühl des Wassers ausgedrückt, das Anmutige, was uns im Sommer lockt, uns zu baden; weiter liegt nichts darin, und wie läßt sich das malen!"

Ich erwähnte ferner, daß ich mich freue, wie er auf jener Reise an allem Interesse genommen und alles aufgefaßt habe: Gestalt und Lage der Gebirge und ihre Steinarten; Boden, Flüsse, Wolken, Luft, Wind und Wetter; dann Städte und ihre Entstehung und sukzessive[45] Bildung; Baukunst, Malerei, Theater; städtische Einrichtung und Verwaltung; Gewerbe, Ökonomie, Straßenbau; Menschenrasse, Lebensart, Eigenheiten; dann wieder Politik und Kriegsangelegenheiten, und so noch hundert andere Dinge.

Goethe antwortete: „Aber Sie finden kein Wort über Musik, und zwar deswegen nicht, weil das nicht in meinem Kreise lag. Jeder muß wissen, worauf er bei einer Reise zu sehen hat, und was seine Sache ist." ...

Montag, den 10. November 1823

Goethe befindet sich seit einigen Tagen nicht zum besten; eine heftige Erkältung scheint in ihm zu stecken. Er hustet viel, obgleich laut und kräftig; doch scheint der Husten schmerzlich zu

[45] nachfolgende, fortschreitende.

sein, denn er faßt dabei gewöhnlich mit der Hand nach der Seite des Herzens.

Ich war diesen Abend vor dem Theater ein halbes Stündchen bei ihm. Er saß in einem Lehnstuhl, mit dem Rücken in ein Kissen gesenkt; das Reden schien ihm schwer zu werden.

Nachdem wir einiges gesprochen, wünschte er, daß ich ein Gedicht lesen möchte, womit er ein neues jetzt im Werke begriffenes Heft von ‚Kunst und Altertum' eröffnet. Er blieb in seinem Stuhle sitzen und bezeichnete mir den Ort, wo es lag. Ich nahm ein Licht und setzte mich ein wenig entfernt von ihm an seinen Schreibtisch, um es zu lesen.

Das Gedicht trug einen wunderbaren Charakter, so daß ich mich nach einmaligem Lesen, ohne es jedoch ganz zu verstehen, davon eigenartig berührt und ergriffen fühlte. Es hatte die Verherrlichung des Paria zum Gegenstande und war als Trilogie behandelt. Der darin herrschende Ton war mir wie aus einer fremden Welt herüber, und die Darstellung der Art, daß mir die Belebung des Gegenstandes sehr schwer ward. Auch war Goethes persönliche Nähe einer reinen Vertiefung hinderlich; bald hörte ich ihn husten, bald hörte ich ihn seufzen, und so war mein Wesen geteilt, meine eine Hälfte las, und die andere war im Gefühl seiner Gegenwart. Ich mußte das Gedicht daher lesen und wieder lesen, um nur einigermaßen hineinzukommen. Je mehr ich aber eindrang, von desto bedeutenderem Charakter und auf einer desto höheren Stufe der Kunst wollte es mir erscheinen.

Ich sprach darauf mit Goethe sowohl über den Gegenstand als die Behandlung, wo mir denn durch einige seiner Andeutungen manches lebendiger entgegentrat.

„Freilich", sagte er darauf, „die Behandlung ist sehr knapp, und man muß gut eindringen, wenn man es recht besitzen will. Es kommt mir selber vor wie eine aus Stahldrähten geschmiedete Damaszenerklinge. Ich habe aber auch den Gegenstand vierzig Jahre mit mir herumgetragen, so daß er denn freilich Zeit hatte, sich von allem Ungehörigen zu läutern."

„Es wird Wirkung tun", sagte ich, „wenn es beim Publikum hervortritt."

„Ach, das Publikum!" – seufzte Goethe.

„Sollte es nicht gut sein", sagte ich, „wenn man dem Verständnis zu Hülfe käme und es machte wie bei der Erklärung eines Gemäldes, wo man durch Vorführung der vorhergegangenen Momente das wirklich Gegenwärtige zu beleben sucht?"

„Ich bin nicht der Meinung", sagte Goethe. „Mit Gemälden ist

es ein anderes; weil aber ein Gedicht gleichfalls aus Worten b
steht, so hebt ein Wort das andere auf."

Goethe scheint mir hierdurch sehr treffend die Klippe angede
tet zu haben, woran Ausleger von Gedichten gewöhnlich scheiter
Es frägt sich aber, ob es nicht möglich sei, eine solche Klippe z
vermeiden und einem Gedichte dennoch durch Worte zu Hülfe z
kommen, ohne das Zarte seines innern Lebens im mindesten z
verletzen.

Als ich ging, wünschte er, daß ich die Bogen von ‚Kunst u
Altertum' mit nach Hause nehme, um das Gedicht ferner zu b
trachten; desgleichen die ‚Östlichen Rosen' von Rückert[46], von we
chem Dichter er viel zu halten und die besten Erwartungen z
hegen scheint.

Donnerstag, den 13. November 1823.

Vor einigen Tagen, als ich nachmittags bei schönem Wetter d
Straße nach Erfurt hinausging, gesellte sich ein bejahrter Mann z
mir, den ich seinem Äußern nach für einen wohlhabenden Bürg
hielt. Wir hatten nicht lange geredet, als das Gespräch auf Goeth
kam. Ich fragte ihn, ob er Goethe persönlich kenne. „Ob ich ih
kenne!" antwortete er mit einigem Behagen, „ich bin gegen zwan
zig Jahre sein Kammerdiener gewesen!" Und nun ergoß er sich i
Lobsprüche über seinen früheren Herrn. Ich ersuchte ihn, mir etwa
aus Goethes Jugendzeit zu erzählen, worein er mit Freuden willigt
„Als ich bei ihn kam", sagte er, „mochte er etwa 27 Jahre a
sein; er war sehr mager, behende und zierlich, ich hätte ihn leich
tragen können."

Ich fragte ihn, ob Goethe in jener ersten Zeit seines Hierseins
auch sehr lustig gewesen? Allerdings, antwortete er, sei er m
den Fröhlichen fröhlich gewesen, jedoch nie über die Grenze; i
solchen Fällen sei er gewöhnlich ernst geworden. Immer gearbeite
und geforscht und seinen Sinn auf Kunst und Wissenschaft gerich
tet, das sei im allgemeinen seines Herrn fortwährende Richtun
gewesen. Abends habe ihn der Herzog[47] häufig besucht, und da hä
ten sie oft bis tief in die Nacht hinein über gelehrte Gegenständ

[46] Friedrich Rückert (1766–1816). Lyriker. Machte sich vor allem um die Ei
führung persischer Dichtung in Deutschland verdient. Die „Östlichen Rosen
(1822) sind Nachdichtungen der Lieder des Hafis. Goethes „West-östlicher Diva
ist von Hafis' Gedichten beeinflußt. [47] Carl August Großherzog von Sachse
Weimar-Eisenach (1757–1828). Mäzen und Freund Goethes, Förderer der Wisse
schaften und Künste in Weimar. Wurde von Wieland erzogen.

gesprochen, so daß ihm oft Zeit und Weile lang geworden und er oft gedacht habe, ob denn der Herzog noch nicht gehen wolle. „Und die Naturforschung", fügte er hinzu, „war schon damals seine Sache.

Einst klingelte er mitten in der Nacht, und als ich zu ihm in die Kammer trete, hat er sein eisernes Rollbette vom untersten Ende der Kammer herauf bis ans Fenster gerollt und liegt und beobachtet den Himmel. ‚Hast du nichts am Himmel gesehen?' fragte er mich, und als ich dies verneinte: ‚So laufe einmal nach der Wache und frage den Posten, ob der nichts gesehen.' Ich lief hin, der Posten hatte aber nichts gesehen, welches ich meinem Herrn meldete, der noch ebenso lag und den Himmel unverwandt beobachtete. ‚Höre', sagte er dann zu mir, ‚wir sind in einem bedeutenden Moment, entweder wir haben in diesem Augenblick ein Erdbeben, oder wir bekommen eins.' Und nun mußte ich mich zu ihm aufs Bette setzen, und er demonstrierte mir, aus welchen Merkmalen er das abnehme."

Ich fragte den guten Alten, was es für Wetter gewesen.

„Es war sehr wolkig", sagte er, „und dabei regte sich kein Lüftchen, es war sehr still und schwül."

Ich fragte ihn, ob er denn Goethen jenen Ausspruch sogleich aufs Wort geglaubt habe.

„Ja", sagte er, „ich glaubte ihm aufs Wort, denn was er vorhersagte, war immer richtig. Am nächsten Tage", fuhr er fort, „erzählte mein Herr seine Beobachtungen bei Hofe, wobei eine Dame ihrer Nachbarin ins Ohr flüsterte: ‚Höre! Goethe schwärmt!' Der Herzog aber und die übrigen Männer glaubten an Goethe, und es wies sich auch bald aus, daß er recht gesehen; denn nach einigen Wochen kam die Nachricht, daß in derselbigen Nacht ein Teil von Messina durch ein Erdbeben zerstört worden."

Freitag, den 14. November 1823

Gegen Abend sendete Goethe mir eine Einladung, ihn zu besuchen. Humboldt[48] sei an Hof, und ich würde ihm daher um so willkommener sein. Ich fand ihn noch wie vor einigen Tagen in seinem Lehnstuhl sitzend; er reichte mir freundlich die Hand, indem er mit himmlischer Sanftmut einige Worte sprach. Ein großer Ofenschirm stand ihm zur Seite und gab ihm zugleich Schatten vor den Lichtern, die weiterhin auf dem Tisch standen. Auch der Herr Kanzler trat herein und gesellte sich zu uns. Wir setzten uns in Goethes Nähe und führten leichte Gespräche, damit er sich nur zu-

[48] Wilhelm von Humboldt (1767–1835). Humanist, preußischer Gelehrter und Staatsmann. Mit Goethe eng befreundet.

hörend verhalten könnte. Bald kam auch der Arzt, Hofrat Rehbein[49]. Er fand Goethes Puls, wie er sich ausdrückte, ganz munter und leichtfertig, worüber wir uns freuten und Goethe einige Scherze machte. „Wenn nur der Schmerz von der Seite des Herzens weg wäre!“ klagte er dann. Rehbein schlug vor, ihm ein Pflaster dahin zu legen; wir sprachen über die guten Wirkungen eines solchen Mittels, und Goethe ließ sich dazu geneigt finden. Rehbein brachte das Gespräch auf Marienbad, wodurch bei Goethe angenehme Erinnerungen geweckt zu werden schienen. Man machte Pläne, nächsten Sommer wieder hinzugehen, und bemerkte, daß auch der Großherzog nicht fehlen würde, durch welche Aussichten Goethe in die heiterste Stimmung versetzt wurde. Auch sprach man über Madame Szymanowska und gedachte der Tage, wo sie hier war und die Männer sich um ihre Gunst bewarben.

Als Rehbein gegangen war, las der Kanzler die indischen Gedichte. Goethe sprach derweile mit mir über seine Elegie von Marienbad.

Um acht Uhr ging der Kanzler; ich wollte auch gehen, Goethe bat mich aber, noch ein wenig zu bleiben. Ich setzte mich wieder. Das Gespräch kam auf das Theater, und daß morgen der ‚Wallenstein‘ würde gegeben werden. Dies gab Gelegenheit, über Schiller zu reden.

„Es geht mir mit Schiller eigen“, sagte ich; „einige Szenen seiner großen Theaterstücke lese ich mit wahrer Liebe und Bewunderung, dann aber komme ich auf Verstöße gegen die Wahrheit der Natur, und ich kann nicht weiter. Selbst mit dem ‚Wallenstein‘ geht es mir nicht anders. Ich kann nicht umhin zu glauben, daß Schillers philosophische Richtung seiner Poesie geschadet hat; denn durch sie kam er dahin, die Idee höher zu halten als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten. Was er sich denken konnte, mußte geschehen, es mochte nun der Natur gemäß oder ihr zuwider sein.“

„Es ist betrübend“, sagte Goethe, „wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir Briefe mitgebracht, die Schiller in der unseligen Zeit jener Spekulationen an ihn geschrieben. Man sieht daraus, wie er sich damals mit der Intention plagte, die sentimentale Poesie von der naiven ganz frei zu machen. Aber nun konnte er für jene Dichtart keinen Boden finden, und dies brachte ihn in unsägliche Verwirrung. Und als ob“, fügte Goethe lächelnd hinzu, „die sentimentale Poesie

[49] Wilhelm Rehbein (gest. 1825). Goethes Arzt, Hofrat und Leibarzt Herzog Carl Augusts.

ohne einen naiven Grund, aus welchem sie gleichsam hervorwächst, nur irgend bestehen könnte!

Es war nicht Schillers Sache", fuhr Goethe fort, „mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er tat, reflektieren; woher es auch kam, daß er über seine poetischen Vorsätze nicht unterlassen konnte sehr viel hin und her zu reden, so daß er alle seine späteren Stücke Szene für Szene mit mir durchgesprochen hat.

Dagegen war es ganz gegen meine Natur, über das, was ich von poetischen Plänen vorhatte, mit irgend jemanden zu reden, selbst nicht mit Schiller. Ich trug alles still mit mir herum, und niemand erfuhr in der Regel etwas, als bis es vollendet war. Als ich Schillern meinen ‚Hermann und Dorothea' fertig vorlegte, war er verwundert, denn ich hatte ihm vorher mit keiner Silbe gesagt, daß ich dergleichen vorhatte.

Aber ich bin neugierig, was Sie morgen zum ‚Wallenstein' sagen werden! Sie werden große Gestalten sehen, und das Stück wird auf Sie einen Eindruck machen, wie Sie es sich wahrscheinlich nicht vermuten."

Sonnabend, den 15. November 1823

Abends war ich im Theater, wo ich zum erstenmal den ‚Wallenstein' sah. Goethe hatte nicht zuviel gesagt; der Eindruck war groß und mein tiefstes Innere aufrégend. Die Schauspieler, größtenteils noch aus der Zeit, wo Schiller und Goethe persönlich auf sie einwirkten, brachten mir ein Ensemble bedeutender Personen vor Augen, wie sie, beim Lesen, meiner Einbildungskraft nicht mit der Individualität erschienen waren, weshalb denn das Stück mit außerordentlicher Kraft an mir vorüberging und ich es sogar während der Nacht nicht aus dem Sinn brachte.

Sonntag, den 16. November 1823

... Eingedenk des Versprechens, mir seine Elegie von Marienbad zu einer passenden Stunde abermals zu zeigen, stand Goethe auf, stellte ein Licht auf seinen Schreibtisch und gab mir das Gedicht. Ich war glücklich, es abermals vor Augen zu haben. Goethe setzte sich wieder in Ruhe und überließ mich einer ungestörten Betrachtung.

Nachdem ich eine Weile gelesen, wollte ich ihm etwas darüber sagen, es kam mir aber vor, als ob er schlief. Ich benutzte daher

den günstigen Augenblick und las es aber- und abermals und hatte dabei einen seltenen Genuß. Die jugendlichste Glut der Liebe, gemildert durch die sittliche Höhe des Geistes, das erschien mir im allgemeinen als des Gedichtes durchgreifender Charakter. Übrigens kam es mir vor, als seien die ausgesprochenen Gefühle stärker, als wir sie in anderen Gedichten Goethes anzutreffen gewohnt sind, und ich schloß daraus auf einen Einfluß von Byron, welches Goethe auch nicht ablehnte.

„Sie sehen das Produkt eines höchst leidenschaftlichen Zustandes", fügte er hinzu; „als ich darin befangen war, hätte ich ihn um alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingeraten.

Ich schrieb das Gedicht, unmittelbar als ich von Marienbad abreiste und ich mich noch im vollen frischen Gefühle des Erlebten befand. Morgens acht Uhr auf der ersten Station schrieb ich die erste Strophe, und so dichtete ich im Wagen fort und schrieb von Station zu Station das im Gedächtnis Gefaßte nieder, so daß es abends fertig auf dem Papiere stand. Es hat daher eine gewisse Unmittelbarkeit und ist wie aus einem Gusse, welches dem Ganzen zugute kommen mag."

„Zugleich", sagte ich, „hat es in seiner ganzen Art viel Eigentümliches, so daß es an keins Ihrer anderen Gedichte erinnert."

„Das mag daher kommen", sagte Goethe. „Ich setzte auf die Gegenwart, so wie man eine bedeutende Summe auf eine Karte setzt, und suchte sie ohne Übertreibung so hoch zu steigern als möglich."

Diese Äußerung erschien mir sehr wichtig, indem sie Goethes Verfahren ans Licht setzet und uns seine allgemein bewunderte Mannigfaltigkeit erklärlich macht.

Es war indes gegen neun Uhr geworden; Goethe bat mich, seinen Bedienten Stadelmann zu rufen, welches ich tat.

Er ließ sich darauf von diesem das verordnete Pflaster auf die Brust zur Seite des Herzens legen. Ich stellte mich derweil ans Fenster. Hinter meinem Rücken hörte ich nun, wie er gegen Stadelmann klagte, daß sein Übel sich gar nicht bessern wolle, und daß es einen bleibenden Charakter annehme. Als die Operation vorbei war, setzte ich mich noch ein wenig zu ihm. Er klagte nun auch gegen mich, daß er seit einigen Nächten gar nicht geschlafen habe und daß auch zum Essen gar keine Neigung vorhanden. „Der Winter geht nun so hin", sagte er, „ich kann nichts tun, ich kann nichts zusammenbringen, der Geist hat gar keine Kraft." Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich ihn bat, nur nicht so viel an seine Arbeiten zu denken, und daß ja dieser Zustand hoffentlich bald vorüber-

gehen werde. „Ach", sagte er darauf, „ungeduldig bin ich auch nicht, ich habe schon zuviel solcher Zustände durchlebt und habe schon gelernt, zu leiden und zu dulden." Er saß in einem Schlafrock von weißem Flanell, über seine Knie und Füße eine wollene Decke gelegt und gewickelt. „Ich werde gar nicht zu Bette gehen", sagte er, „ich werde so auf meinem Stuhl die Nacht sitzen bleiben, denn zum rechten Schlaf komme ich doch nicht."

Es war indes Zeit geworden, er reichte mir seine liebe Hand, und ich ging.

Als ich unten in das Bedientenzimmer trat, um meinen Mantel zu nehmen, fand ich Stadelmann sehr bestürzt. Er sagte, er habe sich über seinen Herrn erschrocken; wenn er klage, so sei das ein schlimmes Zeichen. Auch wären die Füße ganz dünne geworden, die bisher ein wenig geschwollen gewesen. Er wolle morgen in aller Frühe zum Arzt gehen, um ihm die schlimmen Zeichen zu melden. Ich suchte ihn zu beruhigen, allein er ließ sich seine Furcht nicht ausreden.

Montag, den 17. November 1823

Als ich diesen Abend ins Theater kam, drängten viele Personen sich mir entgegen und erkundigten sich sehr ängstlich nach Goethes Befinden. Sein Zustand mußte sich in der Stadt schnell verbreitet haben und vielleicht ärger gemacht worden sein, als er wirklich war. Einige sagten mir, er habe die Brustwassersucht. Ich war betrübt den ganzen Abend.

Freitag, den 21. November 1823

Goethe ließ mich rufen. Ich fand ihn zu meiner großen Freude wieder auf und in seinem Zimmer umhergehen. Er gab mir ein kleines Buch: ‚Ghaselen'[50] des Grafen Platen[51]. „Ich hatte mir vorgenommen", sagte er, „in ‚Kunst und Altertum' etwas darüber zu sagen, denn die Gedichte verdienen es. Mein Zustand läßt mich aber zu nichts kommen. Sehen Sie doch zu, ob es Ihnen gelingen will, einzudringen und den Gedichten etwas abzugewinnen."

Ich versprach, mich daran zu versuchen

[50] Aus dem Arabischen stammende Gedichtform, die Rückert in Deutschland eingeführt und die vor allem Platen häufig benutzt hat. [51] August Graf von Platen (1786–1835). Lyriker und Dramatiker; seine Dichtungen neigen zu einem kühlen, glatten Klassizismus und zeichnen sich durch Vollkommenheit und Schönheit der Form aus. Wegen seines Gegensatzes zur Romantik wurde Platen von Goethe geschätzt.

„Es ist bei den Ghaselen das Eigentümliche“, fuhr Goethe fort, „daß sie eine große Fülle von Gehalt verlangen; der stets wiederkehrende gleiche Reim will immer einen Vorrat ähnlicher Gedanken bereit finden. Deshalb gelingen sie nicht jedem; diese aber werden Ihnen gefallen.“ Der Arzt trat herein, und ich ging.

Montag, den 24. November 1823

Sonnabend und Sonntag studierte ich die Gedichte. Diesen Morgen schrieb ich meine Ansicht darüber und schickte sie Goethen zu, denn ich hatte erfahren, daß er seit einigen Tagen niemanden vor sich lasse, indem der Arzt ihm alles Reden verboten.

Heute gegen Abend ließ er mich dennoch rufen. Als ich zu ihm hineintrat, fand ich einen Stuhl bereits in seine Nähe gesetzt; er reichte mir seine Hand entgegen und war äußerst liebevoll und gut. Er fing sogleich an, über meine kleine Rezension zu reden. „Ich habe mich sehr darüber gefreut“, sagte er, „Sie haben eine schöne Gabe. Ich will Ihnen etwas sagen“, fuhr er dann fort, „wenn Ihnen vielleicht von andern Orten her literarische Anträge gemacht werden sollten, so lehnen Sie solche ab oder sagen es mir wenigstens zuvor; denn da Sie einmal mit mir verbunden sind, so möchte ich nicht gerne, daß Sie auch zu anderen ein Verhältnis hätten.“

Ich antwortete, daß ich mich bloß zu ihm halten wolle, und daß es mir auch vorderhand um anderweitige Verbindungen durchaus nicht zu tun sei.

Das war ihm lieb, und er sagte darauf, daß wir diesen Winter noch manche hübsche Arbeit miteinander machen wollten.

Wir kamen dann auf die ‚Ghaselen‘ selbst zu sprechen, und Goethe freute sich über die Vollendung dieser Gedichte, und daß unsere neueste Literatur doch manches Tüchtige hervorbringe.

„Ihnen“, fuhr er dann fort, „möchte ich unsere neuesten Talente zu einem besonderen Studium und Augenmerk empfehlen. Ich möchte, daß Sie sich von allem, was in unserer Literatur Bedeutendes hervortritt, in Kenntnis setzten und mir das Verdienstliche vor Augen brächten, damit wir in den Heften von ‚Kunst und Altertum‘ darüber reden und das Gute, Edle und Tüchtige mit Anerkennung erwähnen könnten. Denn mit dem besten Willen komme ich bei meinem hohen Alter und bei meinen tausendfachen Obliegenheiten ohne anderweitige Hülfe nicht dazu.“

Ich versprach, dieses zu tun, indem ich mich zugleich freute, zu sehen, daß unsere neuesten Schriftsteller und Dichter Goethen mehr am Herzen liegen, als ich mir gedacht hatte.

Die Tage darauf sendete Goethe mir die neuesten literarischen Tagesblätter zu dem besprochenen Zwecke. Ich ging einige Tage nicht zu ihm und ward auch nicht gerufen. Ich hörte, sein Freund Zelter[52] sei gekommen, ihn zu besuchen.

Montag, den 1. Dezember 1823

Heute ward ich bei Goethe zu Tisch geladen. Ich fand Zelter bei ihm sitzen, als ich hereintrat. Sie kamen mir einige Schritte entgegen und gaben mir die Hände. „Hier", sagte Goethe, „haben wir meinen Freund Zelter. Sie machen an ihm eine gute Bekanntschaft; ich werde Sie bald einmal nach Berlin schicken, da sollen Sie denn von ihm auf das beste gepflegt werden." „In Berlin mag es gut sein", sagte ich. „Ja", sagte Zelter lachend, „es läßt sich darin viel lernen und verlernen."

Wir setzten uns und führten allerlei Gespräche. Ich fragte nach Schubarth[53]. „Er besucht mich wenigstens alle acht Tage", sagte Zelter. „Er hat sich verheiratet, ist aber ohne Anstellung, weil er es in Berlin mit den Philologen verdorben."

Zelter fragte mich darauf, ob ich Immermann[54] kenne. „Seinen Namen", sagte ich, „habe ich bereits sehr oft nennen hören, doch von seinen Schriften kenne ich bis jetzt nichts." „Ich habe seine Bekanntschaft in Münster gemacht", sagte Zelter; „es ist ein sehr hoffnungsvoller junger Mann, und es wäre ihm zu wünschen, daß seine Anstellung ihm für seine Kunst mehr Zeit ließe." Goethe lobte gleichfalls sein Talent. „Wir wollen sehen", sagte er, „wie er sich entwickelt; ob er sich bequemen mag, seinen Geschmack zu reinigen und hinsichtlich der Form die anerkannt besten Muster zur Richtschnur zu nehmen. Sein originelles Streben hat zwar sein Gutes, allein es führt gar zu leicht in die Irre."

Der kleine Walter kam gesprungen und machte sich an Zelter und seinen Großpapa mit vielen Fragen. „Wenn du kommst, unruhiger Geist", sagte Goethe, „so verdirbst du gleich jedes Gespräch." Übrigens liebte er den Knaben und war unermüdet, ihm alles zu Willen zu tun.

Frau von Goethe und Fräulein Ulrike[55] traten herein; auch der

[52] Karl Friedrich Zelter (1758–1832). Musiker und Komponist, Direktor der Berliner Singakademie. Einziger Duzfreund des alten Goethe. [53] Karl Ernst Schubarth (1796–1861). Philologe, Professor der Geschichte in Breslau, Mitarbeiter an Goethes Zeitschrift »Kunst und Altertum«. [54] Karl Leberecht Immermann (1796 bis 1840). Dichter des beginnenden Realismus (die »Epigonen«), zugleich aber noch Romantiker (»Merlin«). Goethe schätzte ihn dieser Zerrissenheit wegen nicht. [55] Schwester Ottilie von Goethes.

junge Goethe in Uniform und Degen, um an Hof zu gehen. Wi
setzten uns zu Tisch. Fräulein Ulrike und Zelter waren besonder
munter und neckten sich auf die anmutigste Weise während de
ganzen Tafel. Zelters Person und Gegenwart tat mir sehr wohl. E
war als ein glücklicher gesunder Mensch immer ganz dem Augen
blick hingegeben, und es fehlte ihm nie am rechten Wort. Dabe
war er voller Gutmütigkeit und Behagen und so ungeniert, daß e
alles heraussagen mochte und mitunter sogar sehr Derbes. Seine
eigene geistige Freiheit teilte sich mit, so daß alle beengende Rück
sicht in seiner Nähe sehr bald wegfiel. Ich tat im stillen den Wunsch
eine Zeitlang mit ihm zu leben, und bin gewiß, es würde mir gu
tun.

Bald nach Tisch ging Zelter. Auf den Abend war er zur Groß
fürstin[56] gebeten.

[56] Tochter Zar Pauls I., seit 1804 Gemahlin des Erbprinzen, seit 1828 Groß
herzogin.

1824

Dienstag, den 27. Januar 1824

Goethe sprach mit mir über die Fortsetzung seiner Lebensgeschichte, mit deren Ausarbeitung er sich gegenwärtig beschäftigt. Es kam zur Erwähnung, daß diese Epoche seines spätern Lebens nicht die Ausführlichkeit des Details haben könne wie die Jugendepoche von ‚Wahrheit und Dichtung'.

„Ich muß", sagte Goethe, „diese späteren Jahre mehr als Annalen behandeln; es kann darin weniger mein Leben als meine Tätigkeit zur Erscheinung kommen. Überhaupt ist die bedeutendste Epoche eines Individuums die der Entwickelung, welche sich in meinem Fall mit den ausführlichen Bänden von ‚Wahrheit und Dichtung' abschließt. Später beginnt der Konflikt mit der Welt, und dieser hat nur insofern Interesse, als etwas dabei herauskommt.

Und dann, das Leben eines deutschen Gelehrten, was ist es? Was in meinem Fall daran etwa Gutes sein möchte, ist nicht mitzuteilen, und das Mitteilbare ist nicht der Mühe wert. Und wo sind denn die Zuhörer, denen man mit einigem Behagen erzählen möchte?

Wenn ich auf mein früheres und mittleres Leben zurückblicke und nun in meinem Alter bedenke, wie wenige noch von denen übrig sind, die mit mir jung waren, so fällt mir immer der Sommeraufenthalt in einem Bade ein. Sowie man ankommt, schließt man Bekanntschaften und Freundschaften mit solchen, die schon eine Zeitlang dort waren, und die in den nächsten Wochen wieder abgehen. Der Verlust ist schmerzlich. Nun hält man sich an die zweite Generation, mit der man eine gute Weile fortlebt und sich auf das innigste verbindet. Aber auch diese geht und läßt uns einsam mit der dritten, die nahe vor unserer Abreise ankommt, und mit der man auch gar nichts zu tun hat.

Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem geho-

ben sein wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiermit gesagt ist. Der Ansprüche an meine Tätigkeit, sowohl von außen als innen, waren zu viele.

Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert. Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geschäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einsamkeit leben können, ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben. So aber sollte sich bald nach meinem ‚Götz' und ‚Werther' an mir das Wort eines Weisen bewähren, welcher sagte: wenn man der Welt etwas zuliebe getan habe, so wisse sie dafür zu sorgen, daß man es nicht zum zweiten Male tue.

Ein weitverbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben sind gute Dinge. Allein mit all meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung anderer schweige. Dieses würde nun in der Tat ein sehr schlechter Spaß sein, wenn ich dabei nicht den Vorteil hätte, daß ich erfahre, wie die anderen denken, aber sie nicht, wie ich."

Dienstag, den 24. Februar 1824

Heute um ein Uhr zu Goethe. Er legte mir Manuskripte vor, die er für das erste Heft des fünften Bandes von ‚Kunst und Altertum' diktiert hatte. Zu meiner Beurteilung des deutschen ‚Paria' fand ich von ihm einen Anhang gemacht, sowohl in bezug auf das französische Trauerspiel als seine eigene lyrische Trilogie, wodurch denn dieser Gegenstand gewissermaßen in sich geschlossen war.

„Es ist gut", sagte Goethe, „daß Sie bei Gelegenheit Ihrer Rezension sich die indischen Zustände zu eigen gemacht haben; denn wir behalten von unsern Studien am Ende doch nur das, was wir praktisch anwenden."

Ich gab ihm recht und sagte, daß ich bei meinem Aufenthalt auf der Akademie diese Erfahrung gemacht, indem ich von den Vorträgen der Lehrer nur das behalten, zu dessen Anwendung eine praktische Richtung in mir gelegen; dagegen hätte ich alles, was nicht später bei mir zur Ausübung gekommen, durchaus vergessen. „Ich habe", sagte ich, „bei Heeren alte und neue Geschichte gehört, aber ich weiß davon kein Wort mehr. Würde ich aber jetzt einen Punkt der Geschichte in der Absicht studieren, um ihn etwa dramatisch darzustellen, so würde ich solche Studien mir sicher für immer zu eigen machen."

„Überall", sagte Goethe, „treibt man auf Akademien viel zu viel und gar zu viel Unnützes. Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus, bei weitem über die Bedürfnisse der Hörer. In früherer Zeit wurde Chemie und Botanik, als zur Arzneikunde zugehörig, vorgetragen, und der Mediziner hatte daran genug. Jetzt aber sind Chemie und Botanik eigene unübersehbare Wissenschaften geworden, deren jede ein ganzes Menschenleben erfordert, und man will sie dem Mediziner mit zumuten! Daraus aber kann nichts werden; das eine wird über das andere unterlassen und vergessen. Wer klug ist, lehnet daher alle zerstreuende Anforderungen ab und beschränkt sich auf ein Fach und wird tüchtig in einem."

Darauf zeigte mir Goethe eine kurze Kritik, die er über Byrons ‚Kain' geschrieben, und die ich mit großem Interesse las.

„Man sieht", sagte er, „wie einem freien Geiste wie Byron die Unzulänglichkeit der kirchlichen Dogmen zu schaffen gemacht, und wie er sich durch ein solches Stück von einer ihm aufgedrungenen Lehre zu befreien gesucht. Die englische Geistlichkeit wird es ihm freilich nicht Dank wissen; mich soll aber wundern, ob er nicht in Darstellung nachbarlicher biblischer Gegenstände fortschreiten wird, und ob er sich ein Sujet, wie den Untergang von Sodom und Gomorra, wird entgehen lassen."

Nach diesen literarischen Betrachtungen lenkte Goethe mein Interesse auf die bildende Kunst, indem er mir einen antiken geschnittenen Stein zeigte, von welchem er schon tags vorher mit Bewunderung gesprochen. Ich war entzückt bei der Betrachtung der Naivität des dargestellten Gegenstandes. Ich sah einen Mann, der ein schweres Gefäß von der Schulter genommen, um einen Knaben daraus trinken zu lassen. Diesem aber ist es noch nicht bequem, noch nicht mundgerecht genug, das Getränk will nicht fließen, und, indem er seine beiden Händchen an das Gefäß legt, blickt er zu dem Manne hinauf und scheint ihn zu bitten, es noch ein wenig zu neigen.

„Nun, wie gefällt Ihnen das?" sagte Goethe. „Wir Neueren", fuhr er fort, „fühlen wohl die große Schönheit eines solchen rein natürlichen, rein naiven Motivs, wir haben auch wohl die Kenntnis und den Begriff, wie es zu machen wäre, allein wir machen es nicht, der Verstand herrschet vor, und es fehlet immer diese entzückende Anmut." . . .

Mittwoch, den 25. Februar 1824

Goethe zeigte mir heute zwei merkwürdige Gedichte, beide in hohem Grade sittlich in ihrer Tendenz, in einzelnen Motiven jedoch so ohne allen Rückhalt natürlich und wahr, daß die Welt

dergleichen unsittlich zu nennen pflegt, weshalb er sie denn a
geheim hielt und an eine öffentliche Mitteilung nicht dachte.

„Könnten Geist und höhere Bildung", sagte er, „ein Gemein
werden, so hätte der Dichter ein gutes Spiel; er könnte imm
durchaus wahr sein und brauchte sich nicht zu scheuen, das Be
zu sagen. So aber muß er sich immer in einem gewissen Nive
halten; er hat zu bedenken, daß seine Werke in die Hände ei
gemischten Welt kommen, und er hat daher Ursache, sich in a
zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menschen durch eine
große Offenheit kein Ärgernis gebe. Und dann ist die Zeit
wunderlich Ding. Sie ist ein Tyrann, der seine Launen hat, u
der zu dem, was einer sagt und tut, in jedem Jahrhundert ein a
der Gesicht macht. Was den alten Griechen zu sagen erlaubt w
will uns zu sagen nicht mehr anstehen, und was Shakespeares kr
tigen Mitmenschen durchaus anmutete, kann der Engländer v
1820 nicht mehr ertragen, so daß in der neuesten Zeit ein Famil
Shakespeare[57] ein gefühltes Bedürfnis wird."

„Auch liegt sehr vieles in der Form", fügte ich hinzu. „Das ei
jener beiden Gedichte, in dem Ton und Versmaß der Alten, hat w
weniger Zurückstoßendes. Einzelne Motive sind allerdings an s
widerwärtig, allein die Behandlung wirft über das Ganze so v
Großheit und Würde, daß es uns wird, als hörten wir einen kräf
gen Alten, und als wären wir in die Zeit griechischer Heroen z
rückversetzt. Das andere Gedicht dagegen, in dem Ton und d
Versart von Meister Ariost[58], ist weit verfänglicher. Es behand
ein Abenteuer von heute, in der Sprache von heute, und indem
dadurch ohne alle Umhüllung ganz in unsere Gegenwart herei
tritt, erscheinen die einzelnen Kühnheiten bei weitem verwegener

„Sie haben recht", sagte Goethe, „es liegen in den verschieden
poetischen Formen geheimnisvolle große Wirkungen. Wenn m
den Inhalt meiner ‚Römischen Elegien' in den Ton und in d
Versart von Byrons ‚Don Juan' übertragen wollte, so müßte s
das Gesagte ganz verrucht ausnehmen."

Die französischen Zeitungen wurden gebracht. Der beendig
Feldzug der Franzosen in Spanien unter dem Herzog von A
goulême[59] hatte für Goethe großes Interesse. „Ich muß die Bou

[57] Herausgegeben von Thomas Bowdler 1807 ff. [58] Lodovico Ariosto (1474–153
Dichter der italienischen Renaissance. Goethe spielt hier auf sein Epos in Stanz
‚Der rasende Roland' an, das Motive der mittelalterlichen Artus- und Rolands
in Sprache und Welt der Renaissance überträgt. [59] Louis Antoine de Bourb
Herzog von Angoulême (1775–1844). Oberbefehlshaber im spanischen Feldz
(1823), in welchem der von Napoleon Bonaparte entthronte absolutistische Fer
nand VII. den spanischen Thron wiedererlangte.

bons wegen dieses Schrittes durchaus loben", sagte er, „denn erst hiedurch gewinnen sie ihren Thron, indem sie die Armee gewinnen. Und das ist erreicht. Der Soldat kehrt mit Treue für seinen König zurück, denn er hat aus seinen eigenen Siegen, so wie aus den Niederlagen der vielköpfig befehligten Spanier die Überzeugung gewonnen, was für ein Unterschied es sei, einem einzelnen gehorchen oder vielen. Die Armee hat den alten Ruhm behauptet und an den Tag gelegt, daß sie fortwährend in sich selber brav sei, und daß sie auch ohne Napoleon zu siegen vermöge."

Goethe wendete darauf seine Gedanken in der Geschichte rückwärts und sprach sehr viel über die preußische Armee im Siebenjährigen Kriege[60], die durch Friedrich den Großen an ein beständiges Siegen gewöhnt und dadurch verwöhnt worden, so daß sie in späterer Zeit, aus zu großem Selbstvertrauen, so viele Schlachten verloren. Alle einzelnen Details waren ihm gegenwärtig, und ich hatte sein glückliches Gedächtnis zu bewundern.

„Ich habe den großen Vorteil", fuhr er fort, „daß ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tagesordnung kamen und sich durch mein langes Leben fortsetzten, so daß ich vom Siebenjährigen Krieg, sodann von der Trennung Amerikas von England, ferner von der französischen Revolution, und endlich von der ganzen Napoleonischen Zeit bis zum Untergange des Helden und den folgenden Ereignissen lebendiger Zeuge war. Hiedurch bin ich zu ganz anderen Resultaten und Einsichten gekommen, als allen denen möglich sein wird, die jetzt geboren werden, und die sich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müssen, die sie nicht verstehen.

Was uns die nächsten Jahre bringen werden, ist durchaus nicht vorherzusagen; doch ich fürchte, wir kommen so bald nicht zur Ruhe. Es ist der Welt nicht gegeben, sich zu bescheiden; den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt stattfinde, und der Masse nicht, daß sie in Erwartung allmählicher Verbesserungen mit einem mäßigen Zustande sich begnüge. Könnte man die Menschheit vollkommen machen, so wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig herüber und hinüber schwanken, der eine Teil wird leiden, während der andere sich wohlbefindet, Egoismus und Neid werden als böse Dämonen immer ihr Spiel treiben, und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben.

Das Vernünftigste ist immer, daß jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist, und was er gelernt hat, und daß er den andern

[60] Von 1756—1763 kämpften Österreich, Rußland und Frankreich gegen Friedrich den Großen von Preußen.

nicht hindere, das Seinige zu tun. Der Schuster bleibe bei sein Leisten, der Bauer hinter dem Pflug, und der Fürst wisse zu reg ren. Denn dies ist auch ein Metier, das gelernt sein will, und d sich niemand anmaßen soll, der es nicht versteht."

Goethe kam darauf wieder auf die französischen Zeitung „Die Liberalen", sagte er, „mögen reden; denn wenn sie vernün tig sind, hört man ihnen gerne zu; allein den Royalisten, in den Händen die ausübende Gewalt ist, steht das Reden schlecht, müssen handeln. Mögen sie Truppen marschieren lassen und köpf und hängen, das ist recht; allein in öffentlichen Blättern Meinung bekämpfen und ihre Maßregeln rechtfertigen, das will ihnen ni kleiden. Gäbe es ein Publikum von Königen, da möchten sie red

In dem, was ich selber zu tun und zu treiben hatte", fuhr Goet fort, „habe ich mich immer als Royalist behauptet. Die ander habe ich schwatzen lassen, und ich habe getan, was ich für gut fan Ich übersah meine Sache und wußte, wohin ich wollte. Hatte als einzelner einen Fehler begangen, so konnte ich ihn wiec gutmachen; hätte ich ihn aber zu dreien und mehreren begang so wäre ein Gutmachen unmöglich gewesen, denn unter vielen zu vielerlei Meinung."

Darauf bei Tisch war Goethe von der heitersten Laune. Er zeig mir das Stammbuch der Frau von Spiegel[61], worin er sehr schö Verse geschrieben. Es war ein Platz für ihn zwei Jahre lang off gelassen, und er war nun froh, daß es ihm gelungen, ein altes V sprechen endlich zu erfüllen. Nachdem ich das Gedicht an Frau v Spiegel gelesen, blätterte ich in dem Buche weiter, wobei ich a manchen bedeutenden Namen stieß. Gleich auf der nächsten Se stand ein Gedicht von Tiedge[62], ganz in der Gesinnung und d Tone seiner ‚Urania' geschrieben. „In einer Anwandlung von V wegenheit", sagte Goethe, „war ich im Begriff, einige Verse da unterzusetzen; es freut mich aber, daß ich es unterlassen, denn ist nicht das erstemal, daß ich durch rückhaltlose Äußerungen g Menschen zurückgestoßen und die Wirkung meiner besten Sach verdorben habe.

Indessen", fuhr Goethe fort, „habe ich von Tiedges ‚Uran nicht wenig auszustehen gehabt; denn es gab eine Zeit, wo nic gesungen und nichts deklamiert wurde als die ‚Urania'. Wo m hinkam, fand man die ‚Urania' auf allen Tischen; die ‚Urania' u

[61] Gattin des Oberhofmarschalls Karl Emil Freiherr von Spiegel. [62] Christo August Tiedge (1752–1841). Dichter. Sein von Kant und Schiller stark beeinfluß Lehrgedicht über die Unsterblichkeit, ‚Urania', wurde sehr populär. Goe schätzte es nicht.

die Unsterblichkeit war der Gegenstand jeder Unterhaltung. Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja ich möchte mit Lorenzo von Medici[63] sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen; allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Spekulation zu sein. Und ferner: wer eine Fortdauer glaubt, der sei glücklich im stillen, aber er hat nicht Ursache, sich darauf etwas einzubilden. Bei Gelegenheit von Tiedges ‚Urania' indes machte ich die Bemerkung, daß, eben wie der Adel, so auch die Frommen eine gewisse Aristokratie bilden. Ich fand dumme Weiber, die stolz waren, weil sie mit Tiedge an Unsterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß manche mich über diesen Punkt auf eine sehr dünkelhafte Weise examinierte. Ich ärgerte sie aber, indem ich sagte: es könne mir ganz recht sein, wenn nach Ablauf dieses Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mir ausbitten, daß mir drüben niemand von denen begegne, die hier daran geglaubt hätten. Denn sonst würde meine Plage erst recht angehen! Die Frommen würden um mich herumkommen und sagen: haben wir nicht recht gehabt, haben wir es nicht vorhergesagt, ist es nicht eingetroffen? Und damit würde denn auch drüben der Langenweile kein Ende sein.

„Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen", fuhr Goethe fort, „ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu tun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt, und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser. Ferner sind Unsterblichkeitsgedanken für solche, die in Hinsicht auf Glück hier nicht zum besten weggekommen sind, und ich wollte wetten: wenn der gute Tiedge ein besseres Geschick hätte, so hätte er auch bessere Gedanken."

Donnerstag, den 26. Februar 1824

Mit Goethe zu Tisch. – Nachdem gegessen und abgeräumt war, ließ er durch Stadelmann große Portefeuilles mit Kupferstichen herbeischleppen. Auf den Mappen hatte sich einiger Staub gesammelt, und da keine passende Tücher zum Abwischen in der Nähe waren, so ward Goethe unwillig und schalt seinen Diener. „Ich erinnere dich

[63] Lorenzo di Medici (1449–1492). Statthalter von Florenz, einer der mächtigsten Fürsten und Kunstmäzene der Renaissance.

zum letztenmal", sagte er, „denn gehst du nicht noch heute, di
oft verlangten Tücher zu kaufen, so gehe ich morgen selbst, und d
sollst sehen, daß ich Wort halte." Stadelmann ging.

„Ich hatte einmal einen ähnlichen Fall mit dem Schauspiele
Becker", fuhr Goethe gegen mich heiter fort, „der sich weigerte
einen Reiter im ‚Wallenstein' zu spielen. Ich ließ ihm aber sagen
wenn er die Rolle nicht spielen wolle, so würde ich sie selber spie
len. Das wirkte. Denn sie kannten mich beim Theater und wußten
daß ich in solchen Dingen keinen Spaß verstand, und daß ich ver
rückt genug war, mein Wort zu halten und das Tollste zu tun."

„Und würden Sie im Ernst die Rolle gespielt haben?" fragte ich

„Ja", sagte Goethe, „ich hätte sie gespielt und würde den Herrn
Becker heruntergespielt haben, denn ich kannte die Rolle besser al
er."

Wir öffneten darauf die Mappen und schritten zur Betrachtung
der Kupfer und Zeichnungen. Goethe verfährt hiebei in bezug au
mich sehr sorgfältig, und ich fühle, daß es seine Absicht ist, mich in
der Kunstbetrachtung auf eine höhere Stufe der Einsicht zu brin
gen. Nur das in seiner Art durchaus Vollendete zeigt er mir und
macht mir des Künstlers Intention und Verdienst deutlich, dami
ich erreichen möge, die Gedanken der Besten nachzudenken und
den Besten gleich zu empfinden. „Dadurch", sagte er heute, „bilde
sich das, was wir Geschmack nennen. Denn den Geschmack kann
man nicht am Mittelgut bilden, sondern nur am Allervorzüglich
sten. Ich zeige Ihnen daher nur das Beste; und wenn Sie sich darin
befestigen, so haben Sie einen Maßstab für das übrige, das Sie
nicht überschätzen, aber doch schätzen werden. Und ich zeige Ihnen
das Beste in jeder Gattung, damit Sie sehen, daß keine Gattung
gering zu achten, sondern daß jede erfreulich ist, sobald ein große
Talent darin den Gipfel erreichte. Dieses Bild eines französischen
Künstlers zum Beispiel ist galant wie kein anderes und daher ein
Musterstück seiner Art."

Goethe reichte mir das Blatt, und ich sah es mit Freuden. In
einem reizenden Zimmer eines Sommerpalais, wo man durch offene
Fenster und Türen die Aussicht in den Garten hat, sieht man eine
Gruppe der anmutigsten Personen. Eine sitzende schöne Frau von
etwa dreißig Jahren hält ein Notenbuch, woraus sie soeben gesun
gen zu haben scheint. Etwas tiefer, an ihrer Seite sitzend, lehnt sich
ein junges Mädchen von etwa fünfzehn. Rückwärts am offenen
Fenster steht eine andere junge Dame; sie hält eine Laute und
scheint noch Töne zu greifen. In diesem Augenblick ist ein junger
Herr hereingetreten, auf den die Blicke der Frauen sich richten; er

scheint die musikalische Unterhaltung unterbrochen zu haben, und indem er mit einer leichten Verbeugung vor ihnen steht, macht er den Eindruck, als sagte er entschuldigende Worte, die von den Frauen mit Wohlgefallen gehört werden.

„Das, dächte ich", sagte Goethe, „wäre so galant wie irgendein Stück von Calderon[64], und Sie haben nun in dieser Art das Vorzüglichste gesehen. Was aber sagen Sie hiezu?"

Mit diesen Worten reichte er mir einige radierte Blätter des berühmten Tiermalers Roos[65]; lauter Schafe, und diese Tiere in allen ihren Lagen und Zuständen. Das Einfältige der Physiognomien, das Häßliche, Struppige der Haare, alles mit der äußersten Wahrheit, als wäre es die Natur selber.

„Mir wird immer bange", sagte Goethe, „wenn ich diese Tiere ansehe. Das Beschränkte, Dumpfe, Träumende, Gähnende ihres Zustandes zieht mich in das Mitgefühl desselben hinein; man fürchtet, zum Tier zu werden, und möchte fast glauben, der Künstler sei selber eins gewesen. Auf jeden Fall bleibt es im hohen Grade erstaunenswürdig, wie er sich in die Seelen dieser Geschöpfe hat hineindenken und hineinempfinden können, um den innern Charakter in der äußern Hülle mit solcher Wahrheit durchblicken zu lassen. Man sieht aber, was ein großes Talent machen kann, wenn es bei Gegenständen bleibt, die seiner Natur analog sind."

„Hat denn dieser Künstler", sagte ich, „nicht auch Hunde, Katzen und Raubtiere mit einer ähnlichen Wahrheit gebildet? ja hat er, bei der großen Gabe, sich in einen fremden Zustand hineinzufühlen, nicht auch menschliche Charaktere mit einer gleichen Treue behandelt?"

„Nein", sagte Goethe, „alles das lag außer seinem Kreise; dagegen die frommen, grasfressenden Tiere, wie Schafe, Ziegen, Kühe und dergleichen, ward er nicht müde, ewig zu wiederholen; dies war seines Talentes eigentliche Region, aus der er auch zeitlebens nicht herausging. Und daran tat er wohl! Das Mitgefühl der Zustände dieser Tiere war ihm angeboren, die Kenntnis ihres Psychologischen war ihm gegeben, und so hatte er denn auch für deren Körperliches ein so glückliches Auge. Andere Geschöpfe dagegen waren ihm vielleicht nicht so durchsichtig, und es fehlte ihm daher zu ihrer Darstellung sowohl Beruf als Trieb."

Durch diese Äußerung Goethes ward manches Analoge in mir aufgeregt, das mir wieder lebhaft vor die Seele trat. So hatte er

[64] Calderon de la Barca (1600–1681). Einer der größten Dichter des spanischen Barock. Er schrieb über 120 Dramen. Goethe schätzte ihn hoch. [65] Johann Heinrich Roos (1631–1685). Tiermaler und Radierer.

mir vor einiger Zeit gesagt, daß dem echten Dichter die Kenntn der Welt angeboren sei, und daß er zu ihrer Darstellung keine wegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe. „I schrieb meinen ‚Götz von Berlichingen'", sagte er, „als jung Mensch von zweiundzwanzig und erstaunte zehn Jahre später üb die Wahrheit meiner Darstellung. Erlebt und gesehen hatte ich bl kanntlich dergleichen nicht, und ich mußte also die Kenntnis ma nigfaltiger menschlicher Zustände durch Antizipation[66] besitze

Überhaupt hatte ich nur Freude an der Darstellung meiner i nern Welt, ehe ich die äußere kannte. Als ich nachher in der Wir lichkeit fand, daß die Welt so war, wie ich sie mir gedacht hatt war sie mir verdrießlich, und ich hatte keine Lust mehr, sie darz stellen. Ja ich möchte sagen: hätte ich mit Darstellung der We so lange gewartet, bis ich sie kannte, so wäre meine Darstellun Persiflage geworden."

„Es liegt in den Charakteren", sagte er ein andermal, „eine g wisse Notwendigkeit, eine gewisse Konsequenz, vermöge welch bei diesem oder jenem Grundzuge eines Charakters gewisse sekun däre Züge stattfinden. Dieses lehrt die Empirie genugsam, es kan aber auch einzelnen Individuen die Kenntnis davon angebore sein. Ob bei mir Angeborenes und Erfahrung sich vereinige, w ich nicht untersuchen; aber so viel weiß ich: wenn ich jemand eine Viertelstunde gesprochen habe, so will ich ihn zwei Stund reden lassen."

So hatte Goethe von Lord Byron gesagt, daß ihm die We durchsichtig sei, und daß ihm ihre Darstellung durch Antizipatio möglich. Ich äußerte darauf einige Zweifel: ob es Byron zum Be spiel gelingen möchte, eine untergeordnete tierische Natur darzu stellen, indem seine Individualität mir zu gewaltsam erscheine, u sich solchen Gegenständen mit Liebe hinzugeben. Goethe gab dies zu und erwiderte, daß die Antizipation sich überall nur so we erstrecke, als die Gegenstände dem Talent analog seien, und w wurden einig, daß in dem Verhältnis, wie die Antizipation b schränkt oder umfassend sei, das darstellende Talent selbst vo größerem oder geringerem Umfange befunden werde.

„Wenn Eure Exzellenz behaupten", sagte ich darauf, „daß de Dichter die Welt angeboren sei, so haben Sie wohl nur die We des Innern dabei im Sinne, aber nicht die empirische Welt der E scheinung und Konvenienz; und wenn also dem Dichter eine wah Darstellung derselben gelingen soll, so muß doch wohl die Erfo schung des Wirklichen hinzukommen?"

[66] Vorwegnahme.

„Allerdings", erwiderte Goethe, „es ist so. – Die Region der Liebe, des Hasses, der Hoffnung, der Verzweiflung, und wie die Zustände und Leidenschaften der Seele heißen, ist dem Dichter angeboren, und ihre Darstellung gelingt ihm. Es ist aber nicht angeboren: wie man Gericht hält, oder wie man im Parlament oder bei einer Kaiserkrönung verfährt, und um nicht gegen die Wahrheit solcher Dinge zu verstoßen, muß der Dichter sie aus Erfahrung oder Überlieferung sich aneignen. So konnte ich im ‚Faust' den düstern Zustand des Lebensüberdrusses im Helden, so wie die Liebesempfindungen Gretchens recht gut durch Antizipation in meiner Macht haben; allein um zum Beispiel zu sagen:

‚Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des späten Monds mit feuchter Glut heran',

bedurfte es einiger Beobachtung der Natur."

„Es ist aber", sagte ich, „im ganzen ‚Faust' keine Zeile, die nicht von sorgfältiger Durchforschung der Welt und des Lebens unverkennbare Spuren trüge, und man wird keineswegs erinnert, als sei Ihnen das alles, ohne die reichste Erfahrung, nur so geschenkt worden."

„Mag sein", antwortete Goethe, „allein hätte ich nicht die Welt durch Antizipation bereits in mir getragen, ich wäre mit sehenden Augen blind geblieben, und alle Erforschung und Erfahrung wäre nichts gewesen als ein ganz totes vergebliches Bemühen. Das Licht ist da, und die Farben umgeben uns; allein trügen wir kein Licht und keine Farben im eigenen Auge, so würden wir auch außer uns dergleichen nicht wahrnehmen."

Sonnabend, den 28. Februar 1824

„Es gibt vortreffliche Menschen", sagte Goethe, „die nichts aus dem Stegreife, nichts obenhin zu tun vermögen, sondern deren Natur es verlangt, ihre jedesmaligen Gegenstände mit Ruhe tief zu durchdringen. Solche Talente machen uns oft ungeduldig, indem man selten von ihnen erlangt, was man augenblicklich wünscht, allein auf diesem Wege wird das Höchste geleistet."

Ich brachte das Gespräch auf Ramberg. „Das ist freilich ein Künstler ganz anderer Art", sagte Goethe, „ein höchst erfreuliches Talent, und zwar ein improvisierendes, das nicht seinesgleichen hat. Er verlangte einst in Dresden von mir eine Aufgabe. Ich gab ihm den Agamemnon, wie er, von Troja in seine Heimat zurückkehrend, vom Wagen steigt, und wie es ihm unheimlich wird, die

Schwelle seines Hauses zu betreten. Sie werden zugeben, daß dr
ein Gegenstand der allerschwierigsten Sorte ist, der bei einem an
ren Künstler die reiflichste Überlegung würde erfordert haben.
hatte aber kaum das Wort ausgesprochen, als Ramberg schon an
zeichnen fing, und zwär mußte ich bewundern, wie er den Geg
stand sogleich richtig auffaßte. Ich kann nicht leugnen, ich möc
einige Blätter von Rambergs Hand besitzen."

Wir sprachen sodann über andere Künstler, die in ihren Werk
leichtsinnig verfahren und zuletzt in Manier zugrunde gehen.

„Die Manier", sagte Goethe, „will immer fertig sein und h
keinen Genuß an der Arbeit. Das echte, wahrhaft große Talent a
findet sein höchstes Glück in der Ausführung. Roos ist unermü
lich in emsiger Zeichnung der Haare und Wolle seiner Ziegen u
Schafe, und man sieht an dem unendlichen Detail, daß er währe
der Arbeit die reinste Seligkeit genoß und nicht daran dach
fertig zu werden.

Geringeren Talenten genügt nicht die Kunst als solche; s
haben während der Ausführung immer nur den Gewinn vor Aug
den sie durch ein fertiges Werk zu erreichen hoffen. Bei so we
lichen Zwecken und Richtungen aber kann nichts Großes zustan
kommen."

Sonntag, den 29. Februar 1824

Ich ging um zwölf Uhr zu Goethe, der mich vor Tisch zu ein
Spazierfahrt hatte einladen lassen. Ich fand ihn frühstücken
als ich zu ihm hereintrat, und setzte mich ihm gegenüber, ind
ich das Gespräch auf die Arbeiten brachte, die uns gemeinschaftl
in bezug auf die neue Ausgabe seiner Werke beschäftigen.
redete ihm zu, sowohl seine „Götter, Helden und Wieland"
auch seine „Briefe des Pastors" in diese neue Edition mit aufz
nehmen.

„Ich habe", sagte Goethe, „auf meinem jetzigen Standpun
über jene jugendlichen Produktionen eigentlich kein Urteil.
mögt ihr Jüngeren entscheiden. Ich will indes jene Anfänge ni
schelten; ich war freilich noch dunkel und strebte in bewußtlos
Drange vor mir hin, aber ich hatte ein Gefühl des Rechten, ei
Wünschelrute, die mir anzeigte, wo Gold war."

Ich machte bemerklich, daß dieses bei jedem großen Talent d
Fall sein müsse, indem es sonst, bei seinem Erwachen in der g
mischten Welt, nicht das Rechte ergreifen und das Verkehrte v
meiden würde.

Mit Goethe vor Tisch nach seinem Garten gefahren.

Die Lage dieses Gartens, jenseits der Ilm, in der Nähe des Parks, an dem westlichen Abhange eines Hügelzuges, hat etwas sehr Trauliches. Vor Nord- und Ostwinden geschützt, ist er den erwärmenden und belebenden Einwirkungen des südlichen und westlichen Himmels offen, welches ihn, besonders im Herbst und Frühling, zu einem höchst angenehmen Aufenthalte macht.

Der in nordwestlicher Richtung liegenden Stadt ist man so nahe, daß man in wenigen Minuten dort sein kann, und doch, wenn man umherblickt, sieht man nirgend ein Gebäude oder eine Turmspitze ragen, die an eine solche städtische Nähe erinnern könnte; die hohen dichten Bäume des Parks verhüllen alle Aussicht nach jener Seite. Sie ziehen sich links, nach Norden zu, unter dem Namen des Sternes, ganz nahe an den Fahrweg heran, der unmittelbar vor dem Garten vorüberführt.

Gegen Westen und Südwesten blickt man frei über eine geräumige Wiese hin, durch welche, in der Entfernung eines guten Pfeilschusses, die Ilm in stillen Windungen vorbeigeht. Jenseits des Flusses erhebt sich das Ufer gleichfalls hügelartig, an dessen Abhängen und auf dessen Höhe, in den mannigfaltigen Laubschattierungen hoher Erlen, Eschen, Pappelweiden und Birken, der sich breit hinziehende Park grünet, indem er den Horizont gegen Mittag und Abend in erfreulicher Entfernung begrenzet.

Diese Ansicht des Parkes über die Wiese hin, besonders im Sommer, gewährt den Eindruck, als sei man in der Nähe eines Waldes, der sich stundenweit ausdehnt. Man denkt, es müsse jeden Augenblick ein Hirsch, ein Reh auf die Wiesenfläche hervorkommen. Man fühlt sich in den Frieden tiefer Natureinsamkeit versetzt, denn die große Stille ist oft durch nichts unterbrochen, als durch die einsamen Töne der Amsel oder durch den pausenweise abwechselnden Gesang einer Walddrossel.

Aus solchen Träumen gänzlicher Abgeschiedenheit erwecket uns jedoch das gelegentliche Schlagen der Turmuhr, das Geschrei der Pfauen von der Höhe des Parks herüber, oder das Trommeln und Hörnerblasen des Militärs der Kaserne. Und zwar nicht unangenehm; denn es erwacht mit solchen Tönen das behagliche Nähegefühl der heimatlichen Stadt, von der man sich meilenweit versetzt glaubte.

Zu gewissen Tages- und Jahreszeiten sind diese Wiesenflächen nichts weniger als einsam. Bald sieht man Landleute, die nach Weimar zu Markt oder in Arbeit gehen und von dort zurückkom-

men; bald Spaziergänger aller Art längs den Krümmungen d
Ilm, besonders in der Richtung nach Oberweimar, das zu gewiss
Tagen ein sehr besuchter Ort ist. Sodann die Zeit der Heuer
belebt diese Räume auf das heiterste. Hinterdrein sieht man w
dende Schafherden, auch wohl die stattlichen Schweizerkühe d
nahen Ökonomie.

Heute jedoch war von allen diesen die Sinne erquickenden So
mererscheinungen noch keine Spur. Auf den Wiesen waren kal
einige grünende Stellen sichtbar, die Bäume des Parks stand
noch in braunen Zweigen und Knospen; doch verkündigte e
Schlag der Finken, so wie der hin und wieder vernehmbare Gesa
der Amsel und Drossel das Herannahen des Frühlings.

Die Luft war sommerartig, angenehm; es wehte ein sehr lin
Südwestwind. Einzelne kleine Gewitterwolken zogen am heite
Himmel herüber; sehr hoch bemerkte man sich auflösende Zirr
streifen. Wir betrachteten die Wolken genau und sahen, daß s
die ziehenden geballten der untern Region gleichfalls auflöst
woraus Goethe schloß, daß das Barometer im Steigen begrif
sein müsse.

Goethe sprach darauf viel über das Steigen und Fallen des B
rometers, welches er die Wasserbejahung und Wasserverneinu
nannte. Er sprach über das Ein- und Ausatmen der Erde na
ewigen Gesetzen; über eine mögliche Sündflut bei fortwähren
Wasserbejahung. Ferner: daß jeder Ort seine eigene Atmosph
habe, daß jedoch in den Barometerständen von Europa eine gro
Gleichheit stattfinde. Die Natur sei inkommensurabel, und bei d
großen Irregularitäten sei es sehr schwer, das Gesetzliche zu finde

Während er mich so über höhere Dinge belehrte, gingen w
in dem breiten Sandwege des Gartens auf und ab. Wir traten
die Nähe des Hauses, das er seinem Diener aufzuschließen befa
um mir später das Innere zu zeigen. Die weißabgetünchte
Außenseiten sah ich ganz mit Rosenstöcken umgeben, die, v
Spalieren gehalten, sich bis zum Dach hinaufgerankt hatten. I
ging um das Haus herum und bemerkte zu meinem besonder
Interesse an den Wänden in den Zweigen des Rosengebüsches ei
große Zahl mannigfaltiger Vogelnester, die sich von vorige
Sommer her erhalten hatten und jetzt bei mangelndem Laube d
Blicken frei standen. Besonders Nester der Hänflinge und versch
dener Art Grasemücken, wie sie höher oder niedriger zu bau
Neigung haben.

Goethe führte mich darauf in das Innere des Hauses, das
vorigen Sommer zu sehen versäumt hatte. Unten fand ich nur e

wohnbares Zimmer, an dessen Wänden einige Karten und Kupferstiche hingen; desgleichen ein farbiges Porträt Goethes in Lebensgröße, und zwar von Meyer gemalt bald nach der Zurückkunft beider Freunde aus Italien. Goethe erscheint hier im kräftigen mittleren Mannesalter, sehr braun und etwas stark. Der Ausdruck des wenig belebten Gesichtes ist sehr ernst; man glaubt einen Mann zu sehen, dem die Last künftiger Taten auf der Seele liegt.

Wir gingen die Treppe hinauf in die oberen Zimmer; ich fand deren drei und ein Kabinettchen, aber alle sehr klein und ohne eigentliche Bequemlichkeit. Goethe sagte, daß er in früheren Jahren hier eine ganze Zeit mit Freuden gewohnt und sehr ruhig gearbeitet habe.

Die Temperatur dieser Zimmer war etwas kühl, und wir trachteten wieder nach der milden Wärme im Freien. In dem Hauptwege in der Mittagssonne auf und ab gehend, kam das Gespräch auf die neueste Literatur, auf Schelling, und unter andern auch auf einige neue Schauspiele von Platen.

Bald jedoch kehrte unsere Aufmerksamkeit auf die uns umgebende nächste Natur zurück. Die Kaiserkronen und Lilien sproßten schon mächtig, auch kamen die Malven zu beiden Seiten des Weges schon grünend hervor.

Der obere Teil des Gartens, am Abhange des Hügels, liegt als Wiese mit einzelnen zerstreut stehenden Obstbäumen. Wege schlängeln sich hinauf, längs der Höhe hin und wieder herunter, welches einige Neigung in mir erregte, mich oben umzusehen. Goethe schritt, diese Wege hinansteigend, mir rasch voran, und ich freute mich über seine Rüstigkeit.

Oben an der Hecke fanden wir eine Pfauhenne, die vom fürstlichen Park herübergekommen zu sein schien; wobei Goethe mir sagte, daß er in Sommertagen die Pfauen durch ein beliebtes Futter herüberzulocken und herzugewöhnen pflegte.

An der anderen Seite den sich schlängelnden Weg herabkommend, fand ich von Gebüsch umgeben einen Stein mit den eingehauenen Versen des bekannten Gedichtes:

‚Hier im stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten',

und ich hatte das Gefühl, daß ich mich an einer klassischen Stelle befinde.

Ganz nahe dabei kamen wir auf eine Baumgruppe halbwüchsiger Eichen, Tannen, Birken und Buchen. Unter den Tannen fand ich ein herabgeworfenes Gewölle eines Raubvogels; ich zeigte es Goethen, der mir erwiderte, daß er dergleichen an dieser Stelle häufig

gefunden, woraus ich schloß, daß diese Tannen ein beliebter Aufenthalt einiger Eulen sein mögen, die in dieser Gegend häufig gefunden werden.

Wir traten um die Baumgruppe herum und befanden uns wieder an dem Hauptwege in der Nähe des Hauses. Die soeben umschrittenen Eichen, Tannen, Birken und Buchen, wie sie untermischt stehen, bilden hier einen Halbkreis, den innern Raum grottenartig überwölbend, worin wir uns auf kleinen Stühlen setzten, die einen runden Tisch umgaben. Die Sonne war so mächtig, daß der geringe Schatten dieser blätterlosen Bäume bereits als eine Wohltat empfunden ward. „Bei großer Sommerhitze", sagte Goethe, „weiß ich keine bessere Zuflucht als diese Stelle. Ich habe die Bäume vor vierzig Jahren alle eigenhändig gepflanzt, ich habe die Freude gehabt sie heranwachsen zu sehen, und genieße nun schon seit geraumer Zeit die Erquickung ihres Schattens. Das Laub dieser Eichen und Buchen ist der mächtigsten Sonne undurchdringlich; ich sitze hier gerne an warmen Sommertagen nach Tische, wo denn auf diesen Wiesen und auf dem ganzen Park umher oft eine Stille herrscht, von der die Alten sagen würden: daß der Pan[67] schlafe."

Indessen hörten wir es in der Stadt zwei Uhr schlagen und fuhren zurück.

Dienstag, den 30. März 1824

Abends bei Goethe. – Ich war alleine mit ihm, wir sprachen vielerlei und tranken eine Flasche Wein dazu. Wir sprachen über das französische Theater im Gegensatz zum deutschen.

„Es wird schwer halten", sagte Goethe, „daß das deutsche Publikum zu einer Art von reinem Urteil komme, wie man es etwa in Italien und Frankreich findet. Und zwar ist uns besonders hinderlich, daß auf unseren Bühnen alles durcheinander gegeben wird. An derselbigen Stelle, wo wir gestern den ‚Hamlet' sahen, sehen wir heute den ‚Staberle'[68], und wo uns morgen die ‚Zauberflöte' entzückt, sollen wir übermorgen an den Späßen des ‚Neuen Sonntagskindes'[69] Gefallen finden. Dadurch entsteht beim Publikum eine Konfusion im Urteil, eine Vermengung der verschiedenen Gattungen, die es nie gehörig schätzen und begreifen lernt. Und dann hat jeder seine individuellen Forderungen und seine persönlichen Wünsche, mit denen er sich wieder nach der Stelle wendet, wo er sie realisiert fand. An demselbigen Baum, wo er heute Feigen gepflückt,

[67] Griechischer Hirten- und Waldgott. [68] Figur in der Wiener Posse von Adolf Bäuerle. [69] Komisches Singspiel von Wilhelm Müller (1794–1827).

will er sie morgen wieder pflücken, und er würde ein sehr verdrießliches Gesicht machen, wenn etwa über Nacht Schlehen gewachsen wären. Ist aber jemand Freund von Schlehen, der wendet sich an die Dornen.

Schiller hatte den guten Gedanken, ein eigenes Haus für die Tragödie zu bauen, auch jede Woche ein Stück bloß für Männer zu geben. Allein dies setzte eine sehr große Residenz voraus und war in unsern kleinen Verhältnissen nicht zu realisieren."

Wir sprachen über die Stücke von Iffland[70] und Kotzebue[71], die Goethe in ihrer Art sehr hoch schätzte. „Eben aus dem gedachten Fehler", sagte er, „daß niemand die Gattungen gehörig unterscheidet, sind die Stücke jener Männer oft sehr ungerechter Weise getadelt worden. Man kann aber lange warten, ehe ein paar so populare Talente wieder kommen."

Ich lobte Ifflands ‚Hagestolzen', die mir von der Bühne herunter sehr wohl gefallen hatten. „Es ist ohne Frage Ifflands bestes Stück", sagte Goethe; „es ist das einzige, wo er aus der Prosa ins Ideelle geht."

Er erzählte mir darauf von einem Stück, welches er mit Schiller als Fortsetzung der ‚Hagestolzen' gemacht, aber nicht geschrieben, sondern bloß gesprächsweise gemacht. Goethe entwickelte mir die Handlung Szene für Szene; es war sehr artig und heiter, und ich hatte daran große Freude.

Goethe sprach darauf über einige neue Schauspiele von Platen. „Man sieht", sagte er, „an diesen Stücken die Einwirkung Calderons. Sie sind durchaus geistreich und in gewisser Hinsicht vollendet, allein es fehlt ihnen ein spezifisches Gewicht, eine gewisse Schwere des Gehalts. Sie sind nicht der Art, um im Gemüt des Lesers ein tiefes und nachwirkendes Interesse zu erregen, vielmehr berühren sie die Saiten unseres Innern nur leicht und vorübereilend. Sie gleichen dem Kork, der, auf dem Wasser schwimmend, keinen Eindruck macht, sondern von der Oberfläche sehr leicht getragen wird.

Der Deutsche verlangt einen gewissen Ernst, eine gewisse Größe der Gesinnung, eine gewisse Fülle des Innern, weshalb denn auch Schiller von allen so hoch gehalten wird. Ich zweifle nun keineswegs an Platens sehr tüchtigem Charakter, allein das kommt, wahrscheinlich aus einer abweichenden Kunstansicht, hier nicht zur Erscheinung. Er entwickelt eine reiche Bildung, Geist, treffenden Witz

[70] August Wilhelm Iffland (1759–1814). Schauspieler und Verfasser bürgerlicher Komödien und Trauerspiele. [71] August von Kotzebue (1761–1819). Erfolgreicher Unterhaltungsdramatiker der Goethezeit, reaktionärer Politiker; wurde 1819 von dem liberalen Studenten Sand ermordet.

und sehr viele künstlerische Vollendung, allein damit ist es, beson-
ders bei uns Deutschen, nicht getan.

Überhaupt: der persönliche Charakter des Schriftstellers bring
seine Bedeutung beim Publikum hervor, nicht die Künste seines Ta
lents. Napoleon[72] sagte von Corneille[73]: ‚S'il vivait, je le fera
Prince!'[74] – Und er las ihn nicht. Den Racine[75] las er, aber von die
sem sagte er es nicht. Deshalb steht auch der Lafontaine[76] bei de
Franzosen in so hoher Achtung, nicht seines poetischen Verdienste
wegen, sondern wegen der Großheit seines Charakters, der aus se
nen Schriften hervorgeht."

Wir kamen sodann auf die ‚Wahlverwandtschaften' zu reden
und Goethe erzählte mir von einem durchreisenden Engländer, de
sich scheiden lassen wolle, wenn er nach England zurückkäme. E
lachte über solche Torheit und erwähnte mehrerer Beispiele von Ge
schiedenen, die nachher doch nicht hätten voneinander lassen kön
nen.

„Der selige Reinhard[77] in Dresden", sagte er, „wunderte sich o
über mich, daß ich in bezug auf die Ehe so strenge Grundsätze habe
während ich doch in allen übrigen Dingen so läßlich denke."

Diese Äußerung Goethes war mir aus dem Grunde merkwürdig
weil sie ganz entschieden an den Tag legt, wie er es mit jenem s
oft mißgedeuteten Romane eigentlich gemeint hat.

Wir sprachen darauf über Tieck[78] und dessen persönliche Stellun
zu Goethe.

„Ich bin Tiecken herzlich gut", sagte Goethe, „und er ist auch in
ganzen sehr gut gegen mich gesinnt; allein es ist in seinem Verhält
nis zu mir doch etwas, wie es nicht sein sollte. Und zwar bin ic
daran nicht schuld, und er ist es auch nicht, sondern es hat seine
Ursachen anderer Art.

Als nämlich die Schlegel[79] anfingen bedeutend zu werden, wa

[72] Napoleon I. (1769–1821). Kaiser der Franzosen, berühmter Feldherr und
Staatsmann. Goethe, der 1808 in Erfurt und Weimar mit ihm zusammentraf
verehrte seine Tatkraft und menschliche Größe. [73] Pierre Corneille (1606–1684)
Französischer Tragiker. Führte den übergroßen theatralischen Aufwand des Baroc
auf eine strenge Klassik zurück. [74] Wenn er noch lebte, würde ich ihn zum
Prinzen machen. [75] Jean Racine (1639–1699). Vollender der französischen klas
sischen Tragödie, in der er die großen menschlichen Leidenschaften gestaltete
[76] Lafontaine (1621–1695). Moralist, berühmtester Fabeldichter Frankreichs
[77] Franz Volkmar Reinhard (1753—1812). Oberhofprediger in Dresden. [78] Lud
wig Tieck (1773–1853). Dichter der romantischen Schule (Novellen, Märchen und
Märchendramen); im Alter beginnender Realismus. [79] August Wilhelm Schlege
(1767–1845). Dichter, Kritiker und Übersetzer. Führender Theoretiker der Ro
mantik. Friedrich Schlegel (1772–1828). Literaturkritiker, Philosoph und Schrift
steller, Hauptvertreter der deutschen Romantik. Die Brüder Schlegel waren mi
Goethe befreundet, wurden aber von diesem nur bedingt anerkannt.

ich ihnen zu mächtig, und um mich zu balancieren, mußten sie sich nach einem Talent umsehen, das sie mir entgegenstellten. Ein solches fanden sie in Tieck, und damit er mir gegenüber in den Augen des Publikums genugsam bedeutend erscheine, so mußten sie mehr aus ihm machen, als er war. Dieses schadete unserm Verhältnis; denn Tieck kam dadurch zu mir, ohne es sich eigentlich bewußt zu werden, in eine schiefe Stellung.

Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann seine außerordentlichen Verdienste niemand besser erkennen als ich selber; allein wenn man ihn über ihn selbst erheben und mir gleichstellen will, so ist man im Irrtum. Ich kann dieses gerade heraussagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakespeare[80] vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe."

Goethe war diesen Abend besonders kräftig, heiter und aufgelegt. Er holte ein Manuskript ungedruckter Gedichte herbei, woraus er mir vorlas. Es war ein Genuß ganz einziger Art, ihm zuzuhören, denn nicht allein daß die originelle Kraft und Frische der Gedichte mich in hohem Grade anregte, sondern Goethe zeigte sich auch beim Vorlesen von einer mir bisher unbekannten höchst bedeutenden Seite. Welche Mannigfaltigkeit und Kraft der Stimme! welcher Ausdruck und welches Leben des großen Gesichtes voller Falten! und welche Augen! –

Mittwoch, den 14. April 1824

Um ein Uhr mit Goethe spazieren gefahren. Wir sprachen über den Stil verschiedener Schriftsteller.

„Den Deutschen", sagte Goethe, „ist im ganzen die philosophische Spekulation hinderlich, die in ihren Stil oft ein unsinnliches, unfaßliches, breites und aufdröselndes Wesen hineinbringt. Je näher sie sich gewissen philosophischen Schulen hingegeben, desto schlechter schreiben sie. Diejenigen Deutschen aber, die als Geschäfts- und Lebemenschen bloß aufs Praktische gehen, schreiben am besten. So ist Schillers Stil am prächtigsten und wirksamsten, sobald er nicht philosophiert, wie ich noch heute an seinen höchst bedeutenden Briefen gesehen, mit denen ich mich grade beschäftige.

Gleicherweise gibt es unter deutschen Frauenzimmern geniale

[80] William Shakespeare (1564–1616). Bedeutendster Dramatiker Englands und Europas überhaupt. Von Goethe stets als großes, unerreichtes Vorbild anerkannt.

Wesen, die einen ganz vortrefflichen Stil schreiben, so daß sie sog manche unserer gepriesenen Schriftsteller darin übertreffen.

Die Engländer schreiben in der Regel alle gut, als geborene Re ner und als praktische, auf das Reale gerichtete Menschen.

Die Franzosen verleugnen ihren allgemeinen Charakter auch ihrem Stil nicht. Sie sind geselliger Natur und vergessen als solc nie das Publikum, zu dem sie reden; sie bemühen sich, klar zu sei um ihren Leser zu überzeugen, und anmutig, um ihm zu gefalle

Im ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Abdru seines Innern; will jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es ih zuvor klar in seiner Seele, und will jemand einen großartigen S schreiben, so habe er einen großartigen Charakter."

Goethe sprach darauf über seine Gegner, und daß dieses G schlecht nie aussterbe. „Ihre Zahl ist Legion", sagte er, „doch ist nicht unmöglich, sie einigermaßen zu klassifizieren.

Zuerst nenne ich meine Gegner aus Dummheit; es sind solche, d mich nicht verstanden und die mich tadelten, ohne mich zu kenne Diese ansehnliche Masse hat mir in meinem Leben viele Langewei gemacht; doch soll es ihnen verziehen sein, denn sie wußten nic was sie taten.

Eine zweite große Menge bilden sodann meine Neider. Die Leute gönnen mir das Glück und die ehrenvolle Stellung nicht, d ich durch mein Talent mir erworben. Sie zerren an meinem Ruh und hätten mich gerne vernichtet. Wäre ich unglücklich und elen so würden sie aufhören.

Ferner kommt eine große Anzahl derer, die aus Mangel an eig nem Sukzeß meine Gegner geworden. Es sind begabte Talente da unter, allein sie können mir nicht verzeihen, daß ich sie verdunkel

Viertens nenne ich meine Gegner aus Gründen. Denn da ich e Mensch bin und als solcher menschliche Fehler und Schwächen hab so können auch meine Schriften davon nicht frei sein. Da es m aber mit meiner Bildung ernst war und ich an meiner Veredelur unablässig arbeitete, so war ich im beständigen Fortstreben begri fen, und es ereignete sich oft, daß sie mich wegen eines Fehle tadelten, den ich längst abgelegt hatte. Diese Guten haben mich a wenigsten verletzt; sie schossen nach mir, wenn ich schon meilenwe von ihnen entfernt war. Überhaupt war ein abgemachtes Werk m ziemlich gleichgültig; ich befaßte mich nicht weiter damit und dach sogleich an etwas Neues.

Eine fernere große Masse zeigt sich als meine Gegner aus abwe chender Denkungsweise und verschiedenen Ansichten. Man sa von den Blättern eines Baumes, daß deren kaum zwei vollkomme

gleich befunden werden, und so möchten sich unter tausend Menschen kaum zwei finden, die in ihrer Gesinnungs- und Denkungsweise vollkommen harmonieren. Setze ich dieses voraus, so sollte ich mich billig weniger darüber wundern, daß die Zahl meiner Widersacher so groß ist, als vielmehr darüber, daß ich noch so viele Freunde und Anhänger habe. Meine ganze Zeit wich vor mir ab, denn sie war ganz in subjektiver Richtung begriffen, während ich in meinem objektiven Bestreben im Nachteile und völlig allein stand.

Schiller hatte in dieser Hinsicht vor mir große Avantagen. Ein wohlmeinender General gab mir daher einst nicht undeutlich zu verstehen, ich möchte es doch machen wie Schiller. Darauf setzte ich ihm Schillers Verdienste erst recht auseinander, denn ich kannte sie doch besser als er. Ich ging auf meinem Wege ruhig fort, ohne mich um den Sukzeß weiter zu bekümmern, und von allen meinen Gegnern nahm ich so wenig Notiz als möglich."

Wir fuhren zurück und waren darauf bei Tische sehr heiter.

... Abends hatte ich bei Goethe einen musikalischen Kunstgenuß bedeutender Art, indem ich den ‚Messias' von Händel[81] teilweise vortragen hörte, wozu einige treffliche Sänger sich unter Eberweins Leitung vereinigt hatten. Auch Gräfin Karoline von Egloffstein, Fräulein von Froriep[82] sowie Frau von Pogwisch[83] und Frau von Goethe hatten sich den Sängerinnen angeschlossen und wirkten dadurch zur Erfüllung eines lange gehegten Wunsches von Goethe auf das freundlichste mit.

Goethe, in einiger Ferne sitzend, im Zuhören vertieft, verlebte einen glücklichen Abend, voll Bewunderung des großartigen Werkes.

Sonntag, den 2. Mai 1824

Goethe machte mir Vorwürfe, daß ich eine hiesige angesehene Familie nicht besucht. „Sie hätten", sagte er, „im Laufe des Winters dort manchen genußreichen Abend verleben, auch die Bekanntschaft manches bedeutenden Fremden dort machen können; das ist Ihnen nun, Gott weiß durch welche Grille, alles verloren gegangen."

„Bei meiner erregbaren Natur", antwortete ich, „und bei meiner Dispositiön, vielseitig Interesse zu nehmen und in fremde Zustände einzugehen, hätte mir nichts lästiger und verderblicher sein können,

[81] Georg Friedrich Händel (1685–1759). Komponist der Barockzeit. Sein berühmtes Oratorium, der ‚Messias', wurde 1742 uraufgeführt. [82] Mitglieder von Weimarer Familien, die in Goethes Haus verkehrten. [83] Henriette Freifrau von Pogwisch. Hofdame Anna Amalias, Ottilie von Goethes Mutter.

als eine zu große Fülle neuer Eindrücke. Ich bin nicht zu Gesel schaften erzogen und nicht darin hergekommen. Meine früheren Lebenszustände waren der Art, daß es mir ist, als hätte ich erst se der kurzen Zeit zu leben angefangen, die ich in Ihrer Nähe bin. Nu ist mir alles neu. Jeder Theaterabend, jede Unterredung mit Ihne macht in meinem Innern Epoche. Was an anders kultivierten un anders gewöhnten Personen gleichgültig vorübergeht, ist bei m im höchsten Grade wirksam; und da die Begier, mich zu belehren groß ist, so ergreift meine Seele alles mit einer gewissen Energie un saugt daraus so viele Nahrung als möglich. Bei solcher Lage meine Innern hatte ich daher im Laufe des letzten Winters am Theate und dem Verkehr mit Ihnen vollkommen genug, und ich hätte mic nicht neuen Bekanntschaften und anderem Umgange hingeben kön nen, ohne mich im Innersten zu zerstören."

„Ihr seid ein wunderlicher Christ", sagte Goethe lachend; „tu was Ihr wollt, ich will Euch gewähren lassen."

„Und dann", fuhr ich fort, „trage ich in die Gesellschaft ge wöhnlich meine persönlichen Neigungen und Abneigungen, und ei gewisses Bedürfnis zu lieben und geliebt zu werden. Ich suche ein Persönlichkeit, die meiner eigenen Natur gemäß sei; dieser möch ich mich gerne hingeben und mit den andern nichts zu tun haben."

„Diese Ihre Naturtendenz", erwiderte Goethe, „ist freilich nicht geselliger Art; allein was wäre alle Bildung, wenn wir unsere na türlichen Richtungen nicht wollten zu überwinden suchen. Es ist eine große Torheit, zu verlangen, daß die Menschen zu uns har monieren sollen. Ich habe es nie getan. Ich habe einen Menschen immer nur als ein für sich bestehendes Individuum angesehen, da ich zu erforschen, und das ich in seiner Eigentümlichkeit kennenzu lernen trachtete, wovon ich aber durchaus keine weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Men schen umgehen zu können, und dadurch allein entsteht die Kennt nis mannigfaltiger Charaktere, so wie die nötige Gewandtheit im Leben. Denn gerade bei widerstrebenden Naturen muß man sich zusammennehmen, um mit ihnen durchzukommen, und dadurch werden alle die verschiedenen Seiten in uns angeregt und zur Ent wickelung und Ausbildung gebracht, so daß man sich denn bald jedem Visavis gewachsen fühlt. So sollen Sie es auch machen. Sie haben dazu mehr Anlage, als Sie selber glauben; und das hilft nur einmal nichts, Sie müssen in die große Welt hinein, Sie mögen sich stellen, wie Sie wollen."

Ich merkte mir diese guten Worte und nahm mir vor, so viel wie möglich danach zu handeln.

Gegen Abend hatte Goethe mich zu einer Spazierfahrt einladen lassen. Unser Weg ging durch Oberweimar über die Hügel, wo man gegen Westen die Ansicht des Parkes hat. Die Bäume blühten, die Birken waren schon belaubt und die Wiesen durchaus ein grüner Teppich, über welche die sinkende Sonne herstreifte. Wir suchten malerische Gruppen und konnten die Augen nicht genug auftun. Es ward bemerkt, daß weißblühende Bäume nicht zu malen, weil sie kein Bild machen; so wie daß grünende Birken nicht im Vordergrunde eines Bildes zu gebrauchen, indem das schwache Laub dem weißen Stamme nicht das Gleichgewicht zu halten vermöge; es bilde keine großen Partien, die man durch mächtige Licht- und Schattenmassen herausheben könne. „Ruysdael[84]“, sagte Goethe, „hat daher nie belaubte Birken in den Vordergrund gestellt, sondern bloße Birkenstämme, abgebrochene, die kein Laub haben. Ein solcher Stamm paßt vortrefflich in den Vordergrund, denn seine helle Gestalt tritt auf das mächtigste heraus.“

Wir sprachen sodann, nach flüchtiger Berührung anderer Gegenstände, über die falsche Tendenz solcher Künstler, welche die Religion zur Kunst machen wollen, während ihnen die Kunst Religion sein sollte. „Die Religion“, sagte Goethe, „steht in demselbigen Verhältnis zur Kunst, wie jedes andere höhere Lebensinteresse auch. Sie ist bloß als Stoff zu betrachten, der mit allen übrigen Lebensstoffen gleiche Rechte hat. Auch sind Glaube und Unglaube durchaus nicht diejenigen Organe, mit welchen ein Kunstwerk aufzufassen ist, vielmehr gehören dazu ganz andere menschliche Kräfte und Fähigkeiten. Die Kunst aber soll für diejenigen Organe bilden, mit denen wir sie auffassen; tut sie das nicht, so verfehlt sie ihren Zweck und geht ohne die eigentliche Wirkung an uns vorüber. Ein religiöser Stoff kann indes gleichfalls ein guter Gegenstand für die Kunst sein, jedoch nur in dem Fall, wenn er allgemein menschlich ist. Deshalb ist eine Jungfrau mit dem Kinde ein durchaus guter Gegenstand, der hundertmal behandelt worden und immer gern wieder gesehen wird.“

Wir waren indes um das Gehölz, das Webicht, gefahren und bogen in der Nähe von Tiefurt in den Weg nach Weimar zurück, wo wir die untergehende Sonne im Anblick hatten. Goethe war eine Weile in Gedanken verloren, dann sprach er zu mir die Worte eines Alten:

„Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne.“

„Wenn einer fünfundsiebzig Jahre alt ist“, fuhr er darauf mit großer Heiterkeit fort, „kann es nicht fehlen, daß er mitunter an

[84] Jakob van Ruysdael (1628–1682), niederländischer Landschaftsmaler.

den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet."

Die Sonne war indes hinter dem Ettersberge hinabgegangen; wir spürten in dem Gehölz einige Abendkühle und fuhren desto rascher in Weimar hinein und an seinem Hause vor. Goethe bat mich, noch ein wenig mit hinaufzukommen, welches ich tat. Er war in äußerst guter, liebenswürdiger Stimmung. Er sprach darauf besonders viel über die Farbenlehre, über seine verstockten Gegner, und daß er das Bewußtsein habe, in dieser Wissenschaft etwas geleistet zu haben.

„Um Epoche in der Welt zu machen", sagte er bei dieser Gelegenheit, „dazu gehören bekanntlich zwei Dinge; erstens, daß man ein guter Kopf sei, und zweitens, daß man eine große Erbschaft tue. Napoleon erbte die französische Revolution, Friedrich der Große[85] den schlesischen Krieg, Luther[86] die Finsternis der Pfaffen, und mir ist der Irrtum der Newtonischen[87] Lehre zuteil geworden. Die gegenwärtige Generation hat zwar keine Ahnung, was hierin von mir geleistet worden; doch künftige Zeiten werden gestehen, daß mir keineswegs eine schlechte Erbschaft zugefallen." ...

Dienstag, den 9. November 1824

Abends bei Goethe. Wir sprachen über Klopstock und Herder[88], und ich hörte ihm gerne zu, wie er die großen Verdienste dieser Männer gegen mich auseinandersetzte.

„Unsere Literatur", sagte er, „wäre ohne diese gewaltigen Vorgänger das nicht geworden, was sie jetzt ist. Mit ihrem Auftreten waren sie der Zeit voran und haben sie gleichsam nach sich gerissen;

[85] Friedrich der Große, König von Preußen (1712–1786). Goethe ist hier im Irrtum: Friedrich „erbte" diese Kriege in den Jahren 1740–1745 nicht, sondern erklärte sie selber an Österreich. [86] Martin Luther (1483–1546). Reformator. [87] Isaak Newton (1642–1727). Englischer Naturforscher. Erklärte das Zustandekommen von weißem Licht als Ergebnis eines Zusammenwirkens sämtlicher Farben des Spektrums. Goethe behauptete im Gegensatz dazu in seiner ‚Farbenlehre', Licht müsse im Dunkel gemischt sein, um Farbe hervorzubringen. Er verteidigte polemisch entgegen der Lehre Newtons die Einheitlichkeit des weißen Lichtes. [88] Johann Gottfried Herder (1744—1803). Schriftsteller und Gelehrter. Vorbild und Lehrer des jungen Goethe, seit 1776 auf Goethes Veranlassung Generalsuperintendent in Weimar. Die Freundschaft mit Goethe wurde in den Weimarer Jahren getrübt. Goethe bewunderte jedoch immer Herders Werk.

jetzt aber ist die Zeit ihnen vorangeeilt, und sie, die einst so notwendig und wichtig waren, haben jetzt aufgehört, Mittel zu sein. Ein junger Mensch, der heutzutage seine Kultur aus Klopstock und Herder ziehen wollte, würde sehr zurückbleiben."

Wir sprachen über Klopstocks ‚Messias' und seine ‚Oden' und gedachten ihrer Verdienste und Mängel. Wir waren einig, daß Klopstock zur Anschauung und Auffassung der sinnlichen Welt und Zeichnung von Charakteren keine Richtung und Anlage gehabt, und daß ihm also das Wesentlichste zu einem epischen und dramatischen Dichter, ja man könnte sagen zu einem Dichter überhaupt, gefehlt habe.

„Mir fällt hier jene Ode ein", sagte Goethe, „wo er die deutsche Muse mit der britischen einen Wettlauf machen läßt, und in der Tat, wenn man bedenkt, was es für ein Bild gibt, wenn die beiden Mädchen miteinander laufen und die Beine werfen und den Staub mit ihren Füßen erregen, so muß man wohl annehmen, der gute Klopstock habe nicht lebendig vor Augen gehabt und sich nicht sinnlich ausgebildet, was er machte, denn sonst hätte er sich unmöglich so vergreifen können."

Ich fragte Goethe, wie er in der Jugend zu Klopstock gestanden, und wie er ihn in jener Zeit angesehen.

„Ich verehrte ihn", sagte Goethe, „mit der Pietät, die mir eigen war; ich betrachtete ihn wie meinen Oheim. Ich hatte Ehrfurcht vor dem, was er machte, und es fiel mir nicht ein, darüber denken und daran etwas aussetzen zu wollen. Sein Vortreffliches ließ ich auf mich wirken und ging übrigens meinen eigenen Weg."

Wir kamen auf Herder zurück, und ich fragte Goethe, was er für das beste seiner Werke halte. „Seine ‚Ideen zur Geschichte der Menschheit'", antwortete Goethe, „sind unstreitig das vorzüglichste. Später warf er sich auf die negative Seite, und da war er nicht erfreulich."

„Bei der großen Bedeutung Herders", versetzte ich, „kann ich nicht mit ihm vereinigen, wie er in gewissen Dingen so wenig Urteil zu haben schien. Ich kann ihm zum Beispiel nicht vergeben, daß er, zumal bei dem damaligen Stande der deutschen Literatur, das Manuskript des ‚Götz von Berlichingen', ohne Würdigung seines Guten, mit spöttelnden Anmerkungen zurücksandte. Es mußte ihm doch für gewisse Gegenstände an allen Organen fehlen."

„In dieser Hinsicht war es arg mit Herder", erwiderte Goethe; „ja wenn er als Geist in diesem Augenblick hier gegenwärtig wäre", fügte er lebhaft hinzu, „er würde uns nicht verstehen."

„Dagegen muß ich den Merck[89] loben", sagte ich, „daß er Sie trieb, den ‚Götz' drucken zu lassen."

„Das war freilich ein wunderlicher bedeutender Mensch", erwiderte Goethe. „‚Laß das Zeug drucken!' sagte er; ‚es taugt zwar nichts, aber laß es nur drucken!' Er war nicht für das Umarbeiten, und er hatte recht; denn es wäre wohl anders geworden, aber nicht besser."

Mittwoch, den 24. November 1824

... Das Gespräch wendete sich auf die neueste französische Literatur und der Franzosen täglich zunehmendes Interesse an deutschen Werken.

„Die Franzosen", sagte Goethe, „tun sehr wohl, daß sie anfangen, unsere Schriftsteller zu studieren und zu übersetzen; denn beschränkt in der Form und beschränkt in den Motiven, wie sie sind, bleibt ihnen kein anderes Mittel, als sich nach außen zu wenden. Mag man uns Deutschen eine gewisse Formlosigkeit vorwerfen, allein wir sind ihnen doch an Stoff überlegen. Die Theaterstücke von Kotzebue und Iffland sind so reich an Motiven, daß sie sehr lange daran werden zu pflücken haben, bis alles verbraucht sein wird. Besonders aber ist ihnen unsere philosophische Idealität willkommen; denn jedes Ideelle ist dienlich zu revolutionären Zwecken.

Die Franzosen", fuhr Goethe fort, „haben Verstand und Geist, aber kein Fundament und keine Pietät. Was ihnen im Augenblick dient, was ihrer Partei zugute kommen kann, ist ihnen das Rechte. Sie loben uns daher auch nie aus Anerkennung unserer Verdienste, sondern nur wenn sie durch unsere Ansichten ihre Partei verstärken können."

Wir sprachen darauf über unsere eigene Literatur, und was einigen unserer neuesten jungen Dichter hinderlich.

„Der Mehrzahl unserer jungen Poeten", sagte Goethe, „fehlt weiter nichts, als daß ihre Subjektivität nicht bedeutend ist, und daß sie im Objektiven den Stoff nicht zu finden wissen. Im höchsten Falle finden sie einen Stoff, der ihnen ähnlich ist, der ihrem Subjekte zusagt; den Stoff aber um sein selbst willen, weil er ein poetischer ist, auch dann zu ergreifen, wenn er dem Subjekt widerwärtig wäre, daran ist nicht zu denken.

Aber, wie gesagt, wären es nur bedeutende Personagen, die durch

[89] Johann Heinrich Merck (1741–1791). Kritiker. Jugendfreund Goethes; gab im eigenen Verlag und auf eigene Kosten den ‚Götz' heraus. Vorbild für den Mephistopheles im ‚Faust'.

große Studien und Lebensverhältnisse gebildet würden, so möchte es, wenigstens um unsere jungen Dichter lyrischer Art, dennoch sehr gut stehen."

Freitag, den 3, Dezember 1824

Es war mir in diesen Tagen ein Antrag zugekommen, für ein englisches Journal unter sehr vorteilhaften Bedingungen monatliche Berichte über die neuesten Erzeugnisse deutscher Literatur einzusenden. Ich war sehr geneigt, das Anerbieten anzunehmen, doch dachte ich, es wäre vielleicht gut, die Angelegenheit zuvor mit Goethe zu bereden.

Ich ging deshalb diesen Abend zur Zeit des Lichtanzündens zu ihm. Er saß bei herabgelassenen Rouleaux vor einem großen Tisch, auf welchem gespeist worden, und wo zwei Lichter brannten, die zugleich sein Gesicht und eine kolossale Büste beleuchteten, die vor ihm auf dem Tische stand und mit deren Betrachtung er sich beschäftigte. „Nun?" sagte Goethe, nachdem er mich freundlich begrüßt, auf die Büste deutend, „wer ist das?" „Ein Poet, und zwar ein Italiener scheint es zu sein", sagte ich. „Es ist Dante[90]", sagte Goethe. „Er ist gut gemacht, es ist ein schöner Kopf, aber er ist doch nicht ganz erfreulich. Er ist schon alt, gebeugt, verdrießlich, die Züge schlaff und herabgezogen, als wenn er eben aus der Hölle käme. Ich besitze eine Medaille, die bei seinen Lebzeiten gemacht worden, da ist alles bei weitem schöner." Goethe stand auf und holte die Medaille. „Sehen Sie, was hier die Nase für Kraft hat, wie die Oberlippe so kräftig aufschwillet und das Kinn so strebend ist und mit den Knochen der Kinnlade so schön zusammenfließt! – Die Partie um die Augen, die Stirn ist in diesem kolossalen Bilde fast dieselbige geblieben, alles übrige ist schwächer und älter. Doch damit will ich das neue Werk nicht schelten, das im ganzen sehr verdienstlich und sehr zu loben ist."

Goethe erkundigte sich sodann, wie ich in diesen Tagen gelebt, und was ich gedacht und getrieben. Ich sagte ihm, daß mir eine Aufforderung zugekommen, unter sehr vorteilhaften Bedingungen für ein englisches Journal monatliche Berichte über die neuesten Erzeugnisse deutscher schöner Prosa einzureichen, und daß ich sehr geneigt sei, das Anerbieten anzunehmen.

Goethes Gesicht, das bisher so freundlich gewesen, zog sich bei

[90] Dante Alighieri (1265–1321). Größter Dichter Italiens. In seinem Hauptwerk, der „Göttlichen Komödie" durchwandert er, von Vergil geführt, Paradies und Hölle.

diesen Worten ganz verdrießlich, und ich konnte in jeder seiner Mienen die Mißbilligung meines Vorhabens lesen.

„Ich wollte", sagte er, „Ihre Freunde hätten Sie in Ruhe gelassen. Was wollen Sie sich mit Dingen befassen, die nicht in Ihrem Wege liegen, und die den Richtungen Ihrer Natur ganz zuwider sind? Wir haben Gold, Silber und Papiergeld, und jedes hat seinen Wert und seinen Kurs, aber um jedes zu würdigen, muß man den Kurs kennen. Mit der Literatur ist es nicht anders. Sie wissen wohl die Metalle zu schätzen, aber nicht das Papiergeld, Sie sind darin nicht hergekommen, und da wird Ihre Kritik ungerecht sein, und Sie werden die Sachen vernichten. Wollen Sie aber gerecht sein und jedes in seiner Art anerkennen und gelten lassen, so müssen Sie sich zuvor mit unserer mittleren Literatur ins Gleichgewicht setzen und sich zu keinen geringen Studien bequemen. Sie müssen zurückgehen und sehen, was die Schlegel gewollt und geleistet, und dann, alle neuesten Autoren, Franz Horn[91], Hoffmann[92], Clauren[93] usw., alle müssen Sie lesen. Und das ist nicht genug. Auch alle Zeitschriften, vom ‚Morgenblatt' bis zur ‚Abendzeitung', müssen Sie halten, damit Sie von allem Neuhervortretenden sogleich in Kenntnis sind, und damit verderben Sie Ihre schönsten Stunden und Tage. Und dann alle neuen Bücher, die Sie einigermaßen gründlich anzeigen wollen, müssen Sie doch auch nicht bloß durchblättern, sondern sogar studieren. Wie würde Ihnen das munden! – Und endlich, wenn Sie das Schlechte schlecht finden, dürfen Sie es nicht einmal sagen, wenn Sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, mit aller Welt in Krieg zu geraten.

Nein, wie gesagt, schreiben Sie das Anerbieten ab, es liegt nicht in Ihrem Wege. Überhaupt hüten Sie sich vor Zersplitterung und halten Sie Ihre Kräfte zusammen. Wäre ich vor dreißig Jahren so klug gewesen, ich würde ganz andere Dinge gemacht haben. Was habe ich mit Schiller an den ‚Horen' und ‚Musenalmanachen' nicht für Zeit verschwendet! – Grade in diesen Tagen, bei Durchsicht unserer Briefe, ist mir alles recht lebendig geworden, und ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken, wobei die Welt uns mißbrauchte, und die für uns ganz ohne Folgen waren. Das Talent glaubt freilich, es könne das auch, was es andere Leute tun sieht, allein es ist nicht so, und es wird seine faux-frais

[91] Franz Horn (1781–1837), Schriftsteller. [92] Ernst Theodor Amadeus Hoffmann (1776–1822). Romantisch-phantastischer Dichter; Kammergerichtsrat in Berlin, Zeichner, Komponist und Dirigent. In seinem Werk herrscht eine spukhafte irrationale Atmosphäre, die Goethe abstieß. [93] Clauren, Pseudonym für Karl Gottlieb Samuel Heun (1771–1854). Verfasser sentimentaler, literarisch wertloser Romane, Erzählungen und Theaterstücke.

bereuen. Was haben wir davon, wenn unsere Haare auf eine Nacht gewickelt sind? – Wir haben Papier in den Haaren, das ist alles, und am andern Abend sind sie doch wieder schlicht.

Es kommt darauf an", fuhr Goethe fort, „daß Sie sich ein Kapital bilden, das nie ausgeht. Dieses werden Sie erlangen in dem begonnenen Studium der englischen Sprache und Literatur. Halten Sie sich dazu und benutzen Sie die treffliche Gelegenheit der jungen Engländer zu jeder Stunde. Die alten Sprachen sind Ihnen in der Jugend größtenteils entgangen, deshalb suchen Sie in der Literatur einer so tüchtigen Nation wie die Engländer einen Halt. Zudem ist ja unsere eigene Literatur größtenteils aus der ihrigen hergekommen. Unsere Romane, unsere Trauerspiele, woher haben wir sie denn als von Goldsmith[94], Fielding[95] und Shakespeare? Und noch heutzutage, wo wollen Sie denn in Deutschland drei literarische Helden finden, die dem Lord Byron, Moore[96] und Walter Scott[97] an die Seite zu setzen wären? – Also noch einmal, befestigen Sie sich im Englischen, halten Sie Ihre Kräfte zu etwas Tüchtigem zusammen, und lassen Sie alles fahren, was für Sie keine Folge hat und Ihnen nicht gemäß ist."

Ich freute mich, daß ich Goethe zu reden gebracht, und war in meinem Innern vollkommen beruhigt und entschlossen, nach seinem Rat in alle Wege zu handeln.

Herr Kanzler von Müller ließ sich melden und setzte sich zu uns. Und so kam das Gespräch wieder auf die vor uns stehende Büste des Dante und dessen Leben und Werke. Besonders ward der Dunkelheit jener Dichtungen gedacht, wie seine eigenen Landsleute ihn nie verstanden, und daß es einem Ausländer um so mehr unmöglich sei, solche Finsternisse zu durchdringen. „Ihnen", wendete sich Goethe freundlich zu mir, „soll das Studium dieses Dichters von Ihrem Beichtvater hiemit durchaus verboten sein."

Goethe bemerkte ferner, daß der schwere Reim[98] an jener Unverständlichkeit vorzüglich mit schuld sei. Übrigens sprach Goethe von Dante mit aller Ehrfurcht, wobei es mir merkwürdig war, daß

[94] Oliver Goldsmith (1728–1774). Englischer Schriftsteller, Verfasser humoristischer, idyllisch-sentimentaler Romane. Sein Hauptwerk, der ‚Landprediger von Wakefield', war nach Defoes ‚Robinson' der erfolgreichste Roman seiner Zeit. [95] Henry Fielding (1707–1754). Englischer Romanschriftsteller. Sein ‚Tom Jones', eine Mischung aus Liebes-, Abenteurer- und sozialkritischem Roman, wurde zum Vorbild dieser Gattung auf dem Kontinent. [96] Thomas Moore (1779–1852). Irischer Dichter. Schrieb Texte zu irischen Volksweisen sowie Erzählungen und Idyllen. [97] Sir Walter Scott (1771–1832). Schottischer Dichter. Berühmt wurden vor allem seine historischen Romane ‚Ivanhoe' und ‚Waverley'. [98] Betonter Versausgang.

ihm das Wort Talent nicht genügte, sondern daß er ihn eine Natur
nannte, als womit er ein Umfassenderes, Ahnungsvolleres, tiefe
und weiter um sich Blickendes ausdrücken zu wollen schien.

Montag, den 10. Januar 1825

Bei seinem großen Interesse für die englische Nation hatte Goethe mich ersucht, die hier anwesenden jungen Engländer ihm nach und nach vorzustellen. Heute um fünf Uhr erwartete er mich mit dem englischen Ingenieuroffizier, Herrn H., von welchem ich ihm vorläufig viel Gutes hatte sagen können. Wir gingen also zur bestimmten Stunde hin und wurden durch den Bedienten in ein angenehm erwärmtes Zimmer geführt, wo Goethe in der Regel nachmittags und abends zu sein pflegt. Drei Lichter brannten auf dem Tisch; aber Goethe war nicht darin, wir hörten ihn in dem anstoßenden Saale sprechen.

Herr H. sah sich derweile um und bemerkte, außer den Gemälden und einer großen Gebirgskarte an den Wänden, ein Repositorium[99] mit vielen Mappen, von welchen ich ihm sagte, daß sie viele Handzeichnungen berühmter Meister und Kupferstiche nach den besten Gemälden aller Schulen enthielten, die Goethe im Leben nach und nach gesammelt habe, und deren wiederholte Betrachtung ihm Unterhaltung gewähre.

Nachdem wir einige Minuten gewartet hatten, trat Goethe zu uns herein und begrüßte uns freundlich. „Ich darf Sie gradezu in deutscher Sprache anreden", wendete er sich an Herrn H., „denn ich höre, Sie sind im Deutschen schon recht bewandert." Dieser erwiderte hierauf mit wenigem freundlich, und Goethe bat uns darauf, Platz zu nehmen.

Die Persönlichkeit des Herrn H. mußte auf Goethe einen guten Eindruck machen, denn seine große Liebenswürdigkeit und heitere Milde zeigte sich dem Fremden gegenüber heute in ihrer wahren Schönheit. „Sie haben wohlgetan", sagte er, „daß Sie, um Deutsch zu lernen, zu uns herübergekommen sind, wo Sie nicht allein die Sprache leicht und schnell gewinnen, sondern auch die Elemente, worauf sie ruhet, unsern Boden, Klima, Lebensart, Sitten, gesell-

[99] Büchergestell, Aktenschrank.

schaftlichen Verkehr, Verfassung und dergleichen mit nach England im Geiste hinübernehmen."

„Das Interesse für die deutsche Sprache", erwiderte Herr H., „ist jetzt in England groß und wird täglich allgemeiner, so daß jetzt fast kein junger Engländer von guter Familie ist, der nicht Deutsch lernte."

„Wir Deutschen", versetzte Goethe freundlich, „haben es jedoch Ihrer Nation in dieser Hinsicht um ein halbes Jahrhundert zuvorgetan. Ich beschäftige mich seit fünfzig Jahren mit der englischen Sprache und Literatur, so daß ich Ihre Schriftsteller und das Leben und die Einrichtung Ihres Landes sehr gut kenne. Käme ich nach England hinüber, ich würde kein Fremder sein.

Aber, wie gesagt, Ihre jungen Landsleute tun wohl, daß sie jetzt zu uns kommen und auch unsere Sprache lernen. Denn nicht allein daß unsere eigene Literatur es an sich verdient, sondern es ist auch nicht zu leugnen, daß, wenn einer jetzt das Deutsche gut versteht, er viele andere Sprachen entbehren kann. Von der französischen rede ich nicht, sie ist die Sprache des Umgangs und ganz besonders auf Reisen unentbehrlich, weil sie jeder versteht und man sich in allen Ländern mit ihr, statt eines guten Dolmetschers, aushelfen kann. Was aber das Griechische, Lateinische, Italienische und Spanische betrifft, so können wir die vorzüglichsten Werke dieser Nationen in so guten deutschen Übersetzungen lesen, daß wir, ohne ganz besondere Zwecke, nicht Ursache haben, auf die mühsame Erlernung jener Sprachen viele Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen. Dieses und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht denn die deutschen Übersetzungen durchaus treu und vollkommen.

Und dann ist wohl nicht zu leugnen, daß man im allgemeinen mit einer guten Übersetzung sehr weit kommt. Friedrich der Große konnte kein Latein, aber er las seinen Cicero in der französischen Übersetzung ebensogut als wir andern in der Ursprache."

Dann das Gespräch auf das Theater wendend, fragte Goethe Herrn H., ob er es viel besuche. „Ich besuche das Theater jeden Abend", antwortete dieser, „und ich finde, daß der Gewinn für das Verstehen der Sprache sehr groß ist." „Es ist merkwürdig", erwiderte Goethe, „daß das Ohr und überall das Vermögen des Verstehens dem des Sprechens voraufeilt, so daß einer bald sehr gut alles verstehen, aber keineswegs alles ausdrücken kann." „Ich finde täglich", entgegnete Herr H., „daß diese Bemerkung sehr wahr ist, denn ich verstehe sehr gut alles, was gesprochen wird, auch sehr

gut alles, was ich lese, ja ich fühle sogar, wenn einer im Deutschen sich nicht richtig ausdrücket. Allein wenn ich spreche, so stockt es, und ich weiß nicht recht zu sagen, was ich möchte. Eine leichte Konversation bei Hofe, ein Spaß mit den Damen, eine Unterhaltung beim Tanz und dergleichen gelingt mir schon. Will ich aber im Deutschen über einen höheren Gegenstand meine Meinung hervorbringen, will ich etwas Eigentümliches und Geistreiches sagen, so stockt es, und ich kann nicht fort." „Da trösten und beruhigen Sie sich nur", erwiderte Goethe, „denn dergleichen Ungewöhnliches auszudrücken wird uns wohl in unserer eigenen Muttersprache schwer."

Goethe fragte darauf Herrn H., was er von deutscher Literatur gelesen habe. „Ich habe den ‚Egmont' gelesen", antwortete dieser, „und habe an dem Buche so viele Freude gehabt, daß ich dreimal zu ihm zurückgekehrt bin. So auch hat ‚Torquato Tasso' mir vielen Genuß gewährt. Jetzt lese ich den ‚Faust', ich finde aber, daß er ein wenig schwer ist." Goethe lachte bei diesen letzten Worten. „Freilich", sagte er, „würde ich Ihnen zum ‚Faust' noch nicht geraten haben. Es ist tolles Zeug und geht über alle gewöhnlichen Empfindungen hinaus. Aber da Sie es von selbst getan haben, ohne mich zu fragen, so mögen Sie sehen, wie Sie durchkommen. Faust ist ein so seltsames Individuum, daß nur wenige Menschen seine inneren Zustände nachempfinden können. So der Charakter des Mephistopheles ist durch die Ironie und als lebendiges Resultat einer großen Weltbetrachtung wieder etwas sehr Schweres. Doch sehen Sie zu, was für Lichter sich Ihnen dabei auftun. Der ‚Tasso' dagegen steht dem allgemeinen Menschengefühl bei weitem näher, auch ist das Ausführliche seiner Form einem leichteren Verständnis günstig." „Dennoch", erwiderte Herr H., „hält man in Deutschland den ‚Tasso' für schwer, so daß man sich wunderte, als ich sagte, daß ich ihn lese." „Die Hauptsache beim ‚Tasso'" sagte Goethe, „ist die, daß man kein Kind mehr sei und gute Gesellschaft nicht entbehrt habe. Ein junger Mann von guter Familie mit hinreichendem Geist und Zartsinn und genugsamer äußeren Bildung, wie sie aus dem Umgange mit vollendeten Menschen der höheren und höchsten Stände hervorgeht, wird den ‚Tasso' nicht schwer finden."

Das Gespräch lenkte sich auf den ‚Egmont', und Goethe sagte darüber folgendes: „Ich schrieb den ‚Egmont' im Jahre 1775, also vor fünfzig Jahren. Ich hielt mich sehr treu an die Geschichte und strebte nach möglichster Wahrheit. Als ich darauf zehn Jahre später in Rom war, las ich in den Zeitungen, daß die geschilderten

revolutionären Szenen in den Niederlanden sich buchstäblich w
derholten. Ich sah daraus, daß die Welt immer dieselbige bleib
und daß meine Darstellung einiges Leben haben mußte."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen war die Zeit des The
ters herangekommen, und wir standen auf und wurden von Goet
freundlich entlassen.

Im Nachhausegehen fragte ich Herrn H., wie ihm Goethe gefa
len. „Ich habe nie einen Mann gesehen", antwortete dieser, „d
bei aller liebevollen Milde soviel angeborene Würde besäße. Er
immer groß, er mag sich stellen und sich herablassen, wie er wolle

Dienstag, den 18. Januar 1825

Ich ging heute um fünf Uhr zu Goethe, den ich in einigen Tag
nicht gesehen hatte, und verlebte mit ihm einen schönen Aben
Ich fand ihn in seiner Arbeitsstube in der Dämmerung sitzend,
Gesprächen mit seinem Sohn und dem Hofrat Rehbein, seine
Arzt. Ich setzte mich zu ihnen an den Tisch. Wir sprachen no
eine Weile in der Dämmerung, dann ward Licht gebracht, und i
hatte die Freude, Goethe frisch und heiter vor mir zu sehen.

Er erkundigte sich, wie gewöhnlich, teilnehmend nach dem, w
mir in diesen Tagen Neues begegnet, und ich erzählte ihm, daß i
die Bekanntschaft einer Dichterin gemacht habe. Ich konnte z
gleich ihr nicht gewöhnliches Talent rühmen, und Goethe, der eini
ihrer Produkte gleichfalls kannte, stimmte in dieses Lob mit ei
„Eins von ihren Gedichten", sagte er, „wo sie eine Gegend ihr
Heimat beschreibt, ist von einem höchst eigentümlichen Charakt
Sie hat eine gute Richtung auf äußere Gegenstände, auch fehlt
ihr nicht an guten inneren Eigenschaften. Freilich wäre auch ma
ches an ihr auszusetzen, wir wollen sie jedoch gehen lassen und
auf dem Wege nicht irren, den das Talent ihr zeigen wird."

Das Gespräch kam nun auf die Dichterinnen im allgemeine
und der Hofrat Rehbein bemerkte, daß das poetische Talent d
Frauenzimmer ihm oft als eine Art von geistigem Geschlechtstri
vorkomme. „Da hören Sie nur", sagte Goethe lachend, indem
mich ansah, „geistigen Geschlechtstrieb! – wie der Arzt das z
rechtlegt! –" „Ich weiß nicht, ob ich mich recht ausdrücke", fu
dieser fort, „aber es ist so etwas. Gewöhnlich haben diese Wes
das Glück der Liebe nicht genossen, und sie suchen nun in geistig
Richtungen Ersatz. Wären sie zu rechter Zeit verheiratet und hä
ten sie Kinder geboren, sie würden an poetische Produktionen nic
gedacht haben."

„Ich will nicht untersuchen", sagte Goethe, „inwiefern Sie in diesem Falle recht haben; aber bei Frauenzimmertalenten anderer Art habe ich immer gefunden, daß sie mit der Ehe aufhörten. Ich habe Mädchen gekannt, die vortrefflich zeichneten, aber sobald sie Frauen und Mütter wurden, war es aus; sie hatten mit den Kindern zu tun und nahmen keinen Griffel mehr in die Hand.

Doch unsere Dichterinnen", fuhr er sehr lebhaft fort, „möchten immer dichten und schreiben, soviel sie wollten, wenn nur unsere Männer nicht wie die Weiber schrieben! Aber das ist es, was mir nicht gefällt. Man sehe doch nur unsere Zeitschriften und Taschenbücher, wie das alles so schwach ist und immer schwächer wird! Wenn man jetzt ein Kapitel des ‚Cellini' im ‚Morgenblatt' abdrukken ließe, wie würde sich das ausnehmen! –

Unterdessen", fuhr er heiter fort, „wollen wir es gut sein lassen und uns unseres kräftigen Mädchens in Halle[100] freuen, die uns mit männlichem Geiste in die serbische Welt einführt. Die Gedichte sind vortrefflich! es sind einige darunter, die sich dem ‚Hohen Liede'[101] an die Seite setzen lassen, und das will etwas heißen. Ich habe den Aufsatz über diese Gedichte beendigt, und er ist auch bereits abgedruckt." Mit diesen Worten reichte er mir die ersten vier Aushängebogen eines neuen Heftes von ‚Kunst und Altertum' zu, wo ich diesen Aufsatz fand. „Ich habe die einzelnen Gedichte ihrem Hauptinhalte nach mit kurzen Worten charakterisiert, und Sie werden sich über die köstlichen Motive freuen. Rehbein ist ja auch der Poesie nicht unkundig, wenigstens was den Gehalt und Stoff betrifft, und er hört vielleicht gerne mit zu, wenn Sie diese Stelle vorlesen."

Ich las den Inhalt der einzelnen Gedichte langsam. Die angedeuteten Situationen waren so sprechend und so zeichnend, daß mir bei einem jeden Wort ein ganzes Gedicht sich vor den Augen auf-bildete. Besonders anmutig wollten mir die folgenden erscheinen:

1.

Sittsamkeit eines serbischen Mädchens, welches die schönen Augenwimpern niemals aufschlägt.

2.

Innerer Streit des Liebenden, der als Brautführer seine Geliebte einem Dritten zuführen soll.

3.

Besorgt um den Geliebten, will das Mädchen nicht singen, um nicht froh zu scheinen.

[100] Therese Robinson (1797–1870), Schriftstellerin. [101] Aus dem Alten Testament.

4.

Klage über Umkehrung der Sitten, daß der Jüngling die Wit freie, der Alte die Jungfrau.

5.

Klage eines Jünglings, daß die Mutter der Tochter zu viel Fr heit gebe.

6.

Vertraulich-frohes Gespräch des Mädchens mit dem Pferde, d ihr seines Herrn Neigung und Absichten verrät.

7.

Mädchen will den Ungeliebten nicht.

8.

Die schöne Kellnerin; ihr Geliebter ist nicht mit unter d Gästen.

9.

Finden und zartes Aufwecken der Geliebten.

10.

Welches Gewerbes wird der Gatte sein?

11.

Liebesfreuden verschwatzt.

12.

Der Liebende kommt aus der Fremde, beobachtet sie am Ta überrascht sie zu Nacht.

Ich bemerkte, daß diese bloßen Motive so viel Leben in mir a regten, als läse ich die Gedichte selbst, und daß ich daher nach d Ausgeführten gar kein Verlangen trage.

„Sie haben ganz recht", sagte Goethe, „es ist so. Aber Sie seh daraus die große Wichtigkeit der Motive, die niemand begreif will. Unsere Frauenzimmer haben davon nun vollends keine Ah dung. Dies Gedicht ist schön, sagen sie, und denken dabei bloß die Empfindungen, an die Worte, an die Verse. Daß aber die wah Kunst und Wirkung eines Gedichts in der Situation, in den Mo ven besteht, daran denkt niemand. Und aus diesem Grunde w den denn auch Tausende von Gedichten gemacht, wo das Mot durchaus null ist, und die bloß durch Empfindungen und klingen Verse eine Art von Existenz vorspiegeln. Überhaupt haben d Dilettanten und besonders die Frauen von der Poesie sehr schwac Begriffe. Sie glauben gewöhnlich, wenn sie nur das Technisc loshätten, so hätten sie das Wesen und wären gemachte Leu allein sie sind sehr in der Irre."

Professor Riemer ließ sich melden; Hofrat Rehbein empfahl sich. Riemer setzte sich zu uns. Das Gespräch über die Motive der serbischen Liebesgedichte ging fort. Riemer kannte schon, wovon die Rede war, und er machte die Bemerkung, daß man nach den obigen Inhaltsandeutungen nicht allein Gedichte machen könne, sondern daß auch jene Motive, ohne sie aus dem Serbischen gekannt zu haben, von deutscher Seite schon wären gebraucht und gebildet worden. Er gedachte hierauf einiger Gedichte von sich selber, so wie mir während dem Lesen schon einige Gedichte von Goethe eingefallen waren, die ich erwähnte.

„Die Welt bleibt immer dieselbe", sagte Goethe, „die Zustände wiederholen sich, das eine Volk lebt, liebt und empfindet wie das andere, warum sollte denn der eine Poet nicht wie der andere dichten? Die Situationen des Lebens sind sich gleich, warum sollten denn die Situationen der Gedichte sich nicht gleich sein?"

„Und eben diese Gleichheit des Lebens und der Empfindungen", sagte Riemer, „macht es ja, daß wir imstande sind, die Poesie anderer Völker zu verstehen. Wäre dieses nicht, so würden wir ja bei ausländischen Gedichten nie wissen, wovon die Rede ist."

„Mir sind daher", nahm ich das Wort, „immer die Gelehrten höchst seltsam vorgekommen, welche die Meinung zu haben scheinen, das Dichten geschehe nicht vom Leben zum Gedicht, sondern vom Buche zum Gedicht. Sie sagen immer: das hat er dort her, und das dort! Finden sie z. B. beim Shakespeare Stellen, die bei den Alten auch vorkommen, so soll er es auch von den Alten haben! So gibt es unter andern beim Shakespeare eine Situation, wo man beim Anblick eines schönen Mädchens die Eltern glücklich preiset, die sie Tochter nennen, und den Jüngling glücklich, der sie als Braut heimführen wird. Und weil nun beim Homer[102] dasselbige vorkommt, so soll es der Shakespeare auch vom Homer haben! – Wie wunderlich! Als ob man nach solchen Dingen so weit zu gehen brauchte, und als ob man dergleichen nicht täglich vor Augen hätte und empfände und aussprächе!"

„Ach ja", sagte Goethe, „das ist höchst lächerlich!"

„So auch", fuhr ich fort, „zeigt selbst Lord Byron sich nicht klüger, wenn er Ihren ‚Faust' zerstückelt und der Meinung ist, als hätten Sie dieses hier her und jenes dort."

„Ich habe", sagte Goethe, „alle jene von Lord Byron angeführten Herrlichkeiten größtenteils nicht einmal gelesen, viel weniger

[102] Homer. Griechischer Dichter, dessen Leben nur durch die Sage überliefert ist. Seine beiden Versepen, die ‚Ilias' und die ‚Odyssee', sind die unerreichten Vorbilder aller späteren Ependichter.

habe ich daran gedacht, als ich den ‚Faust' machte. Aber Lo
Byron ist nur groß, wenn er dichtet, sobald er reflektiert, ist er e
Kind. So weiß er sich auch gegen dergleichen ihn selbst betreffen
unverständige Angriffe seiner eigenen Nation nicht zu helfen;
hätte sich stärker dagegen ausdrücken sollen. Was da ist, das
mein! hätte er sagen sollen, und ob ich es aus dem Leben oder a
dem Buche genommen, das ist gleichviel, es kam bloß darauf a
daß ich es recht gebrauchte! Walter Scott benutzte eine Szene me
nes ‚Egmonts', und er hatte ein Recht dazu, und weil es mit Ve
stand geschah, so ist er zu loben. So auch hat er den Charakt
meiner Mignon in einem seiner Romane nachgebildet; ob aber m
ebensoviel Weisheit? ist eine andere Frage. Lord Byrons verwa
delter Teufel ist ein fortgesetzter Mephistopheles, und das ist rech
hätte er aus origineller Grille ausweichen wollen, er hätte
schlechter machen müssen. So singt mein Mephistopheles ein Lie
von Shakespeare, und warum sollte er das nicht? warum sollte ic
mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shak
speare eben recht war und eben das sagte, was es sollte? Hat dah
auch die Exposition meines ‚Faust' mit der des ‚Hiob' einige Ähn
lichkeit, so ist das wiederum ganz recht, und ich bin deswegen eh
zu loben als zu tadeln."

Goethe war in der besten Laune. Er ließ eine Flasche Wein kom
men, wovon er Riemern und mir einschenkte; er selbst trank Ma
rienbader Wasser. Der Abend schien bestimmt zu sein, mit Rie
mern das Manuskript seiner fortgesetzten Selbstbiographie durch
zugehen, um vielleicht hinsichtlich des Ausdruckes hin und wied
noch einiges zu verbessern. „Eckermann bleibt wohl bei uns un
hört mit zu", sagte Goethe, welches mir sehr lieb war zu verneh
men, und so legte er denn Riemern das Manuskript vor, der m
dem Jahre 1795 zu lesen anfing.

Ich hatte schon im Laufe des Sommers die Freude gehabt, all
diese noch ungedruckten Lebensjahre bis auf die neueste Zeit hei
auf wiederholt zu lesen und zu betrachten. Aber jetzt in Goethe
Gegenwart sie laut vorlesen zu hören, gewährte mir einen gan
neuen Genuß. – Riemer war auf den Ausdruck gerichtet, und ic
hatte Gelegenheit, seine große Gewandtheit und seinen Reichtu
an Worten und Wendungen zu bewundern. In Goethen aber wa
die geschilderte Lebensepoche rege, er schwelgte in Erinnerunge
und ergänzte bei Erwähnung einzelner Personen und Vorfälle da
Geschriebene durch detaillierte mündliche Erzählung. – Es wa
ein köstlicher Abend! der bedeutendsten mitlebenden Männer war
wiederholt gedacht; zu Schillern jedoch, der dieser Epoche vo

1795 bis 1800 am engsten verflochten war, kehrte das Gespräch immer von neuem zurück. Das Theater war ein Gegenstand ihres gemeinsamen Wirkens gewesen, so auch fallen Goethes vorzüglichste Werke in jene Zeit. Der ‚Wilhelm Meister' wird beendigt, ‚Hermann und Dorothea' gleich hinterher entworfen und geschrieben, ‚Cellini' übersetzt für die ‚Horen', die ‚Xenien' gemeinschaftlich gedichtet für Schillers ‚Musenalmanach', an täglichen Berührungspunkten war kein Mangel. Dieses alles kam nun diesen Abend zur Sprache, und es fehlte Goethen nicht an Anlaß zu den interessantesten Äußerungen.

„‚Hermann und Dorothea'", sagte er unter andern, „ist fast das einzige meiner größeren Gedichte, das mir noch Freude macht; ich kann es nie ohne innigen Anteil lesen. Besonders lieb ist es mir in der lateinischen Übersetzung; es kommt mir da vornehmer vor, als wäre es, der Form nach, zu seinem Ursprunge zurückgekehrt."

Auch vom ‚Wilhelm Meister' war wiederholt die Rede. „Schiller", sagte er, „tadelte die Einflechtung des Tragischen, als welches nicht in den Roman gehöre. Er hatte jedoch unrecht, wie wir alle wissen. In seinen Briefen an mich sind über den ‚Wilhelm Meister' die bedeutendsten Ansichten und Äußerungen. Es gehört dieses Werk übrigens zu den inkalkulabelsten[103] Produktionen, wozu mir fast selbst der Schlüssel fehlt. Man sucht einen Mittelpunkt, und das ist schwer und nicht einmal gut. Ich sollte meinen, ein reiches mannigfaltiges Leben, das unsern Augen vorübergeht, wäre auch an sich etwas ohne ausgesprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff ist. Will man aber dergleichen durchaus, so halte man sich an die Worte Friedrichs, die er am Ende an unsern Helden richtet, indem er sagt: ‚Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis', der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.' Hieran halte man sich. Denn im Grunde scheint doch das Ganze nichts anderes sagen zu wollen, als daß der Mensch, trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höheren Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange."

Der großen Kultur der mittleren Stände ward darauf gedacht, die sich seit den letzten funfzig Jahren über Deutschland verbreitet, und Goethe schrieb die Verdienste hierum weniger Lessingen[104] zu als Herdern und Wieland[105]. „Lessing", sagte er, „war der höchste Verstand, und nur ein ebenso großer konnte von ihm wahrhaft lernen.

[103] Schwer zu begreifen, undurchschaubar. [104] Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781). Größter Dichter, Kritiker und Theoretiker der deutschen Aufklärung. [105] Christoph Martin Wieland (1733—1813). Verfasser satirischer Romane, Übersetzer der Werke Shakespeares, Dichter des beginnenden Rokoko, Herausgeber der Zeitschrift ‚Teutscher Merkur', Prinzenerzieher am Hofe zu Weimar.

Dem Halbvermögen war er gefährlich." Er nannte einen Journa listen, der sich nach Lessing gebildet und am Ende des vorigen Jahr hunderts eine Rolle, aber keine edle gespielt habe, weil er seine großen Vorgänger so weit nachgestanden.

„Wielanden", sagte Goethe, „verdankt das ganze obere Deutsch land seinen Stil. Es hat viel von ihm gelernt, und die Fähigkeit, sic gehörig auszudrücken, ist nicht das Geringste."

Bei der Erwähnung der ‚Xenien' rühmte Goethe besonders di von Schiller, die er scharf und schlagend nannte, dagegen seine eige nen unschuldig und geringe. „Den ‚Tierkreis'", sagte er, „welche von Schiller ist, lese ich stets mit Bewunderung. Die guten Wirkun gen, die sie zu ihrer Zeit auf die deutsche Literatur ausübten, sin gar nicht zu berechnen." Viele Personen wurden bei dieser Gelegen heit genannt, gegen welche die ‚Xenien' gerichtet waren; ihre Name sind jedoch meinem Gedächtnis entgangen.

Nachdem nun so, von diesen und hundert andern interessante Äußerungen und Einflechtungen Goethes unterbrochen, das gedachte Manuskript bis zu Ende des Jahres 1800 vorgelesen und besprochen war, legte Goethe die Papiere an die Seite und ließ an einem Ende des großen Tisches, an dem wir saßen, decken und ein kleines Abend essen bringen. Wir ließen es uns wohl sein; Goethe selbst rührte aber keinen Bissen an, wie ich ihn denn nie abends habe essen sehen. Er saß bei uns, schenkte uns ein, putzte die Lichter und erquickte uns überdies geistig mit den herrlichsten Worten. Das Andenken Schillers war in ihm so lebendig, daß die Gespräche dieser letzten Hälfte des Abends nur ihm gewidmet waren.

Riemer erinnerte an Schillers Persönlichkeit. „Der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen", sagte er, „war stolz, nur die Augen waren sanft." „Ja", sagte Goethe, „alles übrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft. Und wie sein Körper war sein Talent. Er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her und sah ihn so an und so und handhabte ihn so und so. Er sah seinen Gegenstand gleichsam nur von außen an, eine stille Entwickelung aus dem Innern war nicht seine Sache. Sein Talent war mehr desultorisch. Deshalb war er auch nie entschieden und konnte nie fertig werden. Er wechselte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe.

Und wie er überall kühn zu Werke ging, so war er auch nicht für vieles Motivieren. Ich weiß, was ich mit ihm beim ‚Tell' für Not hatte, wo er geradezu den Geßler einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben schießen lassen wollte. Dies war nun ganz gegen meine Natur, und ich überredete ihn, diese Grausamkeit

doch wenigstens dadurch zu motivieren, daß er Tells Knaben mit der Geschicklichkeit seines Vaters gegen den Landvogt großtun lasse, indem er sagt, daß er wohl auf hundert Schritte 'nen Apfel vom Baum schieße. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorstellungen und Bitten nach und machte es so, wie ich ihm geraten.

Daß ich dagegen oft zu viel motivierte, entfernte meine Stücke vom Theater. Meine ‚Eugenie' ist eine Kette von lauter Motiven, und dies kann auf der Bühne kein Glück machen.

Schillers Talent war recht fürs Theater geschaffen. Mit jedem Stück schritt er vor und ward er vollendeter; doch war es wunderlich, daß ihm noch von den ‚Räubern' her ein gewisser Sinn für das Grausame anklebte, der selbst in seiner schönsten Zeit ihn nie ganz verlassen wollte. So erinnere ich mich noch recht wohl, daß er im ‚Egmont' in der Gefängnisszene, wo diesem das Urteil vorgelesen wird, den Alba in einer Maske und in einen Mantel gehüllt im Hintergrunde erscheinen ließ, um sich an dem Effekt zu weiden, den das Todesurteil auf Egmont haben würde. Hierdurch sollte sich der Alba als unersättlich in Rache und Schadenfreude darstellen. Ich protestierte jedoch, und die Figur blieb weg. Er war ein wunderlicher großer Mensch.

Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeterer; jedesmal wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil. Seine Briefe sind das schönste Andenken, das ich von ihm besitze, und sie gehören mit zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligtum unter meinen Schätzen." Goethe stand auf und holte ihn. „Da sehen und lesen Sie", sagte er, indem er mir ihn zureichte.

Der Brief war schön und mit kühner Hand geschrieben. Er enthielt ein Urteil über Goethes Anmerkungen zu ‚Rameaus Neffen'[108], welche die französische Literatur jener Zeit darstellen, und die er Schillern in Manuskript zur Ansicht mitgeteilt hatte. Ich las den Brief Riemern vor. „Sie sehen", sagte Goethe, „wie sein Urteil treffend und beisammen ist, und wie die Handschrift durchaus keine Spur irgendeiner Schwäche verrät. – Er war ein prächtiger Mensch, und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen. Dieser Brief ist vom 24. April 1805. – Schiller starb am 9. Mai."

Wir betrachteten den Brief wechselsweise und freuten uns des klaren Ausdrucks wie der schönen Handschrift, und Goethe widmete

[108] Übersetzung Goethes nach dem Werk des französischen Enzyklopädisten Denis Diderot (1713–1784).

seinem Freunde noch manches Wort eines liebevollen Andenke bis es spät gegen elf Uhr geworden war und wir gingen.

Donnerstag, den 24. Februar 1825

„Wäre es meine Sache noch, dem Theater vorzustehen", sagte Goet diesen Abend, „ich würde Byrons ‚Dogen von Venedig' auf d Bühne bringen. Freilich ist das Stück zu lang, und es müßte gekü werden; aber man müßte nichts daran schneiden und streichen, so dern es so machen: Man müßte den Inhalt jeder Szene in sich a nehmen und ihn bloß kürzer wiedergeben. Dadurch würde d Stück zusammengehen, ohne daß man ihm durch Änderungen sch dete, und es würde an kräftiger Wirkung durchaus gewinnen, oh im wesentlichen von seinem Schönen etwas einzubüßen."

Diese Äußerung Goethes gab mir eine neue Ansicht, wie m beim Theater in hundert ähnlichen Fällen zu verfahren habe, u ich war über diese Maxime, die freilich einen guten Kopf, ja ein Poeten voraussetzt, der seine Sache versteht, höchst erfreut.

Wir sprachen über Lord Byron weiter, und ich erwähnte, wie in seinen Konversationen mit Medwin[107] es als etwas höchst Schwi riges und Undankbares ausgesprochen habe, für das Theater z schreiben. „Es kommt darauf an", sagte Goethe, „daß der Dicht die Bahn zu treffen wisse, die der Geschmack und das Interesse d Publikums genommen hat. Fällt die Richtung des Talents mit d des Publikums zusammen, so ist alles gewonnen. Diese Bahn h Houwald mit seinem ‚Bilde' getroffen, daher der allgemeine Be fall. Lord Byron wäre vielleicht nicht so glücklich gewesen, insofe seine Richtungen von der des Publikums abwichen. Denn es fra sich hiebei keineswegs, wie groß der Poet sei, vielmehr kann e solcher, der mit seiner Persönlichkeit aus dem allgemeinen Publiku wenig hervorragt, oft eben dadurch die allgemeinste Gunst g winnen."

Wir setzten das Gespräch über Lord Byron fort, und Goethe b wunderte sein außerordentliches Talent. „Dasjenige, was ich d Erfindung nenne", sagte er, „ist mir bei keinem Menschen in d Welt größer vorgekommen als bei ihm. Die Art und Weise, wie einen dramatischen Knoten löset, ist stets über alle Erwartung un immer besser, als man es sich dachte." „Mir geht es mit Shakespea so", erwiderte ich, „namentlich mit dem Falstaff, wenn er sich fes gelogen hat und ich mich frage, was ich ihn tun lassen würde, u sich wieder loszuhelfen, wo denn freilich Shakespeare alle mei

[107] Freund Byrons.

Gedanken bei weitem übertrifft. Daß aber Sie ein gleiches von Lord Byron sagen, ist wohl das höchste Lob, das diesem zuteil werden kann. Jedoch", fügte ich hinzu, „steht der Poet, der Anfang und Ende klar übersieht, gegen den befangenen Leser bei weitem im Vorteil."

Goethe gab mir recht und lachte dann über Lord Byron, daß er, der sich im Leben nie gefügt, und der nie nach einem Gesetz gefragt, sich endlich dem dümmsten Gesetz der drei Einheiten[108] unterworfen habe. „Er hat den Grund dieses Gesetzes so wenig verstanden", sagte er, „als die übrige Welt. Das Faßliche ist der Grund, und die drei Einheiten sind nur insofern gut, als dieses durch sie erreicht wird. Sind sie aber dem Faßlichen hinderlich, so ist es immer unverständlich, sie als Gesetz betrachten und befolgen zu wollen. Selbst die Griechen, von denen diese Regel ausging, haben sie nicht immer befolgt; im ‚Phaëthon' des Euripides[109] und in andern Stücken wechselt der Ort, und man sieht also, daß die gute Darstellung ihres Gegenstandes ihnen mehr galt als der blinde Respekt vor einem Gesetz, das an sich nie viel zu bedeuten hatte. Die Shakespeareschen Stücke gehen über die Einheit der Zeit und des Orts so weit hinaus als nur möglich; aber sie sind faßlich, es ist nichts faßlicher als sie, und deshalb würden auch die Griechen sie untadelig finden. Die französischen Dichter haben dem Gesetz der drei Einheiten am strengsten Folge zu leisten gesucht, aber sie sündigen gegen das Faßliche, indem sie ein dramatisches Gesetz nicht dramatisch lösen, sondern durch Erzählung."

Ich dachte hiebei an ‚Die Feinde' von Houwald, bei welchem Drama der Verfasser sich auch sehr im Lichte stand, indem er, um die Einheit des Orts zu bewahren, im ersten Akt dem Faßlichen schadete und überhaupt eine mögliche größere Wirkung seines Stükkes einer Grille opferte, die ihm niemand Dank weiß. Dagegen dachte ich auch an den ‚Götz von Berlichingen', welches Stück über die Einheit der Zeit und des Orts so weit hinausgeht als nur immer möglich; aber auch so in der Gegenwart sich entwickelnd, alles vor die unmittelbare Anschauung bringend, und daher so echt dramatisch und faßlich ist als nur irgendein Stück in der Welt. Auch dachte ich, daß die Einheit der Zeit und des Orts dann natürlich und im Sinne der Griechen wäre, wenn ein Faktum so wenig Umfang habe, daß

[108] Die strenge Einheit der Handlung, des Ortes und der Zeit im Drama wurde von den französischen Klassikern gefordert, von Lessing angegriffen und von Goethe mit dem 'Götz' zum erstenmal durchbrochen. [109] Euripides (484–407 v. Chr.). Griechischer Tragiker. Siebzehn Tragödien, darunter die ‚Troerinnen', ‚Iphigenie', ‚Elektra' und ‚Medea', sind überliefert und haben das Drama der deutschen Klassik und Nachklassik entscheidend beeinflußt.

es sich in gehöriger Zeit vor unsern Augen im Detail entwick
könne; daß aber bei einer großen, durch verschiedene Orte g
machenden Handlung kein Grund sei, solche auf einen Ort beschr
ken zu wollen, um so weniger, als bei unseren jetzigen Bühnen
beliebiger Verwandlung der Szene durchaus kein Hindernis
Wege stehe.

Goethe fuhr über Lord Byron zu reden fort: „Seinem stets
Unbegrenzte strebenden Naturell", sagte er, „steht jedoch die B
schränkung, die er sich durch Beobachtung der drei Einheiten a
legte, sehr wohl. Hätte er sich doch auch im Sittlichen so zu begr
zen gewußt! Daß er dieses nicht konnte, war sein Verderben, u
es läßt sich sehr wohl sagen, daß er an seiner Zügellosigkeit
grunde gegangen ist.

Er war gar zu dunkel über sich selbst. Er lebte immer leid
schaftlich in den Tag hin und wußte und bedachte nicht, was er
Sich selber alles erlaubend und an andern nichts billigend, mußte
es mit sich selbst verderben und die Welt gegen sich aufregen. I
seinen ‚English Bards and Scotch Reviewers' verletzte er gleich a
fänglich die vorzüglichsten Literatoren. Um nachher nur zu leb
mußte er einen Schritt zurücktreten. In seinen folgenden Werk
ging er in Opposition und Mißbilligung fort; Staat und Kir
blieben nicht unangetastet. Dieses rücksichtslose Hinwirken trieb
aus England und hätte ihn mit der Zeit auch aus Europa getrieb
Es war ihm überall zu enge, und bei der grenzenlosesten pers
lichen Freiheit fühlte er sich beklommen; die Welt war ihm wie
Gefängnis. Sein Gehen nach Griechenland war kein freiwilliger E
schluß, sein Mißverhältnis mit der Welt trieb ihn dazu.

Daß er sich vom Herkömmlichen, Patriotischen, lossagte, k
nicht allein einen so vorzüglichen Menschen persönlich zugrun
gerichtet, sondern sein revolutionärer Sinn und die damit verbu
dene beständige Agitation des Gemüts hat auch sein Talent nicht
gehörigen Entwicklung kommen lassen. Auch ist die ewige Oppo
tion und Mißbilligung seinen vortrefflichen Werken selbst, so
sie daliegen, höchst schädlich. Denn nicht allein, daß das Unbehag
des Dichters sich dem Leser mitteilt, sondern auch alles opponieren
Wirken geht auf das Negative hinaus, und das Negative ist nich
Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonne
Nenne ich aber gar das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer re
wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht
kümmern, sondern nur immer das Gute tun. Denn es kommt ni
darauf an, daß eingegriffen, sondern daß etwas aufgebaut wer
woran die Menschheit reine Freude empfinde."

Ich erquickte mich an diesen herrlichen Worten und freute mich der köstlichen Maxime.

„Lord Byron", fuhr Goethe fort, „ist zu betrachten: als Mensch, als Engländer und als großes Talent. Seine guten Eigenschaften sind vorzüglich vom Menschen herzuleiten; seine schlimmen, daß er ein Engländer und ein Pair von England war; und sein Talent ist inkommensurabel[110].

Alle Engländer sind als solche ohne eigentliche Reflexion; die Zerstreuung und der Parteigeist lassen sie zu keiner ruhigen Ausbildung kommen. Aber sie sind groß als praktische Menschen.

So konnte Lord Byron nie zum Nachdenken über sich selbst gelangen; deswegen auch seine Reflexionen überhaupt ihm nicht gelingen wollen, wie sein Symbolum: viel Geld und keine Obrigkeit! beweist, weil durchaus vieles Geld die Obrigkeit paralysiert.

Aber alles, was er produzieren mag, gelingt ihm, und man kann wirklich sagen, daß sich bei ihm die Inspiration an die Stelle der Reflexion setzt. Er mußte immer dichten! und da war denn alles, was vom Menschen, besonders vom Herzen ausging, vortrefflich. Zu seinen Sachen kam er wie die Weiber zu schönen Kindern; sie denken nicht daran und wissen nicht wie.

Er ist ein großes Talent, ein geborenes, und die eigentlich poetische Kraft ist mir bei niemanden größer vorgekommen als bei ihm. In Auffassung des Äußern und klarem Durchblick vergangener Zustände ist er ebenso groß als Shakespeare. Aber Shakespeare ist als reines Individuum überwiegend. Dieses fühlte Byron sehr wohl, deshalb spricht er vom Shakespeare nicht viel, obgleich er ganze Stellen von ihm auswendig weiß. Er hätte ihn gern verleugnet, denn Shakespeares Heiterkeit ist ihm im Wege; er fühlt, daß er nicht dagegen aufkann. Pope[111] verleugnet er nicht, weil er ihn nicht zu fürchten hatte. Er nennt und achtet ihn vielmehr, wo er kann, denn er weiß sehr wohl, daß Pope nur eine Wand gegen ihn ist."

Goethe schien über Byron unerschöpflich, und ich konnte nicht satt werden, ihm zuzuhören. Nach einigen kleinen Zwischengesprächen fuhr er fort:

„Der hohe Stand als englischer Pair war Byron sehr nachteilig; denn jedes Talent ist durch die Außenwelt geniert, geschweige eins bei so hoher Geburt und so großem Vermögen. Ein gewisser mittler Zustand ist dem Talent bei weitem zuträglicher; weshalb wir denn auch alle große Künstler und Poeten in den mittleren Ständen finden. Byrons Hang zum Unbegrenzten hätte ihm bei einer

[110] Unvergleichlich. [111] Alexander Pope (1668–1744). Hauptvertreter des englischen Klassizismus.

geringeren Geburt und niederem Vermögen bei weitem nicht
gefährlich werden können. So aber stand es in seiner Macht, je
Anwandlung in Ausführung zu bringen, und das verstrickte i
in unzählige Händel. Und wie sollte ferner dem, der selbst aus
hohem Stande war, irgendein Stand imponieren und Rücksi
einflößen? Er sprach aus, was sich in ihm regte, und das brac
ihn mit der Welt in einen unauflöslichen Konflikt.

Man bemerkt mit Verwunderung", fuhr Goethe fort, „welc
große Teil des Lebens eines vornehmen reichen Engländers in Er
führungen und Duellen zugebracht wird. Lord Byron erzäh
selbst, daß sein Vater drei Frauen entführt habe. Da sei einer ei
mal ein vernünftiger Sohn!

Er lebte eigentlich immer im Naturzustande, und bei seiner A
zu sein, mußte ihm täglich das Bedürfnis der Notwehr vorschw
ben. Deswegen sein ewiges Pistolenschießen. Er mußte jed
Augenblick erwarten, herausgefordert zu werden.

Er konnte nicht allein leben. Deswegen war er trotz aller sein
Wunderlichkeiten gegen seine Gesellschaft höchst nachsichtig. Er k
das herrliche Gedicht über den Tod des General Moore einen Abe
vor, und seine edlen Freunde wissen nicht, was sie daraus mach
sollen. Das rührt ihn nicht, und er steckt es wieder ein. Als Poet b
weist er sich wirklich wie ein Lamm. Ein anderer hätte sie dem Te
fel übergeben!"

Mittwoch, den 20. April 1825

Goethe zeigte mir diesen Abend einen Brief eines jungen Studiere
..., der ihn um den Plan zum zweiten Teile des ‚Faust' bittet, i
dem er den Vorsatz habe, dieses Werk seinerseits zu vollenden.
Trocken, gutmütig und aufrichtig geht er mit seinen Wünschen u
Absichten frei heraus und äußert zuletzt ganz unverhohlen, daß
zwar mit allen übrigen neuesten literarischen Bestrebungen nich
sei, daß aber in ihm eine neue Literatur frisch erblühen solle.

Wenn ich im Leben auf einen jungen Menschen stieße, der N
poleons Welteroberungen fortzusetzen sich rüstete, oder auf ein
jungen Bau-Dilettanten, der den Kölner Dom zu vollenden sich a
schickte, so würde ich mich über diese nicht mehr verwundern u
sie nicht verrückter und lächerlicher finden, als eben diesen jung
Liebhaber der Poesie, der Wahn genug besitzt, aus bloßer Neigu
den zweiten Teil des ‚Faust' machen zu können.

Ja, ich halte es für möglicher, den Kölner Dom auszubauen, a
in Goethes Sinne den ‚Faust' fortzusetzen! Denn jenem ließe si

doch allenfalls mathematisch beikommen, er steht uns doch sinnlich vor Augen und läßt sich mit Händen greifen. Mit welchen Schnüren und Maßen aber wollte man zu einem unsichtbaren geistigen Werk reichen, das durchaus auf dem Subjekt beruht, bei welchem alles auf das Aperçu ankommt, das zum Material ein großes selbstdurchlebtes Leben und zur Ausführung eine jahrelang geübte, zur Meisterschaft gesteigerte Technik erfordert?

Wer ein solches Unternehmen für leicht, ja nur für möglich hält, hat sicher nur ein sehr geringes Talent, eben weil er keine Ahnung vom Hohen und Schwierigen besitzt; und es ließe sich sehr wohl behaupten, daß, wenn Goethe seinen ‚Faust' bis auf eine Lücke von wenigen Versen selbst vollenden wollte, ein solcher Jüngling nicht fähig sein würde, nur diese wenigen Verse schicklich hineinzubringen.

Ich will nicht untersuchen, woher unserer jetzigen Jugend die Einbildung gekommen, daß sie dasjenige als etwas Angeborenes bereits mit sich bringe, was man bisher nur auf dem Wege vieljähriger Studien und Erfahrungen erlangen konnte, aber so viel glaube ich sagen zu können, daß die in Deutschland jetzt so häufig vorkommenden Äußerungen eines alle Stufen allmählicher Entwicklung keck überschreitenden Sinnes zu künftigen Meisterwerken wenige Hoffnung machen.

„Das Unglück ist", sagte Goethe, „im Staat, daß niemand leben und genießen, sondern jeder regieren, und in der Kunst, daß niemand sich des Hervorgebrachten freuen, sondern jeder seinerseits selbst wieder produzieren will.

Auch denkt niemand daran, sich von einem Werk der Poesie auf seinem eigenen Wege fördern zu lassen, sondern jeder will sogleich wieder dasselbige machen.

Es ist ferner kein Ernst da, der ins Ganze geht, kein Sinn, dem Ganzen etwas zuliebe zu tun, sondern man trachtet nur, wie man sein eigenes Selbst bemerklich mache und es vor der Welt zu möglichster Evidenz bringe. – Dieses falsche Bestreben zeigt sich überall, und man tut es den neuesten Virtuosen nach, die nicht sowohl solche Stücke zu ihrem Vortrage wählen, woran die Zuhörer reinen musikalischen Genuß haben, als vielmehr solche, worin der Spielende seine erlangte Fertigkeit könne bewundern lassen. Überall ist es das Individuum, das sich herrlich zeigen will, und nirgends trifft man auf ein redliches Streben, das dem Ganzen und der Sache zuliebe sein eigenes Selbst zurücksetzte.

Hiezu kommt sodann, daß die Menschen in ein pfuscherhaftes Produzieren hineinkommen, ohne es selbst zu wissen. Die Kinder

machen schon Verse und gehen so fort und meinen als Jüngling sie könnten was, bis sie zuletzt als Männer zur Einsicht des Vo trefflichen gelangen, was da ist, und über die Jahre erschrecken, d sie in einer falschen, höchst unzulänglichen Bestrebung verlore haben.

Ja, viele kommen zur Erkenntnis des Vollendeten und ihrer eig nen Unzulänglichkeit nie und produzieren Halbheiten bis an ih Ende.

Gewiß ist es, daß, wenn jeder früh genug zum Bewußtsein z bringen wäre, wie die Welt von dem Vortrefflichsten so voll is und was dazu gehört, diesen Werken etwas Gleiches an die Seite z setzen, daß sodann von jetzigen hundert dichtenden Jünglinge kaum ein einziger Beharren und Talent und Mut genug in sich füh len würde, zu Erreichung einer ähnlichen Meisterschaft ruhig for zugehen.

Viele junge Maler würden nie einen Pinsel in die Hand genom men haben, wenn sie früh genug gewußt und begriffen hätten, wa denn eigentlich ein Meister wie Raphael[112] gemacht hat."

Das Gespräch lenkte sich auf die falschen Tendenzen im allge meinen, und Goethe fuhr fort:

„So war meine praktische Tendenz zur bildenden Kunst eigen lich eine falsche, denn ich hatte keine Naturanlage dazu, und konnt sich also dergleichen nicht aus mir entwickeln. Eine gewisse Zärtlich keit gegen die landschaftlichen Umgebungen war mir eigen und da her meine ersten Anfänge eigentlich hoffnungsvoll. Die Reise nac Italien zerstörte dieses praktische Behagen; eine weite Aussicht tra an die Stelle, aber die liebevolle Fähigkeit ging verloren, und d sich ein künstlerisches Talent weder technisch noch ästhetisch ent wickeln konnte, so zerfloß mein Bestreben zu nichts.

Man sagt mit Recht", fuhr Goethe fort, „daß die gemeinsam Ausbildung menschlicher Kräfte zu wünschen und auch das Vor züglichste sei. Der Mensch aber ist dazu nicht geboren, jeder mu sich eigentlich als ein besonderes Wesen bilden, aber den Begriff z erlangen suchen, was alle zusammen sind."

Ich dachte hiebei an den ‚Wilhelm Meister', wo gleichfalls aus gesprochen ist, daß nur alle Menschen zusammengenommen di Menschheit ausmachen und wir nur insofern zu achten sind, als wi zu schätzen wissen.

So auch dachte ich an die ‚Wanderjahre', wo Jarno immer nu zu einem Handwerk rät und dabei ausspricht, daß jetzt die Zei

[112] Raffaello Santi (1483–1520). Bedeutender italienischer Renaissancemaler (Ma donnen, Bildnisse, Fresken in den Stanzen des Vatikans).

der Einseitigkeiten sei und man den glücklich zu preisen habe, der dieses begreife und für sich und andere in solchem Sinne wirke.

Nun aber fragt es sich, was jemand für ein Handwerk habe, damit er die Grenzen nicht überschreite, aber auch nicht zu wenig tue.

Wessen Sache es sein wird, viele Fächer zu übersehen, zu beurteilen, zu leiten, der soll auch eine möglichste Einsicht in viele Fächer zu erlangen suchen. So kann ein Fürst, ein künftiger Staatsmann, sich nicht vielseitig genug ausbilden, denn die Vielseitigkeit gehört zu seinem Handwerk. Gleicherweise soll der Poet nach mannigfaltiger Kenntnis streben; denn die ganze Welt ist sein Stoff, den er zu handhaben und auszusprechen verstehen muß.

Aber der Dichter soll kein Maler sein wollen, sondern sich begnügen, die Welt durch das Wort wiederzugeben; so wie er dem Schauspieler überläßt, sie durch persönliche Darstellung uns vor die Augen zu bringen.

Denn Einsicht und Lebenstätigkeit sollen wohl unterschieden werden, und man soll bedenken, daß jede Kunst, sobald es auf die Ausübung ankommt, etwas sehr Schwieriges und Großes ist, worin es zur Meisterschaft zu bringen ein eigenes Leben verlangt wird.

So hat Goethe nach vielseitigster Einsicht gestrebt, aber in seiner Lebenstätigkeit hat er sich nur auf eins beschränkt. Nur eine einzige Kunst hat er geübt, und zwar meisterhaft geübt, nämlich die: deutsch zu schreiben. Daß der Stoff, den er aussprach, vielseitiger Natur war, ist eine andere Sache.

Gleicherweise soll man Ausbildung von Lebenstätigkeit wohl unterscheiden.

So gehört zur Ausbildung des Dichters, daß sein Auge zu Auffassung der äußeren Gegenstände auf alle Weise geübt werde. Und wenn Goethe seine praktische Tendenz zur bildenden Kunst, insofern er sie zu seiner Lebenstätigkeit hätte machen wollen, eine falsche nennt, so war sie wiederum ganz am Orte, insofern es seine Ausbildung als Dichter galt.

„Die Gegenständlichkeit meiner Poesie", sagte Goethe, „bin ich denn doch jener großen Aufmerksamkeit und Übung des Auges schuldig geworden; so wie ich auch die daraus gewonnene Kenntnis hoch anzuschlagen habe."

Hüten aber soll man sich, die Grenzen seiner Ausbildung zu weit zu stecken.

„Die Naturforscher", sagte Goethe, „werden am ersten dazu verführt, weil zur Betrachtung der Natur wirklich eine sehr harmonische allgemeine Ausbildung erfordert wird."

Dagegen aber soll sich jeder, sobald es die Kenntnisse betrifft, die zu seinem Fache unerläßlich gehören, vor Beschränkung und Einseitigkeit zu bewahren suchen.

Ein Dichter, der für das Theater schreiben will, soll Kenntnis der Bühne haben, damit er die Mittel erwäge, die ihm zu Gebote stehen, und er überhaupt wisse, was zu tun und zu lassen sei; so wie es dem Opernkomponisten nicht an Einsicht der Poesie fehlen darf, damit er das Schlechte vom Guten unterscheiden könne und seine Kunst nicht an etwas Unzulänglichem verschwendet werde.

„Karl Maria von Weber[113]", sagte Goethe, „mußte die ‚Euryanthe' nicht komponieren; er mußte gleich sehen, daß dies ein schlechter Stoff sei, woraus sich nichts machen lasse. Diese Einsicht dürfen wir bei jedem Komponisten, als zu seiner Kunst gehörig, voraussetzen."

So soll der Maler Kenntnis in Unterscheidung der Gegenstände haben; denn es gehört zu seinem Fache, daß er wisse, was er zu malen habe und was nicht.

„Im übrigen aber", sagte Goethe, „ist es zuletzt die größte Kunst, sich zu beschränken und zu isolieren."

So hat er die ganze Zeit, die ich in seiner Nähe bin, mich stets vor allen ableitenden Richtungen zu bewahren und mich immer auf ein einziges Fach zu konzentrieren gesucht. Zeigte ich etwa Neigung, mich in Naturwissenschaften umzutun, so war immer sein Rat, es zu unterlassen und mich für jetzt bloß an die Poesie zu halten. Wollte ich ein Buch lesen, wovon er wußte, daß es mich auf meinem jetzigen Wege nicht weiterbrächte, so widerriet er es mir stets, indem er sagte, es sei für mich von keinem praktischen Nutzen.

„Ich habe gar zu viele Zeit auf Dinge verwendet", sagte er eines Tages, „die nicht zu meinem eigentlichen Fache gehörten. Wenn ich bedenke, was Lopez de Vega gemacht hat[114], so kommt mir die Zahl meiner poetischen Werke sehr klein vor. Ich hätte mich mehr an mein eigentliches Metier halten sollen."

„Hätte ich mich nicht so viel mit Steinen beschäftigt", sagte er ein andermal, „und meine Zeit zu etwas Besserem verwendet, ich könnte den schönsten Schmuck von Diamanten haben."

Aus gleicher Ursache schätzt und rühmt er an seinem Freunde Meyer, daß dieser ausschließlich auf das Studium der Kunst sei-

[113] Carl Maria von Weber (1786–1826). Komponist. Hauptmeister der deutschen Romantik. Schrieb die Opern ‚Der Freischütz', ‚Euryanthe' und ‚Oberon', sämtliche wurden am Hoftheater zu Weimar aufgeführt. [114] Lope de Vega (1562–1635). Der größte Volksdichter Spaniens. Er hinterließ ein ungeheueres dramatisches Werk, rund 800 Komödien.

ganzes Leben verwendet habe, wodurch man ihm denn die höchste Einsicht in diesem Fache zugestehen müsse.

„Ich bin auch in solcher Richtung frühzeitig hergekommen", sagte Goethe, „und habe auch fast ein halbes Leben an Betrachtung und Studium von Kunstwerken gewendet, aber Meyern kann ich es denn doch in gewisser Hinsicht nicht gleichtun. Ich hüte mich daher auch wohl, ein neues Gemälde diesem Freunde sogleich zu zeigen, sondern ich sehe zuvor zu, wieweit ich ihm meinerseits beikommen kann. Glaube ich nun, über das Gelungene und Mangelhafte völlig im klaren zu sein, so zeige ich es Meyern, der denn freilich weit schärfer sieht, und dem in manchem Betracht noch ganz andere Lichter dabei aufgehen. Und so sehe ich immer von neuem, was es sagen will, und was dazu gehört, um in einer Sache durchaus groß zu sein. In Meyern liegt eine Kunsteinsicht von ganzen Jahrtausenden."

Nun aber könnte man fragen, warum denn Goethe, wenn er so lebhaft durchdrungen sei, daß der Mensch nur ein Einziges tun solle, warum denn gerade er selbst sein Leben an so höchst vielseitige Richtungen verwendet habe.

Hierauf antworte ich, daß, wenn Goethe jetzt in die Welt käme und er die poetischen und wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Nation bereits auf der Höhe vorfände, auf welche sie jetzt, und zwar größtenteils durch ihn, gebracht sind, er sodann sicher zu so mannigfaltigen Richtungen keine Veranlassung finden und sich gewiß auf ein einziges Fach beschränken würde.

So aber lag es nicht allein in seiner Natur, nach allen Seiten hin zu forschen und sich über die irdischen Dinge klarzumachen; sondern es lag auch im Bedürfnis der Zeit, das Wahrgenommene auszusprechen.

Er tat bei seinem Erscheinen zwei große Erbschaften: der Irrtum und die Unzulänglichkeit fielen ihm zu, daß er sie hinwegräume, und verlangten seine lebenslänglichen Bemühungen nach vielen Seiten.

Wäre die Newtonische Theorie Goethen nicht als ein großer, dem menschlichen Geiste höchst schädlicher Irrtum erschienen, glaubt man denn, daß es ihm je eingefallen sein würde, eine ‚Farbenlehre' zu schreiben und vieljährige Bemühungen einer solchen Nebenrichtung zu widmen? Keineswegs! Sondern sein Wahrheitsgefühl im Konflikt mit dem Irrtum war es, das ihn bewog, sein reines Licht auch in diese Dunkelheiten leuchten zu lassen.

Ein gleiches ist von seiner Metamorphosenlehre zu sagen, worin wir ihm jetzt ein Muster wissenschaftlicher Behandlung verdanken;

welches Werk zu schreiben Goethen aber gewiß nie eingefallen se würde, wenn er seine Zeitgenossen bereits auf dem Wege zu einei solchen Ziele erblickt hätte.

Ja sogar von seinen vielseitigen poetischen Bestrebungen möch solches gelten! – Denn es ist sehr die Frage, ob Goethe je eine Roman würde geschrieben haben, wenn ein Werk wie d ‚Wilhelm Meister' bei seiner Nation bereits wäre vorhanden gew sen? Und sehr die Frage, ob er in solchem Fall sich nicht vielleic ganz ausschließlich der dramatischen Poesie gewidmet hätte? –

Was er in solchem Fall einer einseitigen Richtung alles hervo gebracht und gewirkt haben würde, ist gar nicht abzusehen; so vi ist jedoch gewiß, daß, sobald man aufs Ganze sieht, kein Ve ständiger wünschen wird, daß Goethe eben nicht alles dasjeni möchte hervorgebracht haben, wozu ihn zu treiben nun einm seinem Schöpfer gefallen hat.

Donnerstag, den 12. Mai 1825

Goethe sprach mit hoher Begeisterung über Menander[115]. „Näch dem Sophokles[116]", sagte er, „kenne ich keinen, der mir so lieb wär Er ist durchaus rein, edel, groß und heiter, seine Anmut ist unerreic bar. Daß wir so wenig von ihm besitzen, ist allerdings zu bedauer allein auch das wenige ist unschätzbar und für begabte Mensch viel daraus zu lernen.

Es kommt nur immer darauf an", fuhr Goethe fort, „daß de jenige, von dem wir lernen wollen, unserer Natur gemäß sei. S hat zum Beispiel Calderon, so groß er ist, und so sehr ich ihn b wundere, auf mich gar keinen Einfluß gehabt, weder im Guten no im Schlimmen. Schillern aber wäre er gefährlich gewesen, er wä an ihm irre geworden, und es ist daher ein Glück, daß Caldero erst nach seinem Tode in Deutschland in allgemeine Aufnahm gekommen. Calderon ist unendlich groß im Technischen und The tralischen; Schiller dagegen weit tüchtiger, ernster und größer i Wollen, und es wäre daher schade gewesen, von solchen Tugend vielleicht etwas einzubüßen, ohne doch die Größe Calderons anderer Hinsicht zu erreichen."

[115] Menandros (342–283 v. Chr.). Griechischer Komödiendichter. War lange Z nur durch Bruchstücke und Nachdichtungen des Terenz bekannt. 1907 wurd durch Papyrusfreunde sein Drama ‚Das Schiedsgericht' zu zwei Dritteln und d ‚Dyskolos' (Der Schwierige) vollständig aufgefunden. [116] Sophokles (496–407 Chr.). Griechischer Tragiker. Von seinen 123 Dramen sind 7 überliefert, darunt die ‚Antigone' und ‚König Ödipus'. Wie Euripides war auch er Vorbild für deutsche Klassik.

Wir kamen auf Molière[117]. „Molière", sagte Goethe, „ist so groß, daß man immer von neuem erstaunt, wenn man ihn wiederliest. Er ist ein Mann für sich, seine Stücke grenzen ans Tragische, sie sind apprehensiv, und niemand hat den Mut, es ihm nachzutun. Sein ‚Geiziger', wo das Laster zwischen Vater und Sohn alle Pietät aufhebt, ist besonders groß und im hohen Sinne tragisch. Wenn man aber in einer deutschen Bearbeitung aus dem Sohn einen Verwandten macht, so wird es schwach und will nicht viel mehr heißen. Man fürchtet, das Laster in seiner wahren Natur erscheinen zu sehen, allein was wird es da, und was ist denn überall tragisch wirksam als das Unerträgliche. –

Ich lese von Molière alle Jahre einige Stücke, so wie ich auch von Zeit zu Zeit die Kupfer nach den großen italienischen Meistern betrachte. Denn wir kleinen Menschen sind nicht fähig, die Größe solcher Dinge in uns zu bewahren, und wir müssen daher von Zeit zu Zeit immer dahin zurückkehren, um solche Eindrücke in uns anzufrischen.

Man spricht immer von Originalität, allein was will das sagen! So wie wir geboren werden, fängt die Welt an, auf uns zu wirken, und das geht so fort bis ans Ende. Und überall! was können wir denn unser Eigenes nennen als die Energie, die Kraft, das Wollen! – Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig.

Hiebei aber ist es keineswegs gleichgültig, in welcher Epoche unseres Lebens der Einfluß einer fremden bedeutenden Persönlichkeit stattfindet.

Daß Lessing, Winckelmann und Kant[118] älter waren als ich und die beiden ersteren auf meine Jugend, der letztere auf mein Alter wirkte, war für mich von großer Bedeutung.

Ferner: daß Schiller so viel jünger war und im frischesten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann; ingleichen daß die Gebrüder von Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnennbare Vorteile entstanden."

Nach solchen Äußerungen über die Einflüsse bedeutender Personen auf ihn kam das Gespräch auf die Wirkungen, die er auf

[117] Jean Baptiste Molière (1622–1673). Französischer Komödiendichter am Hofe Ludwigs XIV. Scharfer Kritiker der Schwächen seiner Um- und Mitwelt. [118] Immanuel Kant (1724–1804). Philosoph, Begründer des philosophischen Idealismus, der zur weltanschaulichen Grundlage für die deutsche Klassik wurde.

andere gehabt, und ich erwähnte Bürger[119], bei welchem es mir problematisch erscheine, daß bei ihm, als einem reinen Naturtalent, gar keine Spur einer Einwirkung von Goethes Seite wahrzunehmen.

„Bürger", sagte Goethe, „hatte zu mir wohl eine Verwandtschaft als Talent, allein der Baum seiner sittlichen Kultur wurzelte in einem ganz anderen Boden und hatte eine ganz andere Richtung. Und jeder geht in der aufsteigenden Linie seiner Ausbildung fort, so wie er angefangen. Ein Mann aber, der in seinem dreißigsten Jahre ein Gedicht wie die ‚Frau Schnips' schreiben konnte, mußte wohl in einer Bahn gehen, die von der meinigen ein wenig ablag. Auch hatte er durch sein bedeutendes Talent sich ein Publikum gewonnen, dem er völlig genügte, und er hatte daher keine Ursache, sich nach den Eigenschaften eines Mitstrebenden umzutun, der ihn weiter nichts anging.

Überall", fuhr Goethe fort, „lernt man nur von dem, den man liebt. – Solche Gesinnungen finden sich nun wohl gegen mich bei jetzt heranwachsenden jungen Talenten, allein ich fand sie sehr spärlich unter gleichzeitigen. Ja ich wüßte kaum einen einzigen Mann von Bedeutung zu nennen, dem ich durchaus recht gewesen wäre. Gleich an meinem ‚Werther' tadelten sie so viel, daß, wenn ich jede gescholtene Stelle hätte tilgen wollen, von dem ganzen Buche keine Zeile geblieben wäre. Allein aller Tadel schadete mir nichts, denn solche subjektive Urteile einzelner, obgleich bedeutender Männer stellten sich durch die Masse wieder ins gleiche. Wer aber nicht eine Million Leser erwartet, sollte keine Zeile schreiben.

Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei: Schiller oder ich, und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können."

Mittwoch, den 12. Oktober 1825

Ich fand Goethe diesen Abend in besonders hoher Stimmung und hatte die Freude, aus seinem Munde abermals manches Bedeutende zu hören. Wir sprachen über den Zustand der neuesten Literatur, wo denn Goethe sich folgendermaßen äußerte.

„Mangel an Charakter der einzelnen forschenden und schreibenden Individuen", sagte er, „ist die Quelle alles Übels unserer neuesten Literatur.

[119] Gottfried August Bürger (1744–1794). Genialischer Lyriker, gehörte zum ‚Göttinger Hainbund', ging später elend und arm zugrunde. Er strebte nach einer Erneuerung der volkstümlichen Lyrik. Goethe und auch Schiller standen ihm im Grund ablehnend gegenüber.

Besonders in der Kritik zeigt dieser Mangel sich zum Nachteile der Welt, indem er entweder Falsches für Wahres verbreitet, oder durch ein ärmliches Wahre uns um etwas Großes bringt, das uns besser wäre.

Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucretia[120], eines Mucius Scävola[121] und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt aber kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fiktionen und Fabeln anzusehen sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so erbärmlichen Wahrheit! und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben.

So hatte ich bisher immer meine Freude an einem großen Faktum des dreizehnten Jahrhunderts, wo Kaiser Friedrich II.[122] mit dem Papste zu tun hatte und das nördliche Deutschland allen feindlichen Einfällen offen stand. Asiatische Horden kamen auch wirklich herein und waren schon bis Schlesien vorgedrungen; aber der Herzog von Liegnitz setzte sie durch eine große Niederlage in Schrecken. Dann wendeten sie sich nach Mähren, aber hier wurden sie vom Grafen Sternberg geschlagen. Diese Tapfern lebten daher bis jetzt immer in mir als große Retter der deutschen Nation. Nun aber kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Helden sich ganz unnütz aufgeopfert hätten, indem das asiatische Heer bereits zurückgerufen gewesen und von selbst zurückgegangen sein würde. Dadurch ist nun ein großes vaterländisches Faktum gelähmt und zernichtet, und es wird einem ganz abscheulich zumute."

Nach diesen Äußerungen über historische Kritiker sprach Goethe über Forscher und Literatoren anderer Art.

„Ich hätte die Erbärmlichkeit der Menschen und wie wenig es ihnen um wahrhaft große Zwecke zu tun ist, nie so kennen gelernt," sagte er, „wenn ich mich nicht durch meine naturwissenschaftlichen Bestrebungen an ihnen versucht hätte. Da aber sah ich, daß den meisten die Wissenschaft nur etwas ist, insofern sie davon leben, und daß sie sogar den Irrtum vergöttern, wenn sie davon ihre Existenz haben.

Und in der schönen Literatur ist es nicht besser. Auch dort sind

[120] Lucretia, tötete sich selbst, nachdem sie vom Sohne des römischen Königs Tarquinius Superbus entehrt worden war. [121] Mucius Scaevola, römischer Jüngling, legte, als er von Porsenna, dem etruskischen Besieger Roms, der Feigheit bezichtigt wurde, seine rechte Hand ins Altarfeuer und verbrannte sie. [122] Friedrich II. (1194—1250). König von Sizilien und Jerusalem. Deutscher Kaiser. Wurde 1227 von Gregor IX. gebannt.

große Zwecke und echter Sinn für das Wahre und Tüchtige und dessen Verbreitung sehr seltene Erscheinungen. Einer hegt und trägt den andern, weil er von ihm wieder gehegt und getragen wird, und das wahrhaft Große ist ihnen widerwärtig, und sie möchten es gerne aus der Welt schaffen, damit sie selber nur etwas zu bedeuten hätten. So ist die Masse, und einzelne Hervorragende sind nicht viel besser.

* * * hätte bei seinem großen Talent, bei seiner weltumfassenden Gelehrsamkeit der Nation viel sein können. Aber so hat seine Charakterlosigkeit die Nation um außerordentliche Wirkungen und ihn selbst um die Achtung der Nation gebracht.

Ein Mann wie Lessing täte uns not. Denn wodurch ist dieser so groß als durch seinen Charakter, durch sein Festhalten! – So kluge, so gebildete Menschen gibt es viele, aber wo ist ein solcher Charakter! –

Viele sind geistreich genug und voller Kenntnisse, allein sie sind zugleich voller Eitelkeit, und um sich von der kurzsichtigen Masse als witzige Köpfe bewundern zu lassen, haben sie keine Scham und Scheu und ist ihnen nichts heilig.

Die Frau von Genlis[123] hat daher vollkommen recht, wenn sie sich gegen die Freiheiten und Frechheiten von Voltaire[124] auflegte. Denn im Grunde, so geistreich alles sein mag, ist der Welt doch nichts damit gedient; es läßt sich nichts darauf gründen. Ja es kann sogar von der größten Schädlichkeit sein, indem es die Menschen verwirrt und ihnen den nötigen Halt nimmt.

Und dann! was wissen wir denn, und wie weit reichen wir denn mit all unserm Witze!

Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten.

Die Handlungen des Universums zu messen, reichen seine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, ist bei seinem kleinen Standpunkt ein sehr vergebliches Bestreben. Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge.

Sobald wir dem Menschen die Freiheit zugestehen, ist es um die

[123] Stéphanie Félicité du Crès de Genlis (1746–1830). Französische Schriftstellerin. Schrieb Theaterstücke, Jugendbücher, Gesellschaftsromane und Artikel gegen die Enzyklopädisten. [124] Voltaire, Pseudonym für François Marie Arouet (1694–1778). Französischer Schriftsteller und Philosoph. Bedeutendster Repräsentant der französischen Aufklärung.

Allwissenheit Gottes getan; denn sobald die Gottheit weiß, was ich tun werde, bin ich gezwungen, zu handeln, wie sie es weiß.

Dieses führe ich nur an als ein Zeichen, wie wenig wir wissen, und daß an göttlichen Geheimnissen nicht gut zu rühren ist.

Auch sollen wir höhere Maximen nur aussprechen, insofern sie der Welt zugute kommen. Andere sollen wir bei uns behalten, aber sie mögen und werden auf das, was wir tun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten."

Sonntag, den 25. Dezember 1825

Ich ging diesen Abend um sechs Uhr zu Goethe, den ich alleine fand, und mit dem ich einige schöne Stunden verlebte.

„Mein Gemüt", sagte er, „war diese Zeit her durch vieles belästigt; es war mir von allen Seiten her so viel Gutes geschehen, daß ich vor lauter Danksagungen nicht zum eigentlichen Leben kommen konnte. Die Privilegien wegen des Verlags meiner Werke gingen nach und nach von den Höfen ein, und weil die Verhältnisse bei jedem anders waren, so verlangte auch jeder Fall eine eigene Erwiderung. Nun kamen die Anträge unzähliger Buchhändler, die auch bedacht, behandelt und beantwortet sein wollten. Dann, mein Jubiläum brachte mir so tausendfältiges Gute, daß ich mit den Danksagungsbriefen noch jetzt nicht fertig bin. Man will doch nicht hohl und allgemein sein, sondern jedem doch gerne etwas Schickliches und Gehöriges sagen. Jetzt aber werde ich nach und nach frei, und ich fühle mich wieder zu Unterhaltungen aufgelegt.

Ich habe in diesen Tagen eine Bemerkung gemacht, die ich Ihnen doch mitteilen will.

Alles, was wir tun, hat eine Folge. Aber das Kluge und Rechte bringt nicht immer etwas Günstiges, und das Verkehrte nicht immer etwas Ungünstiges hervor, vielmehr wirkt es oftmals ganz im Gegenteil.

Ich machte vor einiger Zeit, eben bei jenen Unterhandlungen mit Buchhändlern, einen Fehler, und es tat mir leid, daß ich ihn gemacht hatte. Jetzt aber haben sich die Umstände so geändert, daß ich einen großen Fehler begangen haben würde, wenn ich jenen nicht gemacht hätte. Dergleichen wiederholt sich im Leben häufig, und Weltmenschen, welche dieses wissen, sieht man daher mit einer großen Frechheit und Dreistigkeit zu Werke gehen."

Ich merkte mir diese Beobachtung, die mir neu war. Ich brachte sodann das Gespräch auf einige seiner Werke, und wir kamen auch auf die Elegie ‚Alexis und Dora'.

„An diesem Gedicht", sagte Goethe, „tadelten die Menschen den starken leidenschaftlichen Schluß und verlangten, daß die Elegie sanft und ruhig ausgehen solle, ohne jene eifersüchtige Aufwallung; allein ich konnte nicht einsehen, daß jene Menschen recht hätten. Die Eifersucht liegt hier so nahe und ist so in der Sache, daß dem Gedicht etwas fehlen würde, wenn sie nicht da wäre. Ich habe selbst einen jungen Menschen gekannt, der in leidenschaftlicher Liebe zu einem schnell gewonnenen Mädchen ausrief: aber wird sie es nicht einem andern ebenso machen wie mir?"

Ich stimmte Goethen vollkommen bei und erwähnte sodann der eigentümlichen Zustände dieser Elegie, wo in so kleinem Raum mit wenig Zügen alles so wohl gezeichnet sei, daß man die häusliche Umgebung und das ganze Leben der handelnden Personen darin zu erblicken glaube. „Das Dargestellte erscheint so wahr", sagte ich, „als ob Sie nach einem wirklich Erlebten gearbeitet hätten."

„Es ist mir lieb", antwortete Goethe, „wenn es Ihnen so erscheint. Es gibt indes wenige Menschen, die eine Phantasie für die Wahrheit des Realen besitzen, vielmehr ergehen sie sich gerne in seltsamen Ländern und Zuständen, wovon sie gar keine Begriffe haben, und die ihre Phantasie ihnen wunderlich genug ausbilden mag.

Und dann gibt es wieder andere, die durchaus am Realen kleben und, weil es ihnen an aller Poesie fehlt, daran gar zu enge Forderungen machen. So verlangten zum Beispiel einige bei dieser Elegie, daß ich dem Alexis hätte einen Bedienten beigeben sollen, um sein Bündelchen zu tragen; die Menschen bedenken aber nicht, daß alles Poetische und Idyllische jenes Zustandes dadurch wäre gestört worden."

Von ‚Alexis und Dora' lenkte sich das Gespräch auf den ‚Wilhelm Meister'.

„Es gibt wunderliche Kritiker", fuhr Goethe fort. „An diesem Roman tadelten sie, daß der Held sich zuviel in schlechter Gesellschaft befinde. Dadurch aber, daß ich die sogenannte schlechte Gesellschaft als Gefäß betrachtete, um das, was ich von der guten zu sagen hatte, darin niederzulegen, gewann ich einen poetischen Körper, und einen mannigfaltigen dazu. Hätte ich aber die gute Gesellschaft wieder durch sogenannte gute Gesellschaft zeichnen wollen, so hätte niemand das Buch lesen mögen.

Den anscheinenden Geringfügigkeiten des ‚Wilhelm Meister' liegt immer etwas Höheres zum Grunde, und es kommt bloß darauf an, daß man Augen, Weltkenntnis und Übersicht genug besitze, um im Kleinen das Größere wahrzunehmen. Andern mag das gezeichnete Leben als Leben genügen."

Goethe zeigte mir darauf ein höchst bedeutendes englisches Werk, welches in Kupfern den ganzen Shakespeare darstellte. Jede Seite umfaßte in sechs kleinen Bildern ein besonderes Stück mit einigen untergeschriebenen Versen, so daß der Hauptbegriff und die bedeutendsten Situationen des jedesmaligen Werkes dadurch vor die Augen traten. Alle die unsterblichen Trauerspiele und Lustspiele gingen auf solche Weise, gleich Maskenzügen, dem Geiste vorüber.

„Man erschrickt", sagte Goethe, „wenn man diese Bilderchen durchsieht! Da wird man erst gewahr, wie unendlich reich und groß Shakespeare ist! Da ist doch kein Motiv des Menschenlebens, das er nicht dargestellt und ausgesprochen hätte! Und alles mit welcher Leichtigkeit und Freiheit! –

Man kann über Shakespeare gar nicht reden, es ist alles unzulänglich. Ich habe in meinem ‚Wilhelm Meister' an ihm herumgetupft, allein das will nicht viel heißen. Er ist kein Theaterdichter, an die Bühne hat er nie gedacht, sie war seinem großen Geiste viel zu enge; ja selbst die ganze sichtbare Welt war ihm zu enge.

Er ist gar zu reich und zu gewaltig. Eine produktive Natur darf alle Jahr nur ein Stück von ihm lesen, wenn sie nicht an ihm zugrunde gehen will. Ich tat wohl, daß ich durch meinen ‚Götz von Berlichingen' und ‚Egmont' ihn mir vom Halse schaffte, und Byron tat sehr wohl, daß er vor ihm nicht zu großen Respekt hatte und seine eigenen Wege ging. Wieviel treffliche Deutsche sind nicht an ihm zugrunde gegangen, an ihm und Calderon!

Shakespeare", fuhr Goethe fort, „gibt uns in silbernen Schalen goldene Äpfel. Wir bekommen nun wohl durch das Studium seiner Stücke die silberne Schale, allein wir haben nur Kartoffeln hineinzutun, das ist das Schlimme!"

Ich lachte und freute mich des herrlichen Gleichnisses.

Goethe las mir darauf einen Brief von Zelter über eine Darstellung des ‚Macbeth' in Berlin, wo die Musik mit dem großen Geiste und Charakter des Stückes nicht hatte Schritt halten können, und worüber nun Zelter sich in verschiedenen Andeutungen auslässet. Durch Goethes Vorlesen gewann der Brief sein volles Leben wieder, und Goethe hielt oft inne, um sich mit mir über das Treffende einzelner Stellen zu freuen.

„‚Macbeth'", sagte Goethe bei dieser Gelegenheit, „halte ich für Shakespeares bestes Theaterstück, es ist darin der meiste Verstand in bezug auf die Bühne. Wollen Sie aber seinen freien Geist erkennen, so lesen Sie ‚Troilus und Cressida', wo er den Stoff der ‚Ilias' auf seine Weise behandelt."

Das Gespräch wendete sich auf Byron, und zwar wie er gegen

Shakespeares unschuldige Heiterkeit im Nachteil stehe, und wie e
durch sein vielfältig negatives Wirken sich so häufigen und meisten
teils nicht ungerechten Tadel zugezogen habe. „Hätte Byron Ge
legenheit gehabt", sagte Goethe, „sich alles dessen, was von Oppo
sition in ihm war, durch wiederholte derbe Äußerungen im Parla
ment zu entledigen, so würde er als Poet weit reiner dastehen. S
aber, da er im Parlament kaum zum Reden gekommen ist, hat e
alles, was er gegen seine Nation auf dem Herzen hatte, bei sich be
halten, und es ist ihm, um sich davon zu befreien, kein andere
Mittel geblieben, als es poetisch zu verarbeiten und auszusprechen
Einen großen Teil der negativen Wirkungen Byrons möchte ich da
her verhaltene Parlamentsreden nennen, und ich glaube sie dadurch
nicht unpassend bezeichnet zu haben."

Wir sprachen darauf über Platen, dessen negative Richtung gleich
falls nicht gebilligt wurde. „Es ist nicht zu leugnen", sagte Goethe
„er besitzt manche glänzende Eigenschaften; allein ihm fehlt – di
Liebe. – Er liebt so wenig seine Leser und seine Mitpoeten als sich
selber, und so kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch de
Apostels anzuwenden: ‚Und wenn ich mit Menschen- und mit Engel
zungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönende
Erz oder eine klingende Schelle.' Noch in diesen Tagen habe ich
Gedichte von Platen gelesen und sein reiches Talent nicht verkennen
können. Allein, wie gesagt, die Liebe fehlt ihm, und so wird er auch
nie so wirken, als er hätte müssen. Man wird ihn fürchten, und es
wird der Gott derer sein, die gern wie er negativ wären, aber nicht
wie er das Talent haben."

1826

Sonntag abend, den 29. Januar 1826.

Der erste deutsche Improvisator, Doktor Wolff aus Hamburg, ist seit mehreren Tagen hier und hat auch bereits öffentlich Proben seines seltenen Talentes abgelegt. Freitag abend gab er ein glänzendes Improvisatorium vor sehr zahlreichen Zuhörern und in Gegenwart des weimarischen Hofes. Noch an selbigem Abend erhielt er eine Einladung zu Goethe auf nächsten Mittag.

Ich sprach Doktor Wolff gestern abend, nachdem er mittags vor Goethe improvisiert hatte. Er war sehr beglückt und äußerte, daß diese Stunde in seinem Leben Epoche machen würde, indem Goethe ihn mit wenigen Worten auf eine ganz neue Bahn gebracht und in dem, was er an ihm getadelt, den Nagel auf den Kopf getroffen hätte.

Diesen Abend nun, als ich bei Goethe war, kam das Gespräch sogleich auf Wolff. „Doktor Wolff ist sehr glücklich", sagte ich, „daß Ew. Exzellenz ihm einen guten Rat gegeben."

„Ich bin aufrichtig gegen ihn gewesen", sagte Goethe, „und wenn meine Worte auf ihn gewirkt und ihn angeregt haben, so ist das ein sehr gutes Zeichen. Er ist ein entschiedenes Talent, daran ist kein Zweifel, allein er leidet an der allgemeinen Krankheit der jetzigen Zeit, an der Subjektivität, und davon möchte ich ihn heilen. Ich gab ihm eine Aufgabe, um ihn zu versuchen. Schildern Sie mir, sagte ich, Ihre Rückkehr nach Hamburg. Dazu war er nun sogleich bereit und fing auf der Stelle in wohlklingenden Versen zu sprechen an. Ich mußte ihn bewundern, allein ich konnte ihn nicht loben. Nicht die Rückkehr nach Hamburg schilderte er mir, sondern nur die Empfindungen der Rückkehr eines Sohnes zu Eltern, Anverwandten und Freunden, und sein Gedicht konnte ebensogut für eine Rückkehr nach Merseburg und Jena als für eine Rückkehr nach Hamburg gelten. Was ist aber Hamburg für eine ausgezeichnete, eigenartige Stadt, und welch ein reiches Feld für die speziellesten Schilderungen bot sich ihm dar, wenn er das Objekt gehörig zu ergreifen gewußt und gewagt hätte!"

Ich bemerkte, daß das Publikum an solcher subjektiven Richtung schuld sei, indem es allen Gefühlssachen einen entschiedenen Beifall schenke.

„Mag sein", sagte Goethe, „allein wenn man dem Publikum das Bessere gibt, so ist es noch zufriedener. Ich bin gewiß, wenn ein einem improvisierenden Talent wie Wolff gelänge, das Leben große Städte wie Rom, Neapel, Wien, Hamburg und London mit aller treffenden Wahrheit zu schildern und so lebendig, daß sie glaubten, es mit eigenen Augen zu sehen, er würde alles entzücken und hinreißen. Wenn er zum Objektiven durchbricht, so ist er geborgen, es liegt in ihm, denn er ist nicht ohne Phantasie. Nur muß er sich schnell entschließen und es zu ergreifen wagen."

„Ich fürchte", sagte ich, „daß dieses schwerer ist, als man glaubt, denn es erfordert eine Umwandlung der ganzen Denkweise. Gelingt es ihm, so wird auf jeden Fall ein augenblicklicher Stillstand in der Produktion eintreten, und es wird eine lange Übung erfordern, bis ihm auch das Objektive geläufig und zur zweiten Natur werde."

„Freilich", erwiderte Goethe, „ist dieser Überschritt ungeheuer, aber er muß nur Mut haben und sich schnell entschließen. Es ist damit wie beim Baden die Scheu vor dem Wasser, man muß nur rasch hineinspringen, und das Element wird unser sein.

Wenn einer singen lernen will", fuhr Goethe fort, „sind ihm alle diejenigen Töne, die in seiner Kehle liegen, natürlich und leicht; die andern aber, die nicht in seiner Kehle liegen, sind ihm anfänglich äußerst schwer. Um aber ein Sänger zu werden, muß er sie überwinden, denn sie müssen ihm alle zu Gebote stehen. Ebenso ist es mit einem Dichter. Solange er bloß seine wenigen subjektiven Empfindungen ausspricht, ist er noch keiner zu nennen; aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. Und dann ist er unerschöpflich und kann immer neu sein, wogegen aber eine subjektive Natur ihr bißchen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zugrunde geht.

Man spricht immer vom Studium der Alten; allein was will das anders sagen als: richte dich auf die wirkliche Welt und suche sie auszusprechen; denn das taten die Alten auch, da sie lebten."

Goethe stand auf und ging im Zimmer auf und ab, während ich, wie er es gerne hat, auf meinem Stuhle am Tische sitzen blieb. Er stand einen Augenblick am Ofen, dann aber, wie einer, der etwas bedacht hat, trat er zu mir heran und, den Finger an den Mund gelegt, sagte er folgendes:

„Ich will Ihnen etwas entdecken, und Sie werden es in Ihren

Leben vielfach bestätigt finden. Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjektiv, dagegen aber haben alle vorschreitenden Epochen eine objektive Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende, denn sie ist eine subjektive. Dieses sehen Sie nicht bloß an der Poesie, sondern auch an der Malerei und vielem anderen. Jedes tüchtige Bestreben dagegen wendet sich aus dem Inneren hinaus auf die Welt, wie Sie an allen großen Epochen sehen, die wirklich im Streben und Vorschreiten begriffen und alle objektiver Natur waren."

Die ausgesprochenen Worte gaben Anlaß zu der geistreichsten Unterhaltung, wobei besonders der großen Zeit des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts gedacht wurde.

Das Gespräch lenkte sich sodann auf das Theater und das Schwache, Empfindsame und Trübselige der neueren Erscheinungen. „Ich tröste und stärke mich jetzt an Molière", sagte ich. „Seinen ‚Geizigen' habe ich übersetzt und beschäftige mich nun mit seinem ‚Arzt wider Willen'. Was ist doch Molière für ein großer, reiner Mensch! –" „Ja", sagte Goethe, „reiner Mensch, das ist das eigentliche Wort, was man von ihm sagen kann; es ist an ihm nichts verbogen und verbildet. Und nun diese Großheit! Er beherrschte die Sitten seiner Zeit; wogegen aber unsere Iffland und Kotzebue sich von den Sitten der ihrigen beherrschen ließen und darin beschränkt und befangen waren. Molière züchtigte die Menschen, indem er sie in ihrer Wahrheit zeichnete."

„Ich möchte etwas darum geben", sagte ich, „wenn ich die Molièrischen Stücke in ihrer ganzen Reinheit auf der Bühne sehen könnte; allein dem Publikum, wie ich es kenne, muß dergleichen viel zu stark und natürlich sein. Sollte diese Überverfeinerung nicht von der sogenannten idealen Literatur gewisser Autoren herrühren?"

„Nein", sagte Goethe, „sie kommt aus der Gesellschaft selbst. Und dann, was tun unsere jungen Mädchen im Theater? sie gehören gar nicht hinein, sie gehören ins Kloster, und das Theater ist bloß für Männer und Frauen, die mit menschlichen Dingen bekannt sind. Als Molière schrieb, waren die Mädchen im Kloster, und er hatte auf sie gar keine Rücksicht zu nehmen.

Da wir nun aber unsere jungen Mädchen schwerlich hinausbringen und man nicht aufhören wird, Stücke zu geben, die schwach und eben darum diesen recht sind, so seid klug und macht es wie ich und geht nicht hinein.

Ich habe am Theater nur so lange ein wahrhaftes Interesse gehabt, als ich dabei praktisch einwirken konnte. Es war meine Freude, die Anstalt auf eine höhere Stufe zu bringen, und ich nahm

bei den Vorstellungen weniger Anteil an den Stücken, als daß ich darauf sah, ob die Schauspieler ihre Sachen recht machten oder nicht. Was ich zu tadeln hatte, schickte ich am andern Morgen dem Regisseur auf einem Zettel, und ich konnte gewiß sein, bei der nächsten Vorstellung die Fehler vermieden zu sehen. Nun aber wo ich beim Theater nicht mehr praktisch einwirken kann, habe ich auch keinen Beruf mehr, hineinzugehen. Ich müßte das Mangelhafte geschehen lassen, ohne es verbessern zu können, und das ist nicht meine Sache.

Mit dem Lesen von Stücken geht es mir nicht besser. Die jungen deutschen Dichter schicken mir immerfort Trauerspiele, allein was soll ich damit? Ich habe die deutschen Stücke immer nur in der Absicht gelesen, ob ich sie könnte spielen lassen, übrigens waren sie mir gleichgültig. Und was soll ich nun in meiner jetzigen Lage mit den Stücken dieser jungen Leute? Für mich selbst gewinne ich nichts, indem ich lese, wie man es nicht hätte machen sollen, und den jungen Dichtern kann ich nicht nützen bei einer Sache, die schon getan ist. Schickten sie mir statt ihrer gedruckten Stücke den Plan zu einem Stück, so könnte ich wenigstens sagen, mache es, oder mache es nicht, oder mache es so, oder mache es anders, und dabei wäre doch einiger Sinn und Nutzen.

Das ganze Unheil entsteht daher, daß die poetische Kultur in Deutschland sich so sehr verbreitet hat, daß niemand mehr einen schlechten Vers macht. Die jungen Dichter, die mir ihre Werke senden, sind nicht geringer als ihre Vorgänger, und da sie nun jene so hoch gepriesen sehen, so begreifen sie nicht, warum man sie nicht auch preiset. Und doch darf man zu ihrer Aufmunterung nicht tun, eben weil es solcher Talente jetzt zu Hunderten gibt und man das Überflüssige nicht befördern soll, während noch so viel Nützliches zu tun ist. Wäre ein Einzelner, der über alle hervorragte, so wäre es gut, denn der Welt kann nur mit dem Außerordentlichen gedient sein.«

Donnerstag, den 16. Februar 1826

Ich ging diesen Abend um sieben Uhr zu Goethe, den ich in seinem Zimmer alleine fand. Ich setzte mich zu ihm an den Tisch, indem ich ihm die Nachricht brachte, daß ich gestern, bei seiner Durchreise nach Petersburg, den Herzog von Wellington[125] im Gasthofe gesehen.

[125] Arthur Wellesley Herzog von Wellington (1769–1852). Englischer Feldmarschall und Staatsmann. Besiegte gemeinsam mit den Preußen Napoleon bei Belle Alliance.

„Nun", sagte Goethe belebt, „wie war er? Erzählen Sie mir von ihm. Sieht er aus wie sein Porträt?"

„Ja", sagte ich, „aber besser! besonderer! Wenn man einen Blick in sein Gesicht getan hat, so sind alle seine Porträts vernichtet. Und man braucht ihn nur ein einziges Mal anzusehen, um ihn nie wieder zu vergessen, ein solcher Eindruck geht von ihm aus. Sein Auge ist braun und vom heitersten Glanze, man fühlt die Wirkung seines Blickes. Sein Mund ist sprechend, auch wenn er geschlossen ist. Er sieht aus wie einer, der vieles gedacht und das Größte gelebt hat, und der nun die Welt mit großer Heiterkeit und Ruhe behandelt, und den nichts mehr anficht. Hart und zäh erschien er mir wie eine Damaszener Klinge.

Er ist, seinem Aussehen nach, hoch in den Funfzigen, von grader Haltung, schlank, nicht sehr groß und eher etwas mager als stark. Ich sah ihn, wie er in den Wagen steigen und wieder abfahren wollte. Sein Gruß, wie er durch die Reihen der Menschen ging und mit sehr weniger Verneigung den Finger an den Hut legte, hatte etwas ungemein Freundliches." Goethe hörte meiner Beschreibung mit sichtbarem Interesse zu. „Da haben Sie einen Helden mehr gesehen", sagte er, „und das will immer etwas heißen."

Wir kamen auf Napoleon, und ich bedauerte, daß ich den nicht gesehen. „Freilich", sagte Goethe, „das war auch der Mühe wert. – Dieses Kompendium der Welt! –" „Er sah wohl nach etwas aus?" fragte ich. „Er war es", antwortete Goethe, „und man sah ihm an, daß er es war; das war alles."

Ich hatte für Goethe ein sehr merkwürdiges Gedicht mitgebracht, wovon ich ihm einige Abende vorher schon erzählt hatte; ein Gedicht von ihm selbst, dessen er sich jedoch nicht mehr erinnerte, so tief lag es in der Zeit zurück. Zu Anfange des Jahres 1766 in den ‚Sichtbaren', einer damals in Frankfurt erschienenen Zeitschrift abgedruckt, war es durch einen alten Diener Goethes mit nach Weimar gebracht worden, durch dessen Nachkommen es in meine Hände gelangt war. Ohne Zweifel das älteste aller von Goethe bekannten Gedichte. Es hatte die Höllenfahrt Christi zum Gegenstand, wobei es mir merkwürdig war, wie dem sehr jungen Verfasser die religiösen Vorstellungsarten so geläufig gewesen. Der Gesinnung nach konnte das Gedicht von Klopstock herkommen, allein in der Ausführung war es ganz anderer Natur; es war stärker, freier und leichter und hatte eine größere Energie, einen besseren Zug. Außerordentliche Glut erinnerte an eine kräftig brausende Jugend. Beim Mangel an Stoff drehte es sich in sich selbst herum und war länger geworden als billig.

Ich legte Goethen das ganz vergilbte, kaum noch zusammenhängende Zeitungsblatt vor, und da er es mit Augen sah, erinnerte er sich des Gedichts wieder. „Es ist möglich", sagte er, daß das Fräulein von Klettenberg[126] mich dazu veranlaßt hat; es steht in der Überschrift: auf Verlangen entworfen, und ich wüßte nicht, wer von meinen Freunden einen solchen Gegenstand anders hätte verlangen können. Es fehlte mir damals an Stoff, und ich war glücklich, wenn ich nur etwas hatte, das ich besingen konnte. Noch dieser Tage fiel mir ein Gedicht aus jener Zeit in die Hände, das ich in englischer Sprache geschrieben, und worin ich mich über den Mangel an poetischen Gegenständen beklage. Wir Deutschen sind auch wirklich schlimm daran: unsere Urgeschichte liegt zu sehr im Dunkel, und die spätere hat aus Mangel eines einzigen Regentenhauses kein allgemeines nationales Interesse. Klopstock versuchte sich am Hermann, allein der Gegenstand liegt zu entfernt, niemand hat dazu ein Verhältnis, niemand weiß, was er damit machen soll, und seine Darstellung ist daher ohne Wirkung und Popularität geblieben. Ich tat einen glücklichen Griff mit meinem ‚Götz von Berlichingen'; das war doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch, und es war schon etwas damit zu machen.

Beim ‚Werther' und ‚Faust' mußte ich dagegen wieder in meinen eigenen Busen greifen, denn das Überlieferte war nicht weit her. Das Teufels- und Hexenwesen machte ich nur einmal; ich war froh, mein nordisches Erbteil verzehrt zu haben, und wandte mich zu den Tischen der Griechen. Hätte ich aber so deutlich wie jetzt gewußt, wieviel Vortreffliches seit Jahrhunderten und Jahrtausenden da ist, ich hätte keine Zeile geschrieben, sondern etwas anderes getan."

Donnerstag, den 1. Juni 1826

Goethe sprach über den ‚Globe'[127]. „Die Mitarbeiter", sagte er, „sind Leute von Welt, heiter, klar, kühn bis zum äußersten Grade. In ihrem Tadel sind sie fein und galant, wogegen aber die deutschen Gelehrten immer glauben, daß sie den sogleich hassen müssen, der nicht so denkt wie sie. Ich zähle den ‚Globe' zu den interessantesten Zeitschriften und könnte ihn nicht entbehren."

[126] Susanne von Klettenberg (1723–1774). Freundin der Mutter Goethes, schwärmerische Pietistin. Goethe setzte ihr im ‚Wilhelm Meister' als ‚Schöne Seele' ein literarisches Denkmal. [127] Zeitung der französischen Romantik.

Diesen Abend hatte ich das Glück, von Goethe manche Äußerung über das Theater zu hören.

Ich erzählte ihm, daß einer meiner Freunde die Absicht habe, Byrons ‚Two Foscari' für die Bühne einzurichten. Goethe zweifelte am Gelingen.

„Es ist freilich eine verführerische Sache", sagte er. „Wenn ein Stück im Lesen auf uns große Wirkung macht, so denken wir, es müßte auch von der Bühne herunter so tun, und wir bilden uns ein, wir könnten mit weniger Mühe dazu gelangen. Allein es ist ein eigenes Ding. Ein Stück, das nicht ursprünglich mit Absicht und Geschick des Dichters für die Bretter geschrieben ist, geht auch nicht hinauf, und wie man auch damit verfährt, es wird immer etwas Ungehöriges und Widerstrebendes behalten. Welche Mühe habe ich mir nicht mit meinem ‚Götz von Berlichingen' gegeben! aber doch will es als Theaterstück nicht recht gehen. Es ist zu groß, und ich habe es zu zwei Teilen einrichten müssen, wovon der letzte zwar theatralisch wirksam, der erste aber nur als Expositionsstück anzusehen ist. Wollte man den ersten Teil, des Hergangs der Sache willen, bloß einmal geben und sodann bloß den zweiten Teil wiederholt fortspielen, so möchte es gehen. Ein ähnliches Verhältnis hat es mit dem ‚Wallenstein'; die ‚Piccolomini' werden nicht wiederholt, aber ‚Wallensteins Tod' wird immerfort gern gesehen."

Ich fragte, wie ein Stück beschaffen sein müsse, um theatralisch zu sein.

„Es muß symbolisch sein", antwortete Goethe. „Das heißt: jede Handlung muß an sich bedeutend sein und auf eine noch wichtigere hinzielen. Der ‚Tartuffe' von Molière ist in dieser Hinsicht ein großes Muster. Denken Sie nur an die erste Szene, was das für eine Exposition ist! Alles ist sogleich vom Anfange herein höchst bedeutend und läßt auf etwas noch Wichtigeres schließen, was kommen wird. Die Exposition von Lessings ‚Minna von Barnhelm' ist auch vortrefflich, allein diese des ‚Tartuffe' ist nur einmal in der Welt da; sie ist das Größte und Beste, was in dieser Art vorhanden."

Wir kamen auf die Calderonschen Stücke.

„Bei Calderon", sagte Goethe, „finden Sie dieselbe theatralische Vollkommenheit. Seine Stücke sind durchaus bretterrecht, es ist in ihnen kein Zug, der nicht für die beabsichtigte Wirkung kalkuliert wäre. Calderon ist dasjenige Genie, was zugleich den größten Verstand hatte."

„Es ist wunderlich", sagte ich, „daß die Shakespeareschen Stücke keine eigentlichen Theaterstücke sind, da Shakespeare sie doch alle für sein Theater geschrieben hat."

„Shakespeare", erwiderte Goethe, „schrieb diese Stücke aus seiner Natur heraus, und dann machte seine Zeit und die Einrichtung der damaligen Bühne an ihn keine Anforderungen; man ließ sich gefallen, wie Shakespeare es brachte. Hätte aber Shakespeare für den Hof zu Madrid oder für das Theater Ludwigs des Vierzehnten geschrieben, er hätte sich auch wahrscheinlich einer strengen Theaterform gefügt. Doch dies ist keineswegs zu beklagen; denn was Shakespeare als Theaterdichter für uns verloren hat, das hat er als Dichter im allgemeinen gewonnen. Shakespeare ist ein großer Psychologe, und man lernt aus seinen Stücken, wie den Menschen zumute ist."

Wir sprachen über die Schwierigkeit einer guten Theaterleitung.

„Das Schwere dabei ist", sagte Goethe, „daß man das Zufällige zu übertragen wisse und sich dadurch von seinen höheren Maximen nicht ableiten lasse. Diese höheren Maximen sind: ein gutes Repertoire trefflicher Tragödien, Opern und Lustspiele, worauf man halten und die man als das Feststehende ansehen muß. Zu dem Zufälligen aber rechne ich: ein neues Stück, das man sehen will, eine Gastrolle, und dergleichen mehr. Von diesen Dingen muß man sich nicht irreleiten lassen, sondern immer wieder zu seinem Repertoire zurückkehren. Unsere Zeit ist nun an wahrhaft guten Stücken so reich, daß einem Kenner nichts Leichteres ist, als ein gutes Repertoire zu bilden. Allein es ist nichts schwieriger, als es zu halten.

Als ich mit Schillern dem Theater vorstand, hatten wir den Vorteil, daß wir den Sommer über in Lauchstädt spielten. Hier hatten wir ein auserlesenes Publikum, das nichts als vortreffliche Sachen wollte, und so kamen wir denn jedesmal eingeübt in den besten Stücken nach Weimar zurück und konnten hier den Winter über alle Sommervorstellungen wiederholen. Dazu hatte das weimarische Publikum auf unsere Leitung Vertrauen und war immer, auch bei Dingen, denen es nichts abgewinnen konnte, überzeugt, daß unserm Tun und Lassen eine höhere Absicht zum Grunde liege.

In den neunziger Jahren", fuhr Goethe fort, „war die eigentliche Zeit meines Theaterinteresses schon vorüber, und ich schrieb nichts mehr für die Bühne, ich wollte mich ganz zum Epischen wenden. Schiller erweckte das schon erloschene Interesse, und ihm und seinen Sachen zuliebe nahm ich am Theater wieder Anteil. In der Zeit meines ‚Clavigo' wäre es mir ein leichtes gewesen, ein Dutzend

Theaterstücke zu schreiben; an Gegenständen fehlte es nicht, und die Produktion ward mir leicht; ich hätte immer in acht Tagen ein Stück machen können, und es ärgert mich noch, daß ich es nicht getan habe."

Mittwoch, den 8. November 1826

Goethe sprach heute abermals mit Bewunderung über Lord Byron. „Ich habe", sagte er, „seinen ‚Deformed Transformed' wieder gelesen und muß sagen, daß sein Talent mir immer größer vorkommt. Sein Teufel ist aus meinem Mephistopheles hervorgegangen, aber es ist keine Nachahmung, es ist alles durchaus originell und neu, und alles knapp, tüchtig und geistreich. Es ist keine Stelle darin, die schwach wäre, nicht so viel Platz, um den Knopf einer Nadel hinzusetzen, wo man nicht auf Erfindung und Geist träfe. Ihm ist nichts im Wege als das Hypochondrische und Negative, und er wäre so groß wie Shakespeare und die Alten." Ich wunderte mich. „Ja", sagte Goethe, „Sie können es mir glauben, ich habe ihn von neuem studiert und muß ihm dies immer mehr zugestehen."

In einem früheren Gespräche äußerte Goethe, Lord Byron habe zuviel Empirie. Ich verstand ihn nicht recht, was er damit sagen wollte, doch enthielt ich mich, ihn zu fragen, und dachte der Sache im stillen nach. Es war aber durch Nachdenken nichts zu gewinnen, und ich mußte warten, bis meine fortschreitende Kultur oder ein glücklicher Umstand mir das Geheimnis aufschließen möchte. Ein solcher führte sich dadurch herbei, daß abends im Theater eine treffliche Vorstellung des ‚Macbeth' auf mich wirkte und ich tags darauf die Werke des Lord Byron in die Hände nahm, um seinen ‚Beppo' zu lesen. Nun wollte dieses Gedicht auf den ‚Macbeth' mir nicht munden, und je weiter ich las, je mehr ging es mir auf, was Goethe bei jener Äußerung sich mochte gedacht haben.

Im ‚Macbeth' hatte ein Geist auf mich gewirkt, der, groß, gewaltig und erhaben wie er war, von niemanden hatte ausgehen können als von Shakespeare selbst. Es war das Angeborene einer höher und tiefer begabten Natur, welche eben das Individuum, das sie besaß, vor allen auszeichnete und dadurch zum großen Dichter machte. Dasjenige, was zu diesem Stück die Welt und Erfahrung gegeben, war dem poetischen Geiste untergeordnet und diente nur, um diesen reden und vorwalten zu lassen. Der große Dichter herrschte und hob uns an seine Seite hinauf zu der Höhe seiner Ansicht.

Beim Lesen des ‚Beppo' dagegen empfand ich das Vorherrschen

einer verruchten empirischen Welt, der sich der Geist, der sie uns vor die Sinne führt, gewissermaßen assoziiert hatte. Nicht mehr der angeborene größere und reinere Sinn eines hochbegabten Dichters begegnete mir, sondern des Dichters Denkungsweise schien durch ein häufiges Leben mit der Welt von gleichem Schlage geworden zu sein. Er erschien in gleichem Niveau mit allen vornehmen geistreichen Weltleuten, vor denen er sich durch nichts auszeichnete als durch sein großes Talent der Darstellung, so daß er denn auch als ihr redendes Organ betrachtet werden konnte.

Und so empfand ich denn beim Lesen des ‚Beppo': Lord Byron habe zuviel Empirie, und zwar nicht, weil er zu viel wirkliches Leben uns vor die Augen führte, sondern weil seine höhere poetische Natur zu schweigen, ja von einer empirischen Denkungsweise ausgetrieben zu sein schien.

Mittwoch, den 29. November 1826

Lord Byrons ‚Deformed Transformed' hatte ich nun auch gelesen und sprach mit Goethe darüber nach Tisch.

„Nicht wahr?" sagte er, „die ersten Szenen sind groß und zwar poetisch groß. Das übrige, wo es auseinander und zur Belagerung Roms geht, will ich nicht als poetisch rühmen, allein man muß gestehen, daß es geistreich ist."

„Im höchsten Grade", sagte ich; „aber es ist keine Kunst, geistreich zu sein, wenn man vor nichts Respekt hat."

Goethe lachte. „Sie haben nicht ganz unrecht", sagte er; „man muß freilich zugeben, daß der Poet mehr sagt, als man möchte; er sagt die Wahrheit, allein es wird einem nicht wohl dabei, und man sähe lieber, daß er den Mund hielt. Es gibt Dinge in der Welt, die der Dichter besser überhüllet als aufdeckt; doch dieses ist eben Byrons Charakter, und man würde ihn vernichten, wenn man ihn anders wollte."

„Ja", sagte ich, „im höchsten Grade geistreich ist er. Wie trefflich ist zum Beispiel diese Stelle:

> The Devil speaks truth much oftener than he's deemed,
> He hath an ignorant audience[128]."

„Das ist freilich ebenso groß und frei, als mein Mephistopheles irgend etwas gesagt hat."

„Da wir vom Mephistopheles reden", fuhr Goethe fort, „so will

[128] Der Teufel spricht häufiger die Wahrheit, als man denkt, er hat ein unwissendes Publikum.

ich Ihnen doch etwas zeigen, was Coudray[129] von Paris mitgebracht hat. Was sagen Sie dazu?"

Er legte mir einen Steindruck vor, die Szenen darstellend, wo Faust und Mephistopheles, um Gretchen aus dem Kerker zu befreien, in der Nacht auf zwei Pferden an einem Hochgerichte vorbeisausen. Faust reitet ein schwarzes, das im gestrecktesten Galopp ausgreift und sich, so wie sein Reiter, vor den Gespenstern unter dem Galgen zu fürchten scheint. Sie reiten so schnell, daß Faust Mühe hat, sich zu halten; die stark entgegenwirkende Luft hat seine Mütze entführt, die, von dem Sturmriemen am Halse gehalten, weit hinter ihm herfliegt. Er hat sein furchtsam fragendes Gesicht dem Mephistopheles zugewendet und lauscht auf dessen Worte. Dieser sitzt ruhig, unangefochten, wie ein höheres Wesen. Er reitet kein lebendiges Pferd, denn er liebt nicht das Lebendige. Auch hat er es nicht vonnöten, denn schon sein Wollen bewegt ihn in der gewünschtesten Schnelle. Er hat bloß ein Pferd, weil er einmal reitend gedacht werden muß; und da genügte es ihm, ein bloß noch in der Haut zusammenhängendes Gerippe vom ersten besten Anger aufzuraffen. Es ist heller Farbe und scheint in der Dunkelheit der Nacht zu phosphoreszieren. Es ist weder gezügelt noch gesattelt, es geht ohne das. Der überirdische Reiter sitzt leicht und nachlässig, im Gespräch zu Faust gewendet; das entgegenwirkende Element der Luft ist für ihn nicht da, er wie sein Pferd empfinden nichts, es wird ihnen kein Haar bewegt.

Wir hatten an dieser geistreichen Komposition große Freude. „Da muß man doch gestehen", sagte Goethe, „daß man es sich selbst nicht so vollkommen gedacht hat. Hier haben Sie ein anderes Blatt, was sagen Sie zu diesem! –"

Die wilde Trinkszene in Auerbachs Keller sah ich dargestellt, und zwar, als Quintessenz des Ganzen, den bedeutendsten Moment, wo der verschüttete Wein als Flamme auflodert und die Bestialität der Trinkenden sich auf die verschiedenste Weise kundgibt. Alles ist Leidenschaft und Bewegung, und nur Mephistopheles bleibt in der gewohnten heiteren Ruhe. Das wilde Fluchen und Schreien und das gezuckte Messer des ihm zunächst Stehenden sind ihm nichts. Er hat sich auf eine Tischecke gesetzt und baumelt mit den Beinen; sein aufgehobener Finger ist genug, um Flamme und Leidenschaft zu dämpfen.

Je mehr man dieses treffliche Bild betrachtete, desto mehr fand man den großen Verstand des Künstlers, der keine Figur der an-

[129] Clemens Wenzel Coudray (1775–1845). Oberbaudirektor in Weimar. Viele seiner Bauten plante er gemeinsam mit Goethe.

dern gleich machte und in jeder eine andere Stufe der Handlun darstellte.

„Herr Delacroix[130]“, sagte Goethe, „ist ein großes Talent, d gerade am ‚Faust‘ die rechte Nahrung gefunden hat. Die Franzose tadeln an ihm seine Wildheit, allein hier kommt sie ihm recht zu statten. Er wird, wie man hofft, den ganzen ‚Faust‘ durchführe und ich freue mich besonders auf die Hexenküche und die Brocke szenen. Man sieht ihm an, daß er das Leben recht durchgemac hat, wozu ihm denn eine Stadt wie Paris die beste Gelegenhe geboten.“

Ich machte bemerklich, daß solche Bilder zum besseren Ve stehen des Gedichts sehr viel beitrügen. „Das ist keine Frage“, sag Goethe, „denn die vollkommnere Einbildungskraft eines solche Künstlers zwingt uns, die Situationen so gut zu denken, wie er s selber gedacht hat. Und wenn ich nun gestehen muß, daß He Delacroix meine eigene Vorstellung bei Szenen übertroffen hat, d. ich selber gemacht habe, um wieviel mehr werden nicht die Les alles lebendig und über ihre Imagination hinausgehend finden!“

Montag, den 11. Dezember 1826

Ich fand Goethe in einer sehr heiter aufgeregten Stimmung. „Alex ander von Humboldt[131] ist diesen Morgen einige Stunden bei m gewesen“, sagte er mir sehr belebt entgegen. „Was ist das für ei Mann! – Ich kenne ihn so lange, und doch bin ich von neuem übe ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen un lebendigem Wissen nicht seinesgleichen. Und eine Vielseitigkei wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin ma rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistige Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo ma überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns imm erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Er wird einig Tage hier bleiben, und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätt ich Jahre verlebt.“

Mittwoch, den 20. Dezember 1826

Ich erzählte Goethen nach Tisch, daß ich eine Entdeckung g macht, die mir viele Freude gewähre. Ich hätte nämlich an eine

[130] Eugène Delacroix (1798–1863). Französischer Maler und Graphiker. Führ der romantischen Malerei in Frankreich. Er illustrierte die Übertragung v Goethes „Faust“. [131] Alexander von Humboldt (1769–1859). Bruder Wilhelm Naturforscher; Goethe interessierte sich vor allem für Humboldts Mineralienfund

brennenden Wachskerze bemerkt, daß der durchsichtige untere Teil der Flamme dasselbe Phänomen zeige, als wodurch der blaue Himmel entstehe, indem nämlich die Finsternis durch ein erleuchtetes Trübe gesehen werde.

Ich fragte Goethe, ob er dieses Phänomen der Kerze kenne und in seiner ‚Farbenlehre' aufgenommen habe. „Ohne Zweifel", sagte er. Er nahm einen Band der ‚Farbenlehre' herunter und las mir die Paragraphen, wo ich denn alles beschrieben fand, wie ich es gesehen. „Es ist mir sehr lieb", sagte er, „daß Ihnen dieses Phänomen aufgegangen ist, ohne es aus meiner ‚Farbenlehre' zu kennen; denn nun haben Sie es begriffen und können sagen, daß Sie es besitzen. Auch haben Sie dadurch einen Standpunkt gefaßt, von welchem aus Sie zu den übrigen Phänomenen weitergehen werden. Ich will Ihnen jetzt sogleich ein neues zeigen."

Es mochte etwa vier Uhr sein; es war ein bedeckter Himmel und im ersten Anfangen der Dämmerung. Goethe zündete ein Licht an und ging damit in die Nähe des Fensters zu einem Tische. Er setzte das Licht auf einen weißen Bogen Papier und stellte ein Stäbchen darauf, so daß der Schein des Kerzenlichtes vom Stäbchen aus einen Schatten warf nach dem Lichte des Tages zu. „Nun", sagte Goethe, „was sagen Sie zu diesem Schatten?" „Der Schatten ist blau", antwortete ich. „Da hätten Sie also das Blaue wieder", sagte Goethe, „aber auf dieser andern Seite des Stäbchens nach der Kerze zu, was sehen Sie da?" „Auch einen Schatten." „Aber von welcher Farbe?" „Der Schatten ist ein rötliches Gelb", antwortete ich; „doch wie entsteht dieses doppelte Phänomen?" – „Das ist nun Ihre Sache", sagte Goethe; „sehen Sie zu, daß Sie es herausbringen. Zu finden ist es, aber es ist schwer. Sehen Sie nicht früher in meiner ‚Farbenlehre' nach, als bis Sie die Hoffnung aufgegeben haben, es selber herauszubringen." Ich versprach dieses mit vieler Freude.

„Das Phänomen am untern Teile der Kerze", fuhr Goethe fort, „wo ein durchsichtiges Helle vor die Finsternis tritt und die blaue Farbe hervorbringt, will ich Ihnen jetzt in vergrößertem Maße zeigen." Er nahm einen Löffel, goß Spiritus hinein und zündete ihn an. Da entstand denn wieder ein durchsichtiges Helle, wodurch die Finsternis blau erschien. Wendete ich den brennenden Spiritus vor die Dunkelheit der Nacht, so nahm die Bläue an Kräftigkeit zu; hielt ich ihn gegen das Helle, so schwächte sie sich oder verschwand gänzlich.

Ich hatte meine Freude an dem Phänomen. „Ja", sagte Goethe, „das ist eben das Große bei der Natur, daß sie so einfach ist, und daß sie ihre größten Erscheinungen immer im kleinen wiederholt.

Dasselbe Gesetz, wodurch der Himmel blau ist, sieht man ebenfal an dem untern Teil einer brennenden Kerze, am brennenden Spir tus sowie an dem erleuchteten Rauch, der von einem Dorfe au steigt, hinter welchem ein dunkles Gebirge liegt."

„Aber wie erklären die Schüler von Newton dieses höchst ei fache Phänomen?" fragte ich.

„Das müssen Sie gar nicht wissen", antwortete Goethe. „Es i gar zu dumm, und man glaubt nicht, welchen Schaden es eine guten Kopfe tut, wenn er sich mit etwas Dummen befaßt. Bekün mern Sie sich gar nicht um die Newtonianer, lassen Sie sich d reine Lehre genügen, und Sie werden sich gut dabei stehen."

„Die Beschäftigung mit dem Verkehrten", sagte ich, „ist vielleic in diesem Fall ebenso unangenehm und schädlich, als wenn m ein schlechtes Trauerspiel in sich aufnehmen sollte, um es nach all seinen Teilen zu beleuchten und in seiner Blöße darzustellen."

„Es ist ganz dasselbe", sagte Goethe, „und man soll sich ohn Not nicht damit befassen. Ich ehre die Mathematik als die erh benste und nützlichste Wissenschaft, solange man sie da anwend wo sie am Platze ist; allein ich kann nicht loben, daß man sie b Dingen mißbrauchen will, die gar nicht in ihrem Bereich liegen, u wo die edle Wissenschaft sogleich als Unsinn erscheint. Und als d alles nur dann existierte, wenn es sich mathematisch beweisen läß Es wäre doch töricht, wenn jemand nicht an die Liebe seines Mä chens glauben wollte, weil sie ihm solche nicht mathematisch b weisen kann! Ihre Mitgift kann sie ihm mathematisch beweise aber nicht ihre Liebe. Haben doch auch die Mathematiker nicht d Metamorphose der Pflanze erfunden! Ich habe dieses ohne die M thematik vollbracht, und die Mathematiker haben es müssen gelt lassen. Um die Phänomene der Farbenlehre zu begreifen, gehö weiter nichts als ein reines Anschauen und ein gesunder Kopf; alle beides ist freilich seltener, als man glauben sollte."

„Wie stehen denn die jetzigen Franzosen und Engländer zur Fa benlehre?" fragte ich.

„Beide Nationen", antwortete Goethe, „haben ihre Avantag und ihre Nachteile. Bei den Engländern ist es gut, daß sie all praktisch machen; aber sie sind Pedanten. Die Franzosen sind gu Köpfe, aber es soll bei ihnen alles positiv sein, und wenn es nicht ist, so machen sie es so. Doch sie sind in der Farbenlehre auf gute Wege, und einer ihrer Besten kommt nahe heran. Er sagt: die Far sei den Dingen angeschaffen. Denn wie es in der Natur ein Säure des gebe, so gebe es auch ein Färbendes. Damit sind nun freilich d Phänomene nicht erklärt; allein er spielt doch den Gegenstand

die Natur hinein und befreit ihn von der Einschränkung der Mathematik."

Die Berliner Zeitungen wurden gebracht, und Goethe setzte sich, sie zu lesen. Er reichte auch mir ein Blatt, und ich fand in den Theaternachrichten: daß man dort im Opernhause und Königlichen Theater ebenso schlechte Stücke gebe als hier.

„Wie soll dies auch anders sein", sagte Goethe. „Es ist freilich keine Frage, daß man nicht mit Hilfe der guten englischen, französischen und spanischen Stücke ein so gutes Repertoire zusammenbringen sollte, um jeden Abend ein gutes Stück geben zu können. Allein wo ist das Bedürfnis in der Nation, immer ein gutes Stück zu sehen? Die Zeit, in welcher Äschylus[132], Sophokles und Euripides schrieben, war freilich eine ganz andere: sie hatte den Geist hinter sich und wollte nur immer das wirklich Größte und Beste. Aber in unserer schlechten Zeit, wo ist denn da das Bedürfnis für das Beste? Wo sind die Organe, es aufzunehmen?

Und dann", fuhr Goethe fort, „man will etwas Neues! In Berlin wie in Paris, das Publikum ist überall dasselbe. Eine Unzahl neuer Stücke wird jede Woche in Paris geschrieben und auf die Theater gebracht, und man muß immer fünf bis sechs durchaus schlechte aushalten, ehe man durch ein gutes entschädiget wird.

Das einzige Mittel, um jetzt ein deutsches Theater obenzuhalten, sind Gastrollen. Hätte ich jetzt noch die Leitung, so sollte der ganze Winter mit trefflichen Gastspielern besetzt sein. Dadurch würden nicht allein alle gute Stücke immer wieder zum Vorschein kommen, sondern das Interesse würde auch mehr von den Stücken ab auf das Spiel gelenkt; man könnte vergleichen und urteilen, das Publikum gewönne an Einsichten, und unsere eigenen Schauspieler würden durch das bedeutende Spiel eines ausgezeichneten Gastes immer in Anregung und Nacheiferung erhalten. Wie gesagt: Gastrollen und immer Gastrollen, und ihr solltet über den Nutzen erstaunen, der daraus für Theater und Publikum hervorgehen würde.

Ich sehe die Zeit kommen, wo ein gescheiter, der Sache gewachsener Kopf vier Theater zugleich übernehmen und sie hin und her mit Gastrollen versehen wird, und ich bin gewiß, daß er sich besser bei diesen vieren stehen wird, als wenn er nur ein einziges hätte."

Mittwoch, den 27. Dezember 1826

Dem Phänomen des blauen und gelben Schattens hatte ich nun zu Hause fleißig nachgedacht, und wiewohl es mir lange ein Rätsel

[132] Aischylos (525–456 v. Chr.). Der größte klassische Tragiker Griechenlands. Seine Dramen behandeln vor allem schreckliche menschliche Schicksale (‚Die Perser'; ‚Prometheus'; ‚Agamemnon').

blieb, so ging mir doch bei fortgesetztem Beobachten ein Licht auf, und ich ward nach und nach überzeugt, das Phänomen begriffen zu haben.

Heute bei Tisch sagte ich Goethen, daß ich das Rätsel gelöst. „Es wäre viel", sagte Goethe; „nach Tisch sollen Sie es mir machen." „Ich will es lieber schreiben", sagte ich, „denn zu einer mündlichen Auseinandersetzung fehlen mir leicht die richtigen Worte." „Sie mögen es später schreiben", sagte Goethe, „aber heute sollen Sie es mir erst vor meinen Augen machen und mir mündlich demonstrieren, damit ich sehe, ob Sie im Rechten sind."

Nach Tisch, wo es völlig hell war, fragte Goethe: „Können Sie jetzt das Experiment machen?" „Nein", sagte ich. „Warum nicht?" fragte Goethe. „Es ist noch zu helle", antwortete ich; „es muß erst ein wenig Dämmerung eintreten, damit das Kerzenlicht einen entschiedenen Schatten werfe; doch muß es noch helle genug sein, damit das Tageslicht diesen erleuchten könne." „Hm!" sagte Goethe, „da ist nicht unrecht."

Der Anfang der Abenddämmerung trat endlich ein, und ich sagte Goethen, daß es jetzt Zeit sei. Er zündete die Wachskerze an und gab mir ein Blatt weißes Papier und ein Stäbchen. „Nun experimentieren und dozieren Sie", sagte er.

Ich stellte das Licht auf den Tisch in die Nähe des Fensters, legte das Blatt Papier in die Nähe des Lichtes, und als ich das Stäbchen auf die Mitte des Papieres zwischen Tages- und Kerzenlich setzte, war das Phänomen in vollkommener Schönheit da. Der Schatten nach dem Lichte zu zeigte sich entschieden gelb, der andere, nach dem Fenster zu, vollkommen blau.

„Nun", sagte Goethe, „wie entsteht zunächst der blaue Schatten?" „Ehe ich dieses erkläre", sagte ich, „will ich das Grundgesetz aussprechen, aus dem ich beide Erscheinungen ableite."

„Licht und Finsternis", sagte ich, „sind keine Farben, sondern sie sind zwei Extreme, in deren Mitte die Farben liegen und entstehen, und zwar durch eine Modifikation[133] von beiden.

Den Extremen Licht und Finsternis zunächst entstehen die beiden Farben Gelb und Blau. Die gelbe an der Grenze des Lichtes, indem ich dieses durch ein getrübtes, die blaue an der Grenze der Finsternis, indem ich diese durch ein erleuchtetes Durchsichtige betrachte.

Kommen wir nun", fuhr ich fort, „zu unserm Phänomen, so sehen wir, daß das Stäbchen vermöge der Gewalt des Kerzenlichtes einen entschiedenen Schatten wirft. Dieser Schatten würde als schwarze Finsternis erscheinen, wenn ich die Läden schlösse und

[133] Abwandlung

das Tageslicht absperrte. Nun aber dringt durch die offenen Fenster das Tageslicht frei herein und bildet ein erhelltes Medium, durch welches ich die Finsternis des Schattens sehe, und so entsteht denn, dem Gesetze gemäß, die blaue Farbe." Goethe lachte. „Das wäre der blaue", sagte er; „wie aber erklären Sie den gelben Schatten?"

„Aus dem Gesetz des getrübten Lichtes", antwortete ich. „Die brennende Kerze wirft auf das weiße Papier ein Licht, das schon einen leisen Hauch vom Gelblichen hat. Der einwirkende Tag aber hat so viele Gewalt, um vom Stäbchen aus nach dem Kerzenlichte zu einen schwachen Schatten zu werfen, der, so weit er reicht, das Licht trübt, und so entsteht, dem Gesetze gemäß, die gelbe Farbe. Schwäche ich die Trübe, indem ich den Schatten dem Lichte möglichst nahebringe, so zeigt sich ein reines Hellgelb; verstärke ich aber die Trübe, indem ich den Schatten möglichst vom Licht entferne, so verdunkelt sich das Gelbe bis zum Rötlichen, ja Roten."

Goethe lachte wieder, und zwar sehr geheimnisvoll. „Nun?" sagte ich, „habe ich recht?" „Sie haben das Phänomen recht gut gesehen und recht hübsch ausgesprochen", antwortete Goethe, „aber Sie haben es nicht erklärt. Ihre Erklärung ist gescheit, ja sogar geistreich, aber sie ist nicht die richtige."

„Nun so helfen Sie mir", sagte ich, „und lösen Sie mir das Rätsel, denn ich bin nun im höchsten Grade ungeduldig." „Sie sollen es erfahren", sagte Goethe, „aber nicht heute, und nicht auf diesem Wege. Ich will Ihnen nächstens ein anderes Phänomen zeigen, durch welches Ihnen das Gesetz augenscheinlich werden soll. Sie sind nahe heran, und weiter ist in dieser Richtung nicht zu gelangen. Haben Sie aber das neue Gesetz begriffen, so sind Sie in eine ganz andere Region eingeführt und über sehr vieles hinaus. Kommen Sie einmal am Mittage bei heiterem Himmel ein Stündchen früher zu Tisch, so will ich Ihnen ein deutlicher Phänomen zeigen, durch welches Sie dasselbe Gesetz, welches diesem zum Grunde liegt, sogleich begreifen sollen.

Es ist mir sehr lieb", fuhr er fort, „daß Sie für die Farbe dieses Interesse haben; es wird Ihnen eine Quelle von unbeschreiblichen Freuden werden."

Nachdem ich Goethe am Abend verlassen, konnte ich den Gedanken an das Phänomen nicht aus dem Kopfe bringen, so daß ich sogar im Traume damit zu tun hatte. Aber auch in diesem Zustande sah ich nicht klarer und kam der Lösung des Rätsels um keinen Schritt näher.

„Mit meinen naturwissenschaftlichen Heften", sagte Goethe vor einiger Zeit, „gehe ich auch langsam fort. Nicht weil ich glaube, die

Wissenschaft noch jetzt bedeutend fördern zu können; sondern den vielen angenehmen Verbindungen wegen, die ich dadurch unterhalte. Die Beschäftigung mit der Natur ist die unschuldigste. In ästhetischer Hinsicht ist jetzt an gar keine Verbindung und Korrespondenz zu denken. Da wollen sie wissen, welche Stadt am Rhein bei meinem ‚Hermann und Dorothea' gemeint sei! – Als ob es nicht besser wäre, sich jede beliebige zu denken! – Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie."

Donnerstag abend, den 4. Januar 1827

Goethe lobte sehr die Gedichte von Victor Hugo[134]. „Er ist ein entschiedenes Talent", sagte er, „auf den die deutsche Literatur Einfluß gehabt. Seine poetische Jugend ist ihm leider durch die Pedanterie der klassischen Partei verkümmert; doch jetzt hat er den ‚Globe' auf seiner Seite, und so hat er gewonnen Spiel. Ich möchte ihn mit Manzoni[135] vergleichen. Er hat viel Objektives und erscheint mir vollkommen so bedeutend als die Herren de Lamartine[136] und Delavigne[137]. Wenn ich ihn recht betrachte, so sehe ich wohl, wo er und andere frische Talente seinesgleichen herkommen. Von Chateaubriand[138] kommen sie her, der freilich ein sehr bedeutendes rhetorisch-poetisches Talent ist. Damit Sie nun aber sehen, in welcher Art Victor Hugo schreibt, so lesen Sie nur dies Gedicht über Napoleon: ‚Les deux isles'."

Goethe legte mir das Buch vor und stellte sich an den Ofen. Ich las. „Hat er nicht treffliche Bilder?" sagte Goethe, „und hat er seinen Gegenstand nicht mit sehr freiem Geiste behandelt?" Er trat wieder zu mir. „Sehen Sie nur diese Stelle, wie schön sie ist!" Er las die Stelle von der Wetterwolke, aus der den Helden der Blitz von unten hinauf trifft. „Das ist schön! Denn das Bild ist wahr, welches man in Gebirgen finden wird, wo man oft die Gewitter unter sich hat, und wo die Blitze von unten nach oben schlagen."

„Ich lobe an den Franzosen", sagte ich, „daß ihre Poesie nie den

[134] Victor Hugo (1802–1885). Hauptvertreter der französischen Romantik. Goethe lehnte ihn und vor allem seinen Roman ‚Der Glöckner von Notre Dame' später völlig ab. [135] Alessandro Manzoni (1784–1869). Italienischer Romantiker. Goethe beschäftigte sich besonders mit seinem Roman ‚Die Verlobten' und übersetzte die Ode ‚Auf Napoleons Tod' ins Deutsche. [136] Alphonse de Lamartine (1790–1869). Französischer Romantiker. [137] Casimir Delavigne (1773–1843). Französischer Dichter der Vorromantik. [138] François René Vicomte de Chateaubriand (1768–1848). Französischer Staatsmann und Schriftsteller. Kämpfte gegen die Aufklärung und setzte sich für das Christentum, das von den französischen Aufklärern mißachtet wurde, ein. Vorbild der französischen Romantik.

festen Boden der Realität verläßt. Man kann die Gedichte in Prosa übersetzen, und ihr Wesentliches wird bleiben."

„Das kommt daher", sagte Goethe, „die französischen Dichter haben Kenntnisse; dagegen denken die deutschen Narren, sie verlören ihr Talent, wenn sie sich um Kenntnisse bemühten, obgleich jedes Talent sich durch Kenntnisse nähren muß und nur dadurch erst zum Gebrauch seiner Kräfte gelangt. Doch wir wollen sie gehen lassen, man hilft ihnen doch nicht, und das wahrhafte Talent findet schon seinen Weg. Die vielen jungen Dichter, die jetzt ihr Wesen treiben, sind gar keine rechten Talente; sie beurkunden weiter nichts als ein Unvermögen, das durch die Höhe der deutschen Literatur zur Produktivität angereizt worden.

Daß die Franzosen", fuhr Goethe fort, „aus der Pedanterie zu einer freieren Art in der Poesie hervorgehen, ist nicht zu verwundern. Diderot und ihm ähnliche Geister haben schon vor der Revolution diese Bahn zu brechen gesucht. Die Revolution selbst sodann, sowie die Zeit unter Napoleon sind der Sache günstig gewesen. Denn wenn auch die kriegerischen Jahre kein eigentlich poetisches Interesse aufkommen ließen und also für den Augenblick den Musen zuwider waren, so haben sich doch in dieser Zeit eine Menge freier Geister gebildet, die nun im Frieden zur Besinnung kommen und als bedeutende Talente hervortreten."

Ich fragte Goethe, ob die Partei der Klassiker auch dem trefflichen Béranger[139] entgegen gewesen. „Das Genre, worin Béranger dichtet", sagte Goethe, „ist ein älteres, herkömmliches, woran man gewöhnt war; doch hat auch er sich in manchen Dingen freier bewegt als seine Vorgänger und ist deshalb von der pedantischen Partei angefeindet worden." ...

Sonntag abend, den 14. Januar 1827

Ich fand eine musikalische Abendunterhaltung bei Goethe, die ihm von der Familie Eberwein, nebst einigen Mitgliedern des Orchesters, gewährt wurde. Unter den wenigen Zuhörern waren: der Generalsuperintendent Röhr[140], Hofrat Vogel[141] und einige Damen. Goethe hatte gewünscht, das Quartett eines berühmten jungen Komponisten zu hören, welches man zunächst ausführte. Der zwölfjährige Karl Eberwein spielte den Flügel zu Goethes großer Zufrieden-

[139] Pierre Jean de Béranger (1780–1857). Dichter volkstümlicher Lieder; verherrlichte Napoleon. [140] Johann Friedrich Röhr (1777–1849). Generalsuperintendent in Weimar. [141] Karl Vogel (1798–1864). Großherzoglicher Hofmedicus in Weimar, Goethes Hausarzt.

heit und in der Tat trefflich, so daß denn das Quartett in jeder Hinsicht gut exekutiert vorüberging.

„Es ist wunderlich", sagte Goethe, „wohin die aufs höchste gesteigerte Technik und Mechanik die neuesten Komponisten führt; ihre Arbeiten bleiben keine Musik mehr, sie gehen über das Niveau der menschlichen Empfindungen hinaus, und man kann solchen Sachen aus eigenem Geist und Herzen nichts mehr unterlegen. Wie ist es Ihnen? mir bleibt alles in den Ohren hängen." Ich sagte, daß es mir in diesem Falle nicht besser gehe. „Doch das Allegro", fuhr Goethe fort, „hatte Charakter. Dieses ewige Wirbeln und Drehen führte mir die Hexentänze des Blocksbergs vor Augen, und ich fand also doch eine Anschauung, die ich der wunderlichen Musik supponieren[142] konnte."

Nach einer Pause, während welcher man sich unterhielt und einige Erfrischungen nahm, ersuchte Goethe Madame Eberwein um den Vortrag einiger Lieder. Sie sang zunächst nach Zelters Komposition das schöne Lied: ‚Um Mitternacht', welches den tiefsten Eindruck machte. „Das Lied bleibt schön", sagte Goethe, „sooft man es auch hört. Es hat in der Melodie etwas Ewiges, Unverwüstliches." Hierauf folgten einige Lieder aus der ‚Fischerin', von Max Eberwein komponiert. Der ‚Erlkönig' erhielt entschiedenen Beifall; sodann die Arie: ‚Ich hab's gesagt der guten Mutter' erregte die allgemeine Äußerung: diese Komposition erscheine so gut getroffen, daß niemand sie sich anders denken könne. Goethe selbst war im hohen Grade befriedigt.

Zum Schluß des schönen Abends sang Madame Eberwein auf Goethes Wunsch einige Lieder des ‚Diwans' nach den bekannten Kompositionen ihres Gatten. Die Stelle: „Jussufs Reize möcht' ich borgen" gefiel Goethen ganz besonders. „Eberwein", sagte er zu mir, „übertrifft sich mitunter selber." Er bat sodann noch um das Lied: ‚Ach um deine feuchten Schwingen', welches gleichfalls die tiefsten Empfindungen anzuregen geeignet war.

Nachdem die Gesellschaft gegangen, blieb ich noch einige Augenblicke mit Goethe allein. „Ich habe", sagte er, „diesen Abend die Bemerkung gemacht, daß diese Lieder des ‚Diwans' gar kein Verhältnis mehr zu mir haben. Sowohl was darin orientalisch, als was darin leidenschaftlich ist, hat aufgehört in mir fortzuleben; es ist wie eine abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben. Dagegen das Lied: ‚Um Mitternacht' hat sein Verhältnis zu mir nicht verloren, es ist von mir noch ein lebendiger Teil und lebt mit mir fort.

[142] Unterlegen

Es geht mir übrigens öfter mit meinen Sachen so, daß sie mir gänzlich fremd werden. Ich las dieser Tage etwas Französisches und dachte im Lesen: der Mann spricht gescheit genug, du würdest es selbst nicht anders sagen. Und als ich es genau besehe, ist es eine übersetzte Stelle aus meinen eigenen Schriften."

Montag abend, den 15. Januar 1827

Nach Vollendung der ‚Helena' hatte Goethe sich im vergangenen Sommer zur Fortsetzung der ‚Wanderjahre' gewendet. Von dem Vorrücken dieser Arbeit erzählte er mir oft. „Um den vorhandenen Stoff besser zu benutzen", sagte er mir eines Tages, „habe ich den ersten Teil ganz aufgelöst und werde nun so, durch Vermischung des Alten und Neuen, zwei Teile bilden. Ich lasse nun das Gedruckte ganz abschreiben; die Stellen, wo ich Neues auszuführen habe, sind angemerkt, und wenn der Schreibende an ein solches Zeichen kommt, so diktiere ich weiter und bin auf diese Weise genötigt, die Arbeit nicht in Stocken geraten zu lassen."

Eines anderen Tages sagte er mir so: „Das Gedruckte der ‚Wanderjahre' ist nun ganz abgeschrieben; die Stellen, die ich noch neu zu machen habe, sind mit blauem Papier ausgefüllt, so daß ich sinnlich vor Augen habe, was noch zu tun ist. Sowie ich nun vorrücke, verschwinden die blauen Stellen immer mehr, und ich habe daran meine Freude."

Vor mehreren Wochen hörte ich nun von seinem Sekretär, daß er an einer neuen Novelle arbeite; ich hielt mich daher abends von Besuchen zurück und begnügte mich, ihn bloß alle acht Tage bei Tisch zu sehen.

Diese Novelle war nun seit einiger Zeit vollendet, und er legte mir diesen Abend die ersten Bogen zur Ansicht vor.

Ich war beglückt und las bis zu der bedeutenden Stelle, wo alle um den toten Tiger herumstehen und der Wärtel die Nachricht bringt, daß der Löwe oben an der Ruine sich in die Sonne gelegt habe.

Während des Lesens hatte ich die außerordentliche Deutlichkeit zu bewundern, womit alle Gegenstände bis auf die kleinste Lokalität vor die Augen gebracht waren. Der Auszug zur Jagd, die Zeichnungen der alten Schloßruine, der Jahrmarkt, der Feldweg zur Ruine, alles trat entschieden vor die Anschauung, so daß man genötiget war, sich das Dargestellte gerade so zu denken, wie der Dichter es gewollt hatte. Zugleich war alles mit einer solchen Sicherheit, Besonnenheit und Herrschaft geschrieben, daß man vom Künftigen

nichts vorausahnen und keine Zeile weiter blicken konnte, als man las.

„Eure Exzellenz", sagte ich, „müssen nach einem sehr bestimmten Schema gearbeitet haben."

„Allerdings habe ich das", antwortete Goethe; „ich wollte das Sujet schon vor dreißig Jahren ausführen, und seit der Zeit trage ich es im Kopfe. Nun ging es mir mit der Arbeit wunderlich. Damals, gleich nach ‚Hermann und Dorothea', wollte ich den Gegenstand in epischer Form und Hexametern behandeln und hatte auch zu diesem Zweck ein ausführliches Schema entworfen. Als ich nun jetzt das Sujet wieder vornehme, um es zu schreiben, kann ich jenes alte Schema nicht finden und bin also genötigt, ein neues zu machen und zwar ganz gemäß der veränderten Form, die ich jetzt dem Gegenstande zu geben willens war. Nun aber, nach vollendeter Arbeit, findet sich jenes ältere Schema wieder, und ich freue mich nun, daß ich es nicht früher in Händen gehabt, denn es würde mich nur verwirrt haben. Die Handlung und der Gang der Entwicklung war zwar unverändert, allein im Detail war es doch ein ganz anderes; es war ganz für eine epische Behandlung in Hexametern gedacht und würde also für diese prosaische Darstellung gar nicht anwendbar gewesen sein."

Das Gespräch lenkte sich auf den Inhalt. „Eine schöne Situation", sagte ich, „ist die, wo Honorio, der Fürstin gegenüber, am tot ausgestreckten Tiger steht, die klagende weinende Frau mit dem Knaben herzugekommen ist und auch der Fürst mit dem Jagdgefolge zu der seltsamen Gruppe soeben herbeieilt. Das müßte ein treffliches Bild machen, und ich möchte es gemalt sehen."

„Gewiß", sagte Goethe, „das wäre ein schönes Bild; – doch", fuhr er nach einigem Bedenken fort, „der Gegenstand wäre fast zu reich und der Figuren zu viele, so daß die Gruppierung und Verteilung von Licht und Schatten dem Künstler sehr schwer werden würde. Allein den früheren Moment, wo Honorio auf dem Tiger kniet und die Fürstin am Pferde gegenübersteht, habe ich mir wohl als Bild gedacht; und das wäre zu machen." Ich empfand, daß Goethe recht hatte, und fügte hinzu, daß ja dieser Moment auch eigentlich der Kern der ganzen Situation sei, worauf alles ankomme.

Noch hatte ich an dem Gelesenen zu bemerken, daß diese Novelle von allen übrigen der ‚Wanderjahre' einen ganz verschiedenen Charakter trage, indem darin alles Darstellung des Äußern, alles real sei. „Sie haben recht", sagte Goethe, „Innerliches finden Sie in dem Gelesenen fast gar nicht, und in meinen übrigen Sachen ist davon fast zuviel."

„Nun bin ich neugierig, zu erfahren", sagte ich, „wie man sich des Löwen bemeistern wird; daß dieses auf eine ganz andere Weise geschehen werde, ahne ich fast, doch das Wie ist mir gänzlich verborgen." „Es wäre auch nicht gut, wenn Sie es ahnten", sagte Goethe, „und ich will es Ihnen heute nicht verraten. Donnerstagabend gebe ich Ihnen das Ende; bis dahin liegt der Löwe in der Sonne."

Ich brachte das Gespräch auf den zweiten Teil des ‚Faust', insbesondere auf die ‚Klassische Walpurgisnacht', die nur noch in der Skizze dalag, und wovon Goethe mir vor einiger Zeit gesagt hatte, daß er sie als Skizze wolle drucken lassen. Nun hatte ich mir vorgenommen, Goethen zu raten, dieses nicht zu tun, denn ich fürchtete, sie möchte, einmal gedruckt, für immer unausgeführt bleiben. Goethe mußte in der Zwischenzeit das bedacht haben, denn er kam mir sogleich entgegen, indem er sagte, daß er entschlossen sei, jene Skizze nicht drucken zu lassen. „Das ist mir sehr lieb", sagte ich, „denn nun habe ich doch die Hoffnung, daß Sie sie ausführen werden." „In einem Vierteljahr", sagte er, „wäre es getan, allein woher will die Ruhe kommen! Der Tag macht gar zu viele Ansprüche an mich; es hält schwer, mich so sehr abzusondern und zu isolieren. Diesen Morgen war der Erbgroßherzog bei mir, auf morgen mittag hat sich die Großherzogin melden lassen. Ich habe solche Besuche als eine hohe Gnade zu schätzen, sie verschönern mein Leben; allein sie nehmen doch mein Inneres in Anspruch, ich muß doch bedenken, was ich diesen hohen Personen immer Neues vorlegen und wie ich sie würdig unterhalten will."

„Und doch", sagte ich, „haben Sie vorigen Winter die ‚Helena' vollendet, und Sie waren doch nicht weniger gestört als jetzt." „Freilich", sagte Goethe, „es geht auch und muß auch gehen, allein es ist schwer." „Es ist nur gut", sagte ich, „daß Sie ein so ausführliches Schema haben." „Das Schema ist wohl da", sagte Goethe, „allein das Schwierigste ist noch zu tun; und bei der Ausführung hängt doch alles gar zu sehr vom Glück ab. Die ‚Klassische Walpurgisnacht' muß in Reimen geschrieben werden, und doch muß alles einen antiken Charakter tragen. Eine solche Versart zu finden, ist nicht leicht. Und nun den Dialog!" – „Ist denn der nicht im Schema mit erfunden?" sagte ich. „Wohl das Was", antwortete Goethe, „aber nicht das Wie. Und dann bedenken Sie nur, was alles in jener tollen Nacht zur Sprache kommt! Fausts Rede an die Proserpina, um diese zu bewegen, daß sie die Helena herausgibt, was muß das nicht für eine Rede sein, da die Proserpina selbst zu Tränen davon gerührt wird! – Dieses alles ist nicht leicht zu machen, und

hängt sehr viel vom Glück ab, ja fast ganz von der Stimmung und Kraft des Augenblicks."

Mittwoch, den 17. Januar 1827

In der letzten Zeit, wo Goethe sich mitunter nicht ganz wohl befand, hatten wir in seiner nach dem Garten gehenden Arbeitsstube gesessen. Heute war wieder in dem sogenannten Urbinozimmer gedeckt, welches ich als ein gutes Zeichen nahm. Als ich hereintrat, fand ich Goethe und seinen Sohn; beide bewillkommten mich freundlich in ihrer naiven liebevollen Art; Goethe selbst schien in der heitersten Stimmung, wie dieses an seinem höchst belebten Gesicht zu bemerken war. Durch die offene Tür des angrenzenden sogenannten Deckenzimmers sah ich, über einen großen Kupferstich gebogen, den Herrn Kanzler von Müller; er trat bald zu uns herein, und ich freute mich, ihn als angenehme Tischgesellschaft zu begrüßen. Frau von Goethe wurde noch erwartet, doch setzten wir uns vorläufig zu Tisch. Es ward mit Bewunderung von dem Kupferstich gesprochen, und Goethe erzählte mir, es sei ein Werk des berühmten Gérard[143] in Paris, womit dieser ihm in den letzten Tagen ein Geschenk gemacht. „Gehen Sie geschwind hin", fügte er hinzu, „und nehmen Sie noch ein paar Augenvoll, ehe die Suppe kommt."

Ich tat nach seinem Wunsch und meiner Neigung; ich freute mich an dem Anblick des bewundernswürdigen Werkes, nicht weniger an der Unterschrift des Malers, wodurch er es Goethen als einen Beweis seiner Achtung zueignet. Ich konnte jedoch nicht lange betrachten, Frau von Goethe trat herein, und ich eilte nach meinem Platz zurück. „Nicht wahr?" sagte Goethe, „das ist etwas Großes! Man kann es tage- und wochenlang studieren, ehe man die reichen Gedanken und Vollkommenheiten alle herausfindet. Dieses", sagte er, „soll Ihnen auf andere Tage vorbehalten bleiben."

Wir waren bei Tisch sehr heiter. Der Kanzler teilte einen Brief eines bedeutenden Mannes aus Paris mit, der zur Zeit der französischen Okkupation als Gesandter hier einen schweren Posten behauptet und von jener Zeit her mit Weimar ein freundliches Verhältnis fortgesetzt hatte. Er gedachte des Großherzogs und Goethes und pries Weimar glücklich, wo das Genie mit der höchsten Gewalt ein so vertrautes Verhältnis haben könne.

Frau von Goethe brachte in die Unterhaltung große Anmut. Es war von einigen Anschaffungen die Rede, womit sie den jungen Goethe neckte, und wozu dieser sich nicht verstehen wollte. „Man

[143] Françoise Gérard (1770–1837). Hofmaler Napoleons I.

muß den schönen Frauen nicht gar zuviel angewöhnen", sagte Goethe, „denn sie gehen leicht ins Grenzenlose. Napoleon erhielt noch auf Elba Rechnungen von Putzmacherinnen, die er bezahlen sollte. Doch mochte er in solchen Dingen leicht zuwenig tun als zuviel. Früher in den Tuilerien wurden einst in seinem Beisein seiner Gemahlin von einem Modehändler kostbare Sachen präsentiert. Als Napoleon aber keine Miene machte, etwas zu kaufen, gab ihm der Mann zu verstehen, daß er doch wenig in dieser Hinsicht für seine Gemahlin tue. Hierauf sagte Napoleon kein Wort, aber er sah ihn mit einem solchen Blick an, daß der Mann seine Sachen sogleich zusammenpackte und sich nie wieder sehen ließ." – „Tat er dieses als Konsul?" fragte Frau von Goethe. „Wahrscheinlich als Kaiser", antwortete Goethe, „denn sonst wäre sein Blick wohl nicht so furchtbar gewesen. Aber ich muß über den Mann lachen, dem der Blick in die Glieder fuhr, und der sich wahrscheinlich schon geköpft oder erschossen sah."

Wir waren in der heitersten Laune und sprachen über Napoleon weiter fort. „Ich möchte", sagte der junge Goethe, „alle seine Taten in trefflichen Gemälden oder Kupferstichen besitzen und damit ein großes Zimmer dekorieren." „Das müßte sehr groß sein", erwiderte Goethe. „und doch würden die Bilder nicht hineingehen, so groß sind seine Taten."

Der Kanzler brachte Ludens[144] ‚Geschichte der Deutschen' ins Gespräch, und ich hatte zu bewundern, mit welcher Gewandtheit und Eindringlichkeit der junge Goethe dasjenige, was öffentliche Blätter an dem Buche zu tadeln gefunden, aus der Zeit, in der es geschrieben, und den nationalen Empfindungen und Rücksichten, die dabei in dem Verfasser gelebt, herzuleiten wußte. Es ergab sich, daß Napoleons Kriege erst jene des Cäsars aufgeschlossen. „Früher", sagte Goethe, „war Cäsars Buch freilich nicht viel mehr als ein bloßes Exerzitium[145] gelehrter Schulen."

Von der altdeutschen Zeit kam das Gespräch auf die gotische. Es war von einem Bücherschranke die Rede, der einen gotischen Charakter habe; sodann kam man auf den neuesten Geschmack, ganze Zimmer in altdeutscher und gotischer Art einzurichten und in einer solchen Umgebung einer veralteten Zeit zu wohnen.

„In einem Hause", sagte Goethe, „wo so viele Zimmer sind, daß man einige derselben leer stehen läßt und im ganzen Jahr vielleicht nur drei, vier Mal hineinkommt, mag eine solche Liebhaberei hingehen, und man mag auch ein gotisches Zimmer haben, so wie ich es ganz hübsch finde, daß Madame Panckoucke in Paris ein chinesi-

[144] Heinrich Luden (1780–1847), Historiker in Jena. [145] Übungsstück.

sches hat. Allein sein Wohnzimmer mit so fremder und veralteter Umgebung auszustaffieren, kann ich gar nicht loben. Es ist immer eine Art von Maskerade, die auf die Länge in keiner Hinsicht wohltun kann, vielmehr auf den Menschen, der sich damit befaßt, einen nachteiligen Einfluß haben muß. Denn so etwas steht im Widerspruch mit dem lebendigen Tage, in welchen wir gesetzt sind, und wie es aus einer leeren und hohlen Gesinnungs- und Denkungsweise hervorgeht, so wird es darin bestärken. Es mag wohl einer an einem lustigen Winterabend als Türke zur Maskerade gehen, allein was würden wir von einem Menschen halten, der ein ganzes Jahr sich in einer solchen Maske zeigen wollte? Wir würden von ihm denken, daß er entweder schon verrückt sei, oder daß er doch die größte Anlage habe, es sehr bald zu werden."

Wir fanden Goethes Worte über einen so sehr ins Leben eingreifenden Gegenstand durchaus überzeugend, und da keiner der Anwesenden etwas davon als leisen Vorwurf auf sich selbst beziehen konnte, so fühlten wir ihre Wahrheit in der heitersten Stimmung.

Das Gespräch lenkte sich auf das Theater, und Goethe neckte mich, daß ich am letzten Montag abend es ihm geopfert. „Er ist nun drei Jahre hier", sagte er, zu den übrigen gewendet, „und dies ist der erste Abend, wo er mir zuliebe im Theater gefehlt hat; ich muß ihm das hoch anrechnen. Ich hatte ihn eingeladen, und er hatte versprochen zu kommen, aber doch zweifelte ich, daß er Wort halten würde, besonders als es halb sieben schlug und er noch nicht da war. Ja ich hätte mich sogar gefreut, wenn er nicht gekommen wäre; ich hätte doch sagen können: da ist ein ganz verrückter Mensch, dem das Theater über seine liebsten Freunde geht, und der sich durch nichts von seiner hartnäckigen Neigung abwenden läßt. Aber ich habe Sie auch entschädigt! Nicht wahr? Habe ich Ihnen nicht schöne Sachen vorgelegt?" Goethe zielte mit diesen Worten auf die neue Novelle.

Wir sprachen sodann über Schillers ‚Fiesco', der am letzten Sonnabend war gegeben worden. „Ich habe das Stück zum ersten Male gesehen", sagte ich, „und es hat mich nun sehr beschäftigt, ob man nicht die ganz rohen Szenen mildern könnte; allein ich finde, daß sich wenig daran tun läßt, ohne den Charakter des Ganzen zu verletzen."

„Sie haben ganz recht, es geht nicht", erwiderte Goethe, „Schiller hat sehr oft mit mir darüber gesprochen, denn er selbst konnte seine ersten Stücke nicht leiden, und er ließ sie, während wir am Theater waren, nie spielen. Nun fehlte es uns aber an Stücken, und wir hätten gerne jene drei gewaltsamen Erstlinge dem Repertoire gewon-

nen. Es wollte aber nicht gehen, es war alles zu sehr miteinander verwachsen, so daß Schiller selbst an dem Unternehmen verzweifelte und sich genötiget sah, seinen Vorsatz aufzugeben und die Stücke zu lassen, wie sie waren."

„Es ist schade darum", sagte ich, „denn trotz aller Roheiten sind sie mir doch tausendmal lieber als die schwachen, weichen, forcierten und unnatürlichen Stücke einiger unserer neuesten Tragiker. Bei Schiller spricht doch immer ein grandioser Geist und Charakter."

„Das wollte ich meinen", sagte Goethe. „Schiller mochte sich stellen, wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam als das Beste dieser Neueren; ja wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, war er größer als diese Herren."

Wir lachten und freuten uns des gewaltigen Gleichnisses.

„Aber ich habe doch Personen gekannt", fuhr Goethe fort, „die sich über die ersten Stücke Schillers gar nicht zufriedengeben konnten. Eines Sommers in einem Bade, ging ich durch einen eingeschlossenen sehr schmalen Weg, der zu einer Mühle führte. Es begegnete mir der Fürst***, und da in demselben Augenblick einige mit Mehlsäcken beladene Maultiere auf uns zukamen, so mußten wir ausweichen und in ein kleines Haus treten. Hier, in einem engen Stübchen, gerieten wir nach Art dieses Fürsten sogleich in tiefe Gespräche über göttliche und menschliche Dinge; wir kamen auch auf Schillers ‚Räuber', und der Fürst äußerte sich folgendermaßen: ‚Wäre ich Gott gewesen', sagte er, ‚im Begriff, die Welt zu erschaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgesehen, daß Schillers ‚Räuber' darin würden geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht erschaffen.'" Wir mußten lachen. „Was sagen Sie dazu", sagte Goethe, „das war doch eine Abneigung, die ein wenig weit ging, und die man sich kaum erklären konnte."

„Von dieser Abneigung", versetzte ich, „haben dagegen unsere jungen Leute, besonders unsere Studenten, gar nichts. Die trefflichsten, reifsten Stücke von Schiller und anderen können gegeben werden, und man sieht von jungen Leuten und Studierenden wenige oder gar keine im Theater; aber man gebe Schillers ‚Räuber' oder Schillers ‚Fiesco', und das Haus ist fast allein von Studenten gefüllt." „Das war", versetzte Goethe, „vor funfzig Jahren wie jetzt und wird auch wahrscheinlich nach funfzig Jahren nicht anders sein. Was ein junger Mensch geschrieben hat, wird auch wieder am besten von jungen Leuten genossen werden. Und dann denke man nicht, daß die Welt so sehr in der Kultur und gutem Geschmack vorschritte, daß selbst die Jugend schon über eine solche rohere Epoche hinaus wäre! Wenn auch die Welt im ganzen vorschreitet, die Ju-

gend muß doch immer wieder von vorne anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen. Mich irritiert das nicht mehr, und ich habe längst einen Vers darauf gemacht, der so lautet:

‚Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.‘

Ich brauche nur zum Fenster hinauszusehen, um in straßenkehrenden Besen und herumlaufenden Kindern die Symbole der sich ewig abnutzenden und immer sich verjüngenden Welt beständig vor Augen zu haben. Kinderspiele und Jugendvergnügungen erhalten sich daher und pflanzen sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort; denn so absurd sie auch einem reiferen Alter erscheinen mögen, Kinder bleiben doch immer Kinder und sind sich zu allen Zeiten ähnlich. Deshalb soll man auch die Johannisfeuer nicht verbieten und den lieben Kindern die Freude daran nicht verderben.“

Unter solchen und ähnlichen heiteren Unterhaltungen gingen die Stunden des Tisches schnell vorüber. Wir jüngeren Leute gingen sodann hinauf in die obern Zimmer, während der Kanzler bei Goethe blieb.

Donnerstag abend, den 18. Januar 1827

Auf diesen Abend hatte Goethe mir den Schluß der Novelle versprochen. Ich ging halb sieben Uhr zu ihm und fand ihn in seiner traulichen Arbeitsstube allein. Ich setzte mich zu ihm an den Tisch, und nachdem wir die nächsten Tagesereignisse besprochen hatten, stand Goethe auf und gab mir die erwünschten letzten Bogen. „Da lesen Sie den Schluß“, sagte er. Ich begann. Goethe ging derweile im Zimmer auf und ab und stand abwechselnd am Ofen. Ich las wie gewöhnlich leise für mich.

Die Bogen des letzten Abends hatten damit geschlossen, daß der Löwe außerhalb der Ringmauer der alten Ruine am Fuße einer hundertjährigen Buche in der Sonne liege, und daß man Anstalten mache, sich seiner zu bemächtigen. Der Fürst will die Jäger nach ihm aussenden, der Fremdling aber bittet, seines Löwen zu schonen, indem er gewiß sei, ihn durch sanftere Mittel in den eisernen Käfig zurückzuschaffen. Dieses Kind, sagt er, wird durch liebliche Lieder und den Ton seiner süßen Flöte das Werk vollbringen. Der Fürst gibt es zu, und nachdem er die nötigen Vorsichtsmaßregeln ange-

ordnet, reitet er mit den Seinigen in die Stadt zurück. Honorio mit einer Anzahl Jäger besetzt den Hohlweg, um den Löwen, im Fall er herabkäme, durch ein anzuzündendes Feuer zurückzuscheuchen. Mutter und Kind, vom Schloßwärtel geführt, steigen die Ruine hinan, an deren anderen Seite, an der Ringmauer, der Löwe liegt.

Das gewaltige Tier in den geräumigen Schloßhof hereinzulocken, ist die Absicht. Mutter und Wärtel verbergen sich oben in dem halbverfallenen Rittersaale, das Kind allein geht durch die dunkele Maueröffnung des Hofes zum Löwen hinaus. Eine erwartungsvolle Pause tritt ein, man weiß nicht, was aus dem Kinde wird, die Töne seiner Flöte verstummen. Der Wärtel macht sich Vorwürfe, daß er nicht mitgegangen; die Mutter ist ruhig.

Endlich hört man die Töne der Flöte wieder; man hört sie näher und näher, das Kind tritt durch die Maueröffnung wieder in den Schloßhof herein, der Löwe folgsam mit schwerem Gange geht hinter ihm her. Sie ziehen einmal im Hof herum, dann setzt sich das Kind in eine sonnige Stelle, der Löwe läßt sich friedlich bei ihm nieder und legt die eine seiner schweren Tatzen dem Kinde auf den Schoß. Ein Dorn hat sich hineingetreten, der Knabe zieht ihn heraus und nimmt sein seidenes Tüchlein vom Halse und verbindet damit die Tatze.

Mutter und Wärtel, welche der ganzen Szene von oben aus dem Rittersaale zusehen, sind aufs höchste beglückt. Der Löwe ist in Sicherheit und gezähmt, und wie das Kind, abwechselnd mit seinen Tönen der Flöte, zur Beschwichtigung des Untieres hin und wieder liebliche fromme Lieder hat hören lassen, so beschließt auch das Kind singend mit folgenden Versen die Novelle:

Und so geht mit guten Kindern
Selger Engel gern zu Rat,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne Tat.
So beschwören, fest zu bannen
Liebem Sohn ans zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

Nicht ohne Rührung hatte ich die Handlung des Schlusses lesen können. Doch wußte ich nicht, was ich sagen sollte, ich war überrascht, aber nicht befriedigt. Es war mir, als wäre der Ausgang zu einsam, zu ideal, zu lyrisch, und als hätten wenigstens einige der übrigen Figuren wieder hervortreten und, das Ganze abschließend, dem Ende mehr Breite geben sollen.

Goethe merkte, daß ich einen Zweifel im Herzen hatte, und suchte mich ins gleiche zu bringen. „Hätte ich", sagte er, „einige der übrigen Figuren am Ende wieder hervortreten lassen, so wäre der Schluß prosaisch geworden. Und was sollten sie handeln und sagen, da alles abgetan war? Der Fürst mit den Seinigen ist in die Stadt geritten, wo seine Hülfe nötig sein wird; Honorio, sobald er hört, daß der Löwe oben in Sicherheit ist, wird mit seinen Jägern folgen; der Mann aber wird sehr bald mit dem eisernen Käfich aus der Stadt da sein und den Löwen darin zurückführen. Dieses sind alles Dinge, die man voraussieht, und die deshalb nicht gesagt und ausgeführt werden müssen. Täte man es, so würde man prosaisch werden.

Aber ein ideeller, ja lyrischer Schluß war nötig und mußte folgen; denn nach der pathetischen Rede des Mannes, die schon poetische Prosa ist, mußte eine Steigerung kommen, ich mußte zur lyrischen Poesie, ja zum Liede selbst übergehen.

Um für den Gang dieser Novelle ein Gleichnis zu haben", fuhr Goethe fort, „so denken Sie sich aus der Wurzel hervorschießend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem starken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten austreibt und zuletzt mit einer Blume endet. – Die Blume war unerwartet, überraschend, aber sie mußte kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für sie da und wäre ohne sie nicht der Mühe wert gewesen."

Bei diesen Worten atmete ich leicht auf, es fiel mir wie Schuppen vom Auge, und eine Ahndung von der Trefflichkeit dieser wunderbaren Komposition fing an, sich in mir zu regen.

Goethe fuhr fort. „Zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieser Novelle, und dieses schöne Ziel, welches sich im Kinde und Löwen darstellt, reizte mich zur Ausführung. Dies ist das Ideelle, dies die Blume. Und das grüne Blätterwerk der durchaus realen Exposition ist nur dieserwegen da und nur dieserwegen etwas wert. Denn was soll das Reale an sich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargestellt ist, ja es kann uns auch von gewissen Dingen eine deutlichere Erkenntnis geben; aber der eigentliche Gewinn für unsere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging."

Wie sehr Goethe recht hatte, empfand ich lebhaft, da der Schluß seiner Novelle noch in mir fortwirkte und eine Stimmung von Frömmigkeit in mir hervorgebracht hatte, wie ich sie lange nicht in dem Grade empfunden. Wie rein und innig, dachte ich bei mir selbst,

müssen doch in einem so hohen Alter noch die Gefühle des Dichters sein, daß er etwas so Schönes hat machen können! Ich enthielt mich nicht, mich darüber gegen Goethe auszusprechen, sowie überhaupt mich zu freuen, daß diese in ihrer Art einzige Produktion doch nun existiere.

„Es ist mir lieb", sagte Goethe, „wenn Sie zufrieden sind, und ich freue mich nun selbst, daß ich einen Gegenstand, den ich seit dreißig Jahren in mir herumgetragen, nun endlich los bin. Schiller und Humboldt, denen ich damals mein Vorhaben mitteilte, rieten mir ab, weil sie nicht wissen konnten, was in der Sache lag, und weil nur der Dichter allein weiß, welche Reize er seinem Gegenstande zu geben fähig ist. Man soll daher nie jemanden fragen, wenn man etwas schreiben will. Hätte Schiller mich vor seinem ‚Wallenstein' gefragt, ob er ihn schreiben solle, ich hätte ihm sicherlich abgeraten, denn ich hätte nie denken können, daß aus solchem Gegenstande überall ein so treffliches Theaterstück wäre zu machen gewesen. Schiller war gegen eine Behandlung meines Gegenstandes in Hexametern, wie ich es damals gleich nach ‚Hermann und Dorothea' willens war; er riet zu den achtzeiligen Stanzen. Sie sehen aber wohl, daß ich mit der Prosa jetzt am besten gefahren bin. Denn es kam sehr auf genaue Zeichnung der Lokalität an, wobei man doch in solchen Reimen wäre geniert gewesen. Und dann ließ sich auch der anfänglich ganz reale und am Schluß ganz ideelle Charakter der Novelle in Prosa am besten geben, so wie sich auch die Liederchen jetzt gar hübsch ausnehmen, welches doch so wenig in Hexametern als in den achtzeiligen Reimen möglich gewesen wäre."

Die übrigen einzelnen Erzählungen und Novellen der ‚Wanderjahre' kamen zur Sprache, und es ward bemerkt, daß jede sich von der andern durch einen besonderen Charakter und Ton unterscheide.

„Woher dieses entstanden", sagte Goethe, „will ich Ihnen erklären. Ich ging dabei zu Werke wie ein Maler, der bei gewissen Gegenständen gewisse Farben vermeidet und gewisse andere dagegen vorwalten läßt. Er wird zum Beispiel bei einer Morgenlandschaft viel Blau auf seine Palette setzen, aber wenig Gelb. Malt er dagegen einen Abend, so wird er viel Gelb nehmen und die blaue Farbe fast ganz fehlen lassen. Auf eine ähnliche Weise verfuhr ich bei meinen verschiedenartigen schriftstellerischen Produktionen, und wenn man ihnen einen verschiedenen Charakter zugesteht, so mag es daher rühren."

Ich dachte bei mir, daß dies eine höchst kluge Maxime sei, und freute mich, daß Goethe sie ausgesprochen.

Sodann hatte ich, vorzüglich bei dieser letzten Novelle, noch das

Detail zu bewundern, womit besonders das Landschaftliche dargestellt war.

„Ich habe", sagte Goethe, „niemals die Natur poetischer Zwecke wegen betrachtet. Aber weil mein früheres Landschaftszeichnen und dann mein späteres Naturforschen mich zu einem beständigen genauen Ansehen der natürlichen Gegenstände trieb, so habe ich die Natur bis in ihre kleinsten Details nach und nach auswendig gelernt, dergestalt, daß, wenn ich als Poet etwas brauche, es mir zu Gebote steht und ich nicht leicht gegen die Wahrheit fehle. In Schillern lag dieses Naturbetrachten nicht. Was in seinem ‚Tell' von Schweizer Lokalität ist, habe ich ihm alles erzählt; aber er war ein so bewundernswürdiger Geist, daß er selbst nach solchen Erzählungen etwas machen konnte, das Realität hatte[146]."

Das Gespräch lenkte sich nun ganz auf Schiller, und Goethe fuhr folgendermaßen fort:

„Schillers eigentliche Produktivität lag im Idealen, und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen als einer andern Literatur seinesgleichen hat. Von Lord Byron hat er noch das meiste; doch dieser ist ihm an Welt überlegen. Ich hätte gerne gesehen, daß Schiller den Lord Byron erlebt hätte, und da hätt' es mich wundern sollen, was er zu einem so verwandten Geiste würde gesagt haben. Ob wohl Byron bei Schillers Leben schon etwas publiziert hat?"

Ich zweifelte, konnte es aber nicht mit Gewißheit sagen. Goethe nahm daher das Konversationslexikon und las den Artikel über Byron vor, wobei er nicht fehlen ließ, manche flüchtige Bemerkung einzuschalten. Es fand sich, daß Lord Byron vor 1807 nichts hatte drucken lassen, und daß also Schiller nichts von ihm gesehen.

„Durch Schillers alle Werke", fuhr Goethe fort, „geht die Idee von Freiheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, so wie Schiller in seiner Kultur weiterging und selbst ein anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte, und die in seine Dichtungen überging; in seinem späteren Leben die ideelle.

Es ist mit der Freiheit ein wunderlich Ding, und jeder hat leicht genug, wenn er sich nur zu begnügen und zu finden weiß. Und was hilft uns ein Überfluß von Freiheit, die wir nicht gebrauchen können! Sehen Sie dieses Zimmer und diese angrenzende Kammer, in der Sie durch die offene Tür mein Bette sehen, beide sind nicht groß, sie sind ohnedies durch vielerlei Bedarf, Bücher, Manuskripte und Kunstsachen eingeengt, aber sie sind mir genug, ich habe den ganzen Winter darin gewohnt und meine vorderen Zimmer fast nicht

[146] Schiller war niemals in der Schweiz.

betreten. Was habe ich nun von meinem geräumigen Hause gehabt und von der Freiheit, von einem Zimmer ins andere zu gehen, da ich nicht das Bedürfnis hatte, sie zu benutzen!

Hat einer nur so viel Freiheit, um gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben, so hat er genug, und so viel hat leicht ein jeder. Und dann sind wir alle nur frei unter gewissen Bedingungen, die wir erfüllen müssen. Der Bürger ist so frei wie der Adeliche, sobald er sich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch seinen Stand, worin er geboren, angewiesen. Der Adeliche ist so frei wie der Fürst; denn wenn er bei Hofe nur das wenige Zeremoniell beobachtet, so darf er sich als seinesgleichen fühlen. Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und wert sind, seinesgleichen zu sein. Ich bin bei meinen Reisen oft auf norddeutsche Kaufleute gestoßen, welche glaubten, meinesgleichen zu sein, wenn sie sich roh zu mir an den Tisch setzten. Dadurch waren sie es nicht, allein sie wären es gewesen, wenn sie mich hätten zu schätzen und zu behandeln gewußt.

Daß nun diese physische Freiheit Schillern in seiner Jugend so viel zu schaffen machte, lag zwar teils in der Natur seines Geistes, größernteils aber schrieb es sich von dem Drucke her, den er in der Militärschule hatte leiden müssen.

Dann aber in seinem reiferen Leben, wo er der physischen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getötet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren.

Der Großherzog bestimmte Schillern bei seiner Hieherkunft einen Gehalt von jährlich tausend Talern und erbot sich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert sein sollte, zu arbeiten. Schiller lehnte dieses letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. ‚Ich habe das Talent', sagte er, ‚und muß mir selber helfen können.' Nun aber, bei seiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Existenz wegen jährlich zwei Stücke schreiben, und um dieses zu vollbringen, trieb er sich, auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen.

Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch

etwas Likör oder ähnliches Spirituoses zu steigern. Dies aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Produktionen selbst schädlich.

Denn was gescheite Köpfe an seinen Sachen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her. Alle solche Stellen, von denen sie sagen, daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem kategorischen Imperativ allen Respekt, ich weiß, wieviel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zuweit treiben, denn sonst führet diese Idee der ideellen Freiheit sicher zu nichts Gutem."

Unter diesen interessanten Äußerungen und ähnlichen Gesprächen über Lord Byron und berühmte deutsche Literatoren, von denen Schiller gesagt, daß Kotzebue ihm lieber, weil er doch etwas hervorbringe, waren die Abendstunden schnell vorübergegangen, und Goethe gab mir die Novelle mit, um sie für mich zu Hause nochmals in der Stille zu betrachten ...

Mittwoch, den 11. April 1827

Ich ging diesen Mittag um ein Uhr zu Goethe, der mich vor Tisch zu einer Spazierfahrt hatte einladen lassen. Wir fuhren die Straße nach Erfurt. Das Wetter war sehr schön, die Kornfelder zu beiden Seiten des Weges erquickten das Auge mit dem lebhaftesten Grün; Goethe schien in seinen Empfindungen heiter und jung wie der beginnende Lenz; in seinen Worten aber alt an Weisheit.

„Ich sage immer und wiederhole es", begann er, „die Welt könnte nicht bestehen, wenn sie nicht so einfach wäre. Dieser elende Boden wird nun schon tausend Jahre bebaut, und seine Kräfte sind immer dieselbigen. Ein wenig Regen, ein wenig Sonne, und es wird jeden Frühling wieder grün, und so fort." Ich fand auf diese Worte nichts zu erwidern und hinzuzusetzen. Goethe ließ seine Blicke über die grünenden Felder schweifen, sodann aber, wieder zu mir gewendet, fuhr er über andere Dinge folgendermaßen fort:

„Ich habe in diesen Tagen eine wunderliche Lektüre gehabt, nämlich die ‚Briefe Jacobis[147] und seiner Freunde'. Dies ist ein höchst merkwürdiges Buch, und Sie müssen es lesen, nicht um etwas daraus zu lernen, sondern um in den Zustand damaliger Kultur und

[147] Johann Georg Jacobi (1770–1814). Professor der Philosophie in Halle, anakreontischer Lyriker. Schrieb schwärmerisch-empfindsame Freundesbriefe, vor allem an den Lyriker Gleim.

Literatur hineinzublicken, von dem man keinen Begriff hat. Man sieht lauter gewissermaßen bedeutende Menschen, aber keine Spur von gleicher Richtung und gemeinsamem Interesse, sondern jeder rund abgeschlossen für sich und seinen eigenen Weg gehend, ohne im geringsten an den Bestrebungen des andern teilzunehmen. Sie sind mir vorgekommen wie die Billardkugeln, die auf der grünen Decke blind durcheinanderlaufen, ohne voneinander zu wissen, und die, sobald sie sich berühren, nur desto weiter auseinanderfahren."

Ich lachte über das treffende Gleichnis. Ich erkundigte mich nach den korrespondierenden Personen, und Goethe nannte sie mir, indem er mir über jeden etwas Besonderes sagte.

„Jacobi war eigentlich ein geborener Diplomat, ein schöner Mann von schlankem Wuchs, feinen vornehmen Wesens, der als Gesandter ganz an seinem Platz gewesen wäre. Zum Poeten und Philosophen fehlte ihm etwas, um beides zu sein.

Sein Verhältnis zu mir war eigener Art. Er hatte mich persönlich lieb, ohne an meinen Bestrebungen teilzunehmen oder sie wohl gar zu billigen. Es bedurfte daher der Freundschaft, um uns aneinanderzuhalten. Dagegen war mein Verhältnis mit Schiller so einzig, weil wir das herrlichste Bindungsmittel in unsern gemeinsamen Bestrebungen fanden und es für uns keiner sogenannten besondern Freundschaft weiter bedurfte."

Ich fragte nach Lessing, ob auch dieser in den Briefen vorkomme. „Nein", sagte Goethe, „aber Herder und Wieland.

Herdern war es nicht wohl bei diesen Verbindungen; er stand zu hoch, als daß ihm das hohle Wesen auf die Länge nicht hätte lästig werden sollen, sowie auch Hamann[148] diese Leute mit überlegenem Geiste behandelte.

Wieland, wie immer, erscheint auch in diesen Briefen durchaus heiter und wie zu Hause. An keiner besonderen Meinung hängend, war er gewandt genug, um in alles einzugehen. Er war einem Rohre ähnlich, das der Wind der Meinungen hin und her bewegte, das aber auf seinem Wurzelchen immer feste blieb.

Mein persönliches Verhältnis zu Wieland war immer sehr gut, besonders in der früheren Zeit, wo er mir allein gehörte. Seine kleinen Erzählungen hat er auf meine Anregung geschrieben. Als aber Herder nach Weimar kam, wurde Wieland mir ungetreu; Herder nahm ihn mir weg, denn dieses Mannes persönliche Anziehungskraft war sehr groß."

Der Wagen wendete sich zum Rückwege. Wir sahen gegen Osten

[148] Johann Georg Hamann (1730–1788). Schriftsteller und Philosoph. Wandte sich gegen die Aufklärung und übte großen Einfluß auf den Sturm und Drang aus.

vielfaches Regengewölk, das sich ineinanderschob. „Diese Wolken", sagte ich, „sind doch so weit gebildet, daß sie jeden Augenblick als Regen niederzugehen drohen. Wäre es möglich, daß sie sich wieder auflösten, wenn das Barometer stiege?" „Ja, sagte Goethe, „diese Wolken würden sogleich von oben herein verzehrt und aufgesponnen werden wie ein Rocken. So stark ist mein Glauben an das Barometer. Ja, ich sage immer und behaupte: wäre in jener Nacht der großen Überschwemmung von Petersburg das Barometer gestiegen, die Welle hätte nicht herangekonnt.

Mein Sohn glaubt beim Wetter an den Einfluß des Mondes, und Sie glauben vielleicht auch daran, und ich verdenke es euch nicht, denn der Mond erscheint als ein zu bedeutendes Gestirn, als daß man ihm nicht eine entschiedene Einwirkung auf unsere Erde zuschreiben sollte; allein die Veränderung des Wetters, der höhere oder tiefere Stand des Barometers rührt nicht vom Mondwechsel her, sondern ist rein tellurisch.[149]

Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunstkreise gleichnisweise als ein großes lebendiges Wesen, das im ewigen Ein- und Ausatmen begriffen ist. Atmet die Erde ein, so zieht sie den Dunstkreis an sich, so daß er in die Nähe ihrer Oberfläche herankommt und sich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Diesen Zustand nenne ich die Wasserbejahung; dauerte er über alle Ordnung fort, so würde er die Erde ersäufen. Dies aber gibt sie nicht zu; sie atmet wieder aus und entläßt die Wasserdünste nach oben, wo sie sich in den ganzen Raum der hohen Atmosphäre ausbreiten und sich dergestalt verdünnen, daß nicht allein die Sonne glänzend herdurchgeht, sondern auch sogar die ewige Finsternis des unendlichen Raumes als frisches Blau herdurch gesehen wird.

Diesen Zustand der Atmosphäre nenne ich die Wasserverneinung. Denn wie bei dem entgegengesetzten nicht allein häufiges Wasser von oben kommt, sondern auch die Feuchtigkeit der Erde nicht verdunsten und abtrocknen will; so kommt dagegen bei diesem Zustand nicht allein keine Feuchtigkeit von oben, sondern auch die Nässe der Erde selbst verfliegt und geht aufwärts, so daß, bei einer Dauer über alle Ordnung hinaus, die Erde, auch ohne Sonnenschein, zu vertrocknen und zu verdörren Gefahr liefe."

So sprach Goethe über diesen wichtigen Gegenstand, und ich hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu.

„Die Sache ist sehr einfach", fuhr er fort, „und so am Einfachen, Durchgreifenden halte ich mich und gehe ihm nach, ohne mich durch einzelne Abweichungen irreleiten zu lassen. Hoher Barometer:

[149] Von der Erde veranlaßt.

Trockenheit, Ostwind; tiefer Barometer: Nässe, Westwind, dies ist das herrschende Gesetz, woran ich mich halte. Wehet aber einmal bei hohem Barometer und Ostwind ein nasser Nebel her, oder haben wir blauen Himmel bei Westwind, so kümmert mich dieses nicht und macht meinen Glauben an das herrschende Gesetz nicht irre, sondern ich sehe daraus bloß, daß auch manches Mitwirkende existiert, dem man nicht sogleich beikommen kann.

Ich will Ihnen etwas sagen, woran Sie sich im Leben halten mögen. Es gibt in der Natur ein Zugängliches und ein Unzugängliches. Dieses unterscheide und bedenke man wohl und habe Respekt. Es ist uns schon geholfen, wenn wir es überall nur wissen, wiewohl es immer sehr schwer bleibt, zu sehen, wo das eine aufhört und das andere beginnt. Wer es nicht weiß, quält sich vielleicht lebenslänglich am Unzugänglichen ab, ohne je der Wahrheit nahezukommen. Wer es aber weiß und klug ist, wird sich am Zugänglichen halten, und indem er in dieser Region nach allen Seiten geht und sich befestiget, wird er sogar auf diesem Wege dem Unzugänglichen etwas abgewinnen können, wiewohl er hier doch zuletzt gestehen wird, daß manchen Dingen nur bis zu einem gewissen Grade beizukommen ist und die Natur immer etwas Problematisches hinter sich behalte, welches zu ergründen die menschlichen Fähigkeiten nicht hinreichen."

Unter diesen Worten waren wir wieder in die Stadt hereingefahren. Das Gespräch lenkte sich auf unbedeutende Gegenstände, wobei jene hohen Ansichten noch eine Weile in meinem Innern fortleben konnten.

Wir waren zu früh zurückgekehrt, um sogleich an Tisch zu gehen, und Goethe zeigte mir vorher noch eine Landschaft von Rubens[150], und zwar einen Sommerabend. Links im Vordergrunde sah man Feldarbeiter nach Hause gehen; in der Mitte des Bildes folgte eine Herde Schafe ihrem Hirten dem Dorfe zu; rechts tiefer im Bilde stand ein Heuwagen, um welchen Arbeiter mit Aufladen beschäftigt waren, abgespannte Pferde grasten nebenbei; sodann abseits in Wiesen und Gebüsch zerstreut weideten mehrere Stuten mit ihren Fohlen, denen man ansah, daß sie auch in der Nacht draußen bleiben würden. Verschiedene Dörfer und eine Stadt schlossen den hellen Horizont des Bildes, worin man den Begriff von Tätigkeit und Ruhe auf das anmutigste ausgedrückt fand.

Das Ganze schien mir mit solcher Wahrheit zusammenzuhängen,

[150] Peter Paul Rubens (1577–1640). Hauptmeister der flämischen Barockmalerei. Hatte viele Schüler (u. a. van Dyck) und hinterließ ein riesiges Werk (über 600 Gemälde).

und das Einzelne lag mir mit solcher Treue vor Augen, daß ich die Meinung äußerte: Rubens habe dieses Bild wohl ganz nach der Natur abgeschrieben.

„Keineswegs", sagte Goethe; „ein so vollkommenes Bild ist niemals in der Natur gesehen worden, sondern wir verdanken diese Komposition dem poetischen Geiste des Malers. Aber der große Rubens hatte ein so außerordentliches Gedächtnis, daß er die ganze Natur im Kopfe trug und sie ihm in ihren Einzelnheiten immer zu Befehl war. Daher kommt diese Wahrheit des Ganzen und Einzelnen, so daß wir glauben, alles sei eine reine Kopie nach der Natur. Jetzt wird eine solche Landschaft gar nicht mehr gemacht, diese Art, zu empfinden und die Natur zu sehen, ist ganz verschwunden, es mangelt unsern Malern an Poesie.

Und dann sind unsere jungen Talente sich selber überlassen, es fehlen die lebendigen Meister, die sie in die Geheimnisse der Kunst einführen. Zwar ist auch von den Toten etwas zu lernen, allein dieses ist, wie es sich zeigt, mehr ein Absehen von Einzelnheiten als ein Eindringen in eines Meisters tiefere Art zu denken und zu verfahren."

Frau und Herr von Goethe traten herein, und wir setzten uns zu Tisch. Die Gespräche wechselten über heitere Gegenstände des Tages: Theater, Bälle und Hof, flüchtig hin und her. Bald aber waren wir wieder auf ernstere Dinge geraten, und wir sahen uns in einem Gespräch über Religionslehren in England tief befangen.

„Ihr müßtet wie ich", sagte Goethe, „seit funfzig Jahren die Kirchengeschichte studiert haben, um zu begreifen, wie das alles zusammenhängt. Dagegen ist es höchst merkwürdig, mit welchen Lehren die Mohammedaner ihre Erziehung beginnen. Als Grundlage in der Religion befestigen sie ihre Jugend zunächst in der Überzeugung, daß dem Menschen nichts begegnen könne, als was ihm von einer alles leitenden Gottheit längst bestimmt worden; und somit sind sie denn für ihr ganzes Leben ausgerüstet und beruhigt und bedürfen kaum eines Weiteren.

Ich will nicht untersuchen, was an dieser Lehre Wahres oder Falsches, Nützliches oder Schädliches sein mag; aber im Grunde liegt von diesem Glauben doch etwas in uns allen, auch ohne daß es uns gelehrt worden. Die Kugel, auf der mein Name nicht geschrieben steht, wird mich nicht treffen, sagt der Soldat in der Schlacht, und wie sollte er ohne diese Zuversicht in den dringendsten Gefahren Mut und Heiterkeit behalten! Die Lehre des christlichen Glaubens: kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen eures Vaters, ist aus derselbigen Quelle hervorgegangen und deutet auf eine Vor-

sehung, die das Kleinste im Auge hält, und ohne deren Willen u
Zulassen nichts geschehen kann.

Sodann ihren Unterricht in der Philosophie beginnen die M
hammedaner mit der Lehre: daß nichts existiere, wovon sich nic
das Gegenteil sagen lasse; und so üben sie den Geist der Juger
indem sie ihre Aufgaben darin bestehen lassen, von jeder aufgeste
ten Behauptung die entgegengesetzte Meinung zu finden und au
zusprechen, woraus eine große Gewandtheit im Denken und Red
hervorgehen muß.

Nun aber, nachdem von jedem aufgestellten Satze das Gegent
behauptet worden, entsteht der Zweifel, welches denn von beid
das eigentlich Wahre sei. Im Zweifel aber ist kein Verharren, sc
dern er treibt den Geist zu näherer Untersuchung und Prüfur
woraus denn, wenn diese auf eine vollkommene Weise geschieht, d
Gewißheit hervorgeht, welches das Ziel ist, worin der Mensch sei
völlige Beruhigung findet.

Sie sehen, daß dieser Lehre nichts fehlt, und daß wir mit all
unsern Systemen nicht weiter sind, und daß überhaupt niema
weiter gelangen kann."

„Ich werde dadurch", sagte ich, „an die Griechen erinnert, der
philosophische Erziehungsweise eine ähnliche gewesen sein mu
wie uns dieses ihre Tragödie beweiset, deren Wesen im Verlauf d
Handlung auch ganz und gar auf dem Widerspruch beruhet, inde
niemand der redenden Personen etwas behaupten kann, wovon d
andere nicht ebenso klug das Gegenteil zu sagen wüßte."

„Sie haben vollkommen recht", sagte Goethe; „auch fehlt d
Zweifel nicht, welcher im Zuschauer oder Leser erweckt wird;
wie wir denn am Schluß durch das Schicksal zur Gewißheit gela
gen, welches sich an das Sittliche anschließt und dessen Partei führ

Wir standen von Tisch auf, und Goethe nahm mich mit hin
in den Garten, um unsere Gespräche fortzusetzen.

„An Lessing", sagte ich, „ist es merkwürdig, daß er in sein
theoretischen Schriften, zum Beispiel im ‚Laokoon', nie geradezu a
Resultate losgeht, sondern uns immer erst jenen philosophisch
Weg durch Meinung, Gegenmeinung und Zweifel herumführt, d
er uns endlich zu einer Art von Gewißheit gelangen läßt. Wir seh
mehr die Operation des Denkens und Findens, als daß wir gro
Ansichten und große Wahrheiten erhielten, die unser eigenes De
ken anzuregen und uns selbst produktiv zu machen geeigi
wären."

„Sie haben wohl recht", sagte Goethe. „Lessing soll selbst einn
geäußert haben, daß, wenn Gott ihm die Wahrheit geben wolle,

sich dieses Geschenk verbitten, vielmehr die Mühe vorziehen würde, sie selber zu suchen.

Jenes philosophische System der Mohammedaner ist ein artiger Maßstab, den man an sich und andere anlegen kann, um zu erfahren, auf welcher Stufe geistiger Tugend man denn eigentlich stehe.

Lessing hält sich, seiner polemischen Natur nach, am liebsten in der Region der Widersprüche und Zweifel auf; das Unterscheiden ist seine Sache, und dabei kam ihm sein großer Verstand auf das herrlichste zu statten. Mich selbst werden Sie dagegen ganz anders finden; ich habe mich nie auf Widersprüche eingelassen, die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen gesucht, und nur die gefundenen Resultate habe ich ausgesprochen."

Ich fragte Goethe, welchen der neueren Philosophen er für den vorzüglichsten halte.

„Kant", sagte er, „ist der vorzüglichste, ohne allen Zweifel. Er ist auch derjenige, dessen Lehre sich fortwirkend erwiesen hat, und die in unsere deutsche Kultur am tiefsten eingedrungen ist. Er hat auch auf Sie gewirkt, ohne daß Sie ihn gelesen haben. Jetzt brauchen Sie ihn nicht mehr, denn was er Ihnen geben konnte, besitzen Sie schon. Wenn Sie einmal später etwas von ihm lesen wollen, so empfehle ich Ihnen seine ‚Kritik der Urteilskraft', worin er die Rhetorik vortrefflich, die Poesie leidlich, die bildende Kunst aber unzulänglich behandelt hat."

„Haben Eure Exzellenz je zu Kant ein persönliches Verhältnis gehabt?" fragte ich.

„Nein", sagte Goethe. „Kant hat nie von mir Notiz genommen, wiewohl ich aus eigener Natur einen ähnlichen Weg ging als er. Meine ‚Metamorphose der Pflanzen' habe ich geschrieben, ehe ich etwas von Kant wußte, und doch ist sie ganz im Sinne seiner Lehre. Die Unterscheidung des Subjekts vom Objekt, und ferner die Ansicht, daß jedes Geschöpf um sein selbst willen existiert, und nicht etwa der Korkbaum gewachsen ist, damit wir unsere Flaschen pfropfen können, dieses hatte Kant mit mir gemein, und ich freute mich, ihm hierin zu begegnen. Später schrieb ich die Lehre vom Versuch, welche als Kritik von Subjekt und Objekt und als Vermittelung von beiden anzusehen ist.

Schiller pflegte mir immer das Studium der Kantischen Philosophie zu widerraten. Er sagte gewöhnlich, Kant könne mir nichts geben. Er selbst studierte ihn dagegen eifrig, und ich habe ihn auch studiert, und zwar nicht ohne Gewinn."

Unter diesen Gesprächen gingen wir im Garten auf und ab. Die Wolken hatten sich indes verdichtet, und es fing an zu tröpfeln, so

daß wir genötiget waren, uns in das Haus zurückzuziehen, wo w
denn unsere Unterhaltungen noch eine Weile fortsetzten.

Donnerstag, den 5. Juli 1827

Heute gegen Abend begegnete Goethe mir am Park, von ein
Spazierfahrt zurückkommend. Im Vorbeifahren winkte er mir m
der Hand, daß ich ihn besuchen möchte. Ich wendete daher sogle
um nach seinem Hause, wo ich den Oberbaudirektor Coudray fan
Goethe stieg aus, und wir gingen mit ihm die Treppen hinauf. W
setzten uns in dem sogenannten Junozimmer um einen runden Tis
Wir hatten nicht lange geredet, als auch der Kanzler hereintrat u
sich zu uns gesellte. Das Gespräch wendete sich um politische G
genstände, Wellingtons Gesandtschaft nach Petersburg und der
wahrscheinliche Folgen, Capodistrias, die verzögerte Befreiu
Griechenlands, die Beschränkung der Türken auf Konstantinop
und dergleichen. Auch frühere Zeiten unter Napoleon kamen z
Sprache, besonders aber über den Herzog von Enghien[151] und se
unvorsichtiges revolutionäres Betragen ward viel geredet.

Sodann kam man auf friedlichere Dinge, und Wielands Grab
Osmannstedt war ein vielbesprochener Gegenstand unserer Unte
haltung. Oberbaudirektor Coudray erzählte, daß er mit einer eise
nen Einfassung des Grabes beschäftigt sei. Er gab uns von sein
Intention eine deutliche Idee, indem er die Form des eisernen Gitte
werks auf ein Stück Papier vor unsern Augen hinzeichnete.

Als der Kanzler und Coudray gingen, bat Goethe mich, noch e
wenig bei ihm zu bleiben. „Da ich in Jahrtausenden lebe", sagte
„so kommt es mir immer wunderlich vor, wenn ich von Statuen u
Monumenten höre. Ich kann nicht an eine Bildsäule denken, d
einem verdienten Manne gesetzt wird, ohne sie im Geiste schon v
künftigen Kriegern umgeworfen und zerschlagen zu sehen. Co
drays Eisenstäbe um das Wielandische Grab sehe ich schon als Hu
eisen unter den Pferdefüßen einer künftigen Kavallerie blinke
und ich kann noch dazu sagen, daß ich bereits einen ähnlichen F
in Frankfurt erlebt habe. Das Wielandische Grab liegt überdies v
zu nahe an der Ilm; der Fluß braucht in seiner raschen Biegu
kaum einhundert Jahre am Ufer fortzuzehren, und er wird d
Toten erreicht haben."

Wir scherzten mit gutem Humor über die entsetzliche Unbestä
digkeit der irdischen Dinge und nahmen sodann Coudrays Zeic

[151] Louis Antoine de Bourbon, Herzog von Enghien (1772–1804). Napoleon
ließ ihn, angeblich als einen der Hintermänner der Monarchisten, erschießen.

nung wieder zur Hand und freuten uns an den zarten und kräftigen Zügen der englischen Bleifeder, die dem Zeichner so zu Willen gewesen war, daß der Gedanke unmittelbar ohne den geringsten Verlust auf dem Papiere stand.

Dies führte das Gespräch auf Handzeichnungen, und Goethe zeigte mir eine ganz vortreffliche eines italienischen Meisters, den Knaben Jesus darstellend im Tempel unter den Schriftgelehrten. Daneben zeigte er mir einen Kupferstich, der nach dem ausgeführten Bilde gemacht war, und man konnte viele Betrachtungen anstellen, die alle zugunsten der Handzeichnung hinausliefen.

„Ich bin in dieser Zeit so glücklich gewesen", sagte Goethe, „viele treffliche Handzeichnungen berühmter Meister um ein Billiges zu kaufen. Solche Zeichnungen sind unschätzbar, nicht allein, weil sie die rein geistige Intention des Künstlers geben, sondern auch, weil sie uns unmittelbar in die Stimmung versetzen, in welcher der Künstler sich in dem Augenblick des Schaffens befand. Aus dieser Zeichnung des Jesusknaben im Tempel blickt aus allen Zügen große Klarheit und heitere stille Entschiedenheit im Gemüte des Künstlers, welche wohltätige Stimmung in uns übergeht, sowie wir das Bild betrachten. Zudem hat die bildende Kunst den großen Vorteil, daß sie rein objektiver Natur ist und uns zu sich herannötiget, ohne unsere Empfindungen heftig anzuregen. Ein solches Werk steht da und spricht entweder gar nicht, oder auf eine ganz entschiedene Weise. Ein Gedicht dagegen macht einen weit vageren Eindruck, es erregt die Empfindungen und bei jedem andere, nach der Natur und Fähigkeit des Hörers."

„Ich habe", sagte ich, „dieser Tage den trefflichen englischen Roman ‚Roderik Random' von Smollet[152] gelesen; dieser kam dem Eindruck einer guten Handzeichnung sehr nahe. Eine unmittelbare Darstellung, keine Spur von einer Hinneigung zum Sentimentalen, sondern das wirkliche Leben steht vor uns, wie es ist, oft widerwärtig und abscheulich genug, aber im ganzen immer heiteren Eindruckes, wegen der ganz entschiedenen Realität."

„Ich habe den ‚Roderik Random' oft rühmen hören", sagte Goethe, „und glaube, was Sie mir von ihm erwähnen; doch ich habe ihn nie gelesen. Kennen Sie den ‚Rasselas' von Johnson[153]? Lesen Sie ihn doch auch einmal, und sagen Sie mir, wie Sie ihn finden." Ich versprach, dieses zu tun.

„Auch in Lord Byron", sagte ich, „finde ich häufig Darstellungen,

[152] Tobias Smollet (1721–1771). Englischer Verfasser von Schelmen- und Abenteurerromanen. [153] Samuel Johnson (1709–1784). Englischer Schriftsteller, Humanist und Moralist; Vertreter der Aufklärung.

die ganz unmittelbar dastehen und uns rein den Gegenstand gebe
ohne unser inneres Sentiment auf eine andere Weise anzuregen,
es eine unmittelbare Handzeichnung eines guten Malers tut. E
sonders der ‚Don Juan' ist an solchen Stellen reich."

„Ja", sagte Goethe, „darin ist Lord Byron groß; seine Darst
lungen haben eine so leicht hingeworfene Realität, als wären sie i
provisiert. Von ‚Don Juan' kenne ich wenig; allein aus seinen a
deren Gedichten sind mir solche Stellen im Gedächtnis, besond
Seestücke, wo hin und wieder ein Segel herausblickt, ganz unschät
bar, so daß man sogar die Wasserluft mitzuempfinden glaubt."

„In seinem ‚Don Juan'", sagte ich, „habe ich besonders die Da
stellung der Stadt London bewundert, die man aus seinen leicht
Versen heraus mit Augen zu sehen wähnt. Und dabei macht er si
keineswegs viele Skrupel, ob ein Gegenstand poetisch sei oder nic
sondern er ergreift und gebraucht alles, wie es ihm vorkommt,
auf die gekräuselten Perücken vor den Fenstern der Haarschneid
und bis auf die Männer, welche die Straßenlaternen mit Öl v
sehen."

„Unsere deutschen Ästhetiker", sagte Goethe, „reden zwar v
von poetischen und unpoetischen Gegenständen, und sie mögen au
in gewisser Hinsicht nicht ganz unrecht haben; allein im Grun
bleibt kein realer Gegenstand unpoetisch, sobald der Dichter i
gehörig zu gebrauchen weiß."

„Sehr wahr!" sagte ich, „und ich möchte wohl, daß diese Ansic
zur allgemeinen Maxime würde." Wir sprachen darauf über
‚Beiden Foscari', wobei ich die Bemerkung machte, daß Byron ga
vortreffliche Frauen zeichne.

„Seine Frauen", sagte Goethe, „sind gut. Es ist aber auch d
einzige Gefäß, was uns Neueren noch geblieben ist, um unse
Idealität hineinzugießen. Mit den Männern ist nichts zu tun.
Achill und Odysseus, dem Tapfersten und Klügsten, hat
Homer alles vorweggenommen."

„Übrigens", fuhr ich fort, „haben die ‚Foscari' wegen der durc
gehenden Folterqualen etwas Apprehensives[154], und man begre
kaum, wie Byron im Innern dieses peinlichen Gegenstandes
lange leben konnte, um das Stück zu machen."

„Dergleichen war ganz Byrons Element", sagte Goethe; „er w
ein ewiger Selbstquäler, solche Gegenstände waren daher sei
Lieblingsthemata, wie Sie aus allen seinen Sachen sehen, un
denen fast nicht ein einziges heiteres Sujet ist. Aber nicht wah
Die Darstellung ist auch bei den ‚Foscari' zu loben."

[154] Furchterregend

„Sie ist vortrefflich", sagte ich; „jedes Wort ist stark, bedeutend und zum Ziele führend, so wie ich überhaupt bis jetzt in Byron noch keine matte Zeile gefunden habe. Es ist mir immer, als sähe ich ihn aus den Meereswellen kommen, frisch und durchdrungen von schöpferischen Urkräften." „Sie haben ganz recht", sagte Goethe, „es ist so." – „Je mehr ich ihn lese", fuhr ich fort, „je mehr bewundere ich die Größe seines Talents, und Sie haben ganz recht getan, ihm in der ‚Helena' das unsterbliche Denkmal der Liebe zu setzen."

„Ich konnte als Repräsentanten der neuesten poetischen Zeit", sagte Goethe, „niemanden gebrauchen als ihn, der ohne Frage als das größte Talent des Jahrhunderts anzusehen ist. Und dann, Byron ist nicht antik und ist nicht romantisch, sondern er ist wie der gegenwärtige Tag selbst. Einen solchen mußte ich haben. Auch paßte er übrigens ganz wegen seines unbefriedigten Naturells und seiner kriegerischen Tendenz, woran er in Missolunghi[155] zugrunde ging. Eine Abhandlung über Byron zu schreiben, ist nicht bequem und rätlich, aber gelegentlich ihn zu ehren und auf ihn im einzelnen hinzuweisen, werde ich auch in der Folge nicht unterlassen."

Da die ‚Helena' einmal zur Sprache gebracht war, so redete Goethe darüber weiter. „Ich hatte den Schluß", sagte er, „früher ganz anders im Sinne, ich hatte ihn mir auf verschiedene Weise ausgebildet und einmal auch recht gut, aber ich will es euch nicht verraten. Dann brachte mir die Zeit dieses mit Lord Byron und Missolunghi, und ich ließ gerne alles übrige fahren. Aber haben Sie bemerkt, der Chor fällt bei dem Trauergesang ganz aus der Rolle; er ist früher und durchgehend antik gehalten oder verleugnet doch nie seine Mädchennatur, hier aber wird er mit einem Mal ernst und hoch reflektierend und spricht Dinge aus, woran er nie gedacht hat und auch nie hat denken können."

„Allerdings", sagte ich, „habe ich dieses bemerkt; allein seitdem ich Rubens' Landschaft mit den doppelten Schatten gesehen, und seitdem der Begriff der Fiktionen mir aufgegangen ist, kann mich dergleichen nicht irremachen. Solche kleine Widersprüche können bei einer dadurch erreichten höheren Schönheit nicht in Betracht kommen. Das Lied mußte nun einmal gesungen werden, und da kein anderer Chor gegenwärtig war, so mußten es die Mädchen singen."

„Mich soll nur wundern", sagte Goethe lachend, „was die deutschen Kritiker dazu sagen werden. Ob sie werden Freiheit und

[155] Byron starb als Teilnehmer am griechischen Befreiungskrieg 1824 in Missolunghi am Sumpffieber.

Kühnheit genug haben, darüber hinwegzukommen. Den Franzosen wird der Verstand im Wege sein, und sie werden nicht bedenken, daß die Phantasie ihre eigenen Gesetze hat, denen der Verstand nicht beikommen kann und soll. Wenn durch die Phantasie nicht Dinge entständen, die für den Verstand ewig problematisch bleiben, so wäre überhaupt an der Phantasie nicht viel. Dies ist etwodurch sich die Poesie von der Prosa unterscheidet, bei welcher der Verstand immer zu Hause ist und sein mag und soll."

Ich freute mich dieses bedeutenden Wortes und merkte es mir. Darauf schickte ich mich an zum Gehen, denn es war gegen zehn Uhr geworden. Wir saßen ohne Licht, die helle Sommernacht leuchtete aus Norden über den Ettersberg herüber.

Montag abend, den 9. Juli 1827

... Wir hatten nicht lange geredet, als der Kanzler hereintrat und sich zu uns setzte. Er erzählte uns Nachrichten aus öffentlichen Blättern, unter andern von einem Wärter einer Menagerie, der aus Gelüste nach Löwenfleisch einen Löwen getötet und sich ein gutes Stück davon zubereitet habe. „Mich wundert", sagte Goethe, „daß er nicht einen Affen genommen hat, welches ein gar zarter schmackhafter Bissen sein soll." Wir sprachen über die Häßlichkeit dieser Bestien, und daß sie desto unangenehmer, je ähnlicher die Rasse dem Menschen sei. „Ich begreife nicht", sagte der Kanzler, „wie fürstliche Personen solche Tiere in ihrer Nähe dulden, ja vielleicht gar Gefallen daran finden können." „Fürstliche Personen", sagte Goethe, „werden so viel mit widerwärtigen Menschen geplagt, daß sie die widerwärtigeren Tiere als ein Heilmittel gegen dergleichen unangenehme Eindrücke betrachten. Uns andern sind Affen und Geschrei der Papageien mit Recht widerwärtig, weil wir diese Tiere hier in einer Umgebung sehen, für die sie nicht gemacht sind. Wären wir aber in dem Fall, auf Elefanten unter Palmen zu reiten, so würden wir in einem solchen Element Affen und Papageien ganz gehörig, ja vielleicht gar erfreulich finden. Aber, wie gesagt, die Fürsten haben recht, etwas Widerwärtiges mit etwas noch Widerwärtigerem zu vertreiben." – „Hiebei", sagte ich, „fällt mir ein Vers ein, den Sie vielleicht selber nicht mehr wissen:

‚Wollen die Menschen Bestien sein,
So bringt nur Tiere zur Stube herein,
Das Widerwärtige wird sich mindern;
Wir sind eben alle von Adams Kindern.'"

Goethe lachte. „Ja", sagte er, „es ist so. Eine Roheit kann nur durch eine andere ausgetrieben werden, die noch gewaltiger ist. Ich erinnere mich eines Falles aus meiner früheren Zeit, wo es unter den Adlichen hin und wieder noch recht bestialische Herren gab, daß bei Tafel in einer vorzüglichen Gesellschaft und in Anwesenheit von Frauen ein reicher Edelmann sehr massive Reden führte zur Unbequemlichkeit und zum Ärgernis aller, die ihn hören mußten. Mit Worten war gegen ihn nichts auszurichten. Ein entschlossener ansehnlicher Herr, der ihm gegenüber saß, wählte daher ein anderes Mittel, indem er sehr laut eine grobe Unanständigkeit beging, worüber alle erschraken und jener Grobian mit, so daß er sich gedämpft fühlte und nicht wieder den Mund auftat. Das Gespräch nahm von diesem Augenblick an eine anmutige heitere Wendung zur Freude aller Anwesenden, und man wußte jenem entschlossenen Herrn für seine unerhörte Kühnheit vielen Dank in Erwägung der trefflichen Wirkung, die sie getan hatte."

Nachdem wir uns an dieser heiteren Anekdote ergötzt hatten, brachte der Kanzler das Gespräch auf die neuesten Zustände zwischen der Oppositions- und der ministeriellen Partei zu Paris, indem er eine kräftige Rede fast wörtlich rezitierte, die ein äußerst kühner Demokrat zu seiner Verteidigung vor Gericht gegen die Minister gehalten. Wir hatten Gelegenheit, das glückliche Gedächtnis des Kanzlers abermals zu bewundern. Über jene Angelegenheit und besonders das einschränkende Preßgesetz ward zwischen Goethe und dem Kanzler viel hin und wider gesprochen; es war ein reichhaltiges Thema, wobei sich Goethe wie immer als milder Aristokrat erwies, jener Freund aber wie bisher scheinbar auf der Seite des Volkes festhielt.

„Mir ist für die Franzosen in keiner Hinsicht bange", sagte Goethe; „sie stehen auf einer solchen Höhe welthistorischer Ansicht, daß der Geist auf keine Weise mehr zu unterdrücken ist. Das einschränkende Gesetz wird nur wohltätig wirken, zumal da die Einschränkungen nichts Wesentliches betreffen, sondern nur gegen Persönlichkeiten gehen. Eine Opposition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einschränkung aber nötigt sie, geistreich zu sein, und dies ist ein sehr großer Vorteil. Direkt und grob seine Meinung herauszusagen, mag nur entschuldigt werden können und gut sein, wenn man durchaus recht hat. Eine Partei aber hat nicht durchaus recht, eben weil sie Partei ist, und ihr steht daher die indirekte Weise wohl, worin die Franzosen von je große Muster waren. Zu meinem Diener sage ich gradezu: ‚Hans, zieh mir die Stiefel aus!'

das versteht er. Bin ich aber mit einem Freunde, und ich wünsche von ihm diesen Dienst, so kann ich mich nicht so direkt ausdrükken, sondern ich muß auf eine anmutige, freundliche Wendung sinnen, wodurch ich ihn zu diesem Liebesdienst bewege. Die Nötigung regt den Geist auf, und aus diesem Grunde, wie gesagt, ist mir die Einschränkung der Preßfreiheit sogar lieb. Die Franzosen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geistreichste Nation zu sein, und sie verdienen, es zu bleiben. Wir Deutschen fallen mit unserer Meinung gerne gerade heraus und haben es im Indirekten noch nicht sehr weit gebracht.

Die Pariser Parteien", fuhr Goethe fort, „könnten noch größer sein, als sie sind, wenn sie noch liberaler und freier wären und sich gegenseitig noch mehr zugeständen, als sie tun. Sie stehen auf einer höheren Stufe welthistorischer Ansicht als die Engländer, deren Parteien gegeneinanderwirkende gewaltige Kräfte sind, die sich paralysieren, und wo die große Einsicht eines einzelnen Mühe hat, durchzudringen, wie wir an Canning und den vielen Quengeleien sehen, die man diesem großen Staatsmanne macht."

Wir standen auf, um zu gehen. Goethe aber war so voller Leben, daß das Gespräch noch eine Weile stehend fortgesetzt wurde. Dann entließ er uns liebevoll, und ich begleitete den Kanzler nach seiner Wohnung. Es war ein schöner Abend, und wir sprachen im Gehen viel über Goethe. Besonders aber wiederholten wir uns gerne jenes Wort, daß eine Opposition ohne Einschränkung platt werde.

Sonntag, den 15. Juli 1827

Ich ging diesen Abend nach acht Uhr zu Goethe, den ich soeben aus seinem Garten zurückgekehrt fand. „Sehen Sie nur, was da liegt!" sagte er; „ein Roman[156] in drei Bänden, und zwar von wem? von Manzoni!" Ich betrachtete die Bücher, die sehr schön eingebunden waren und eine Inschrift an Goethe enthielten. „Manzoni ist fleißig", sagte ich. „Ja, das regt sich", sagte Goethe. „Ich kenne nichts von Manzoni", sagte ich, „als seine Ode auf Napoleon, die ich dieser Tage in Ihrer Übersetzung abermals gelesen und im hohen Grade bewundert habe. Jede Strophe ist ein Bild!" – „Sie haben recht", sagte Goethe, „die Ode ist vortrefflich. Aber finden Sie, daß in Deutschland einer davon redet? Es ist so gut, als ob sie gar nicht da wäre, und doch ist sie das beste Gedicht, was über diesen Gegenstand gemacht worden." ...

[156] „Die Verlobten".

Mittwoch, den 18. Juli 1827

„Ich habe Ihnen zu verkündigen", war heute Goethes erstes Wort bei Tisch, „daß Manzonis Roman alles überflügelt, was wir in dieser Art kennen. Ich brauche Ihnen nichts weiter zu sagen, als daß das Innere, alles, was aus der Seele des Dichters kommt, durchaus vollkommen ist, und daß das Äußere, alle Zeichen von Lokalitäten und dergleichen, gegen die großen inneren Eigenschaften um kein Haar zurücksteht. Das will etwas heißen." Ich war verwundert und erfreut, dieses zu hören. „Der Eindruck beim Lesen", fuhr Goethe fort, „ist der Art, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung fällt und von der Bewunderung wieder in die Rührung, so daß man aus einer von diesen beiden großen Wirkungen gar nicht herauskommt. Ich dächte, höher könnte man es nicht treiben. In diesem Roman sieht man erst recht, was Manzoni ist. Hier kommt sein vollendetes Innere zum Vorschein, welches er bei seinen dramatischen Sachen zu entwickeln keine Gelegenheit hatte. Ich will nun gleich hinterher den besten Roman von Walter Scott lesen, etwa den ‚Waverley', den ich noch nicht kenne, und ich werde sehen, wie Manzoni sich gegen diesen großen englischen Schriftsteller ausnehmen wird. Manzonis innere Bildung erscheint hier auf einer solchen Höhe, daß ihm schwerlich etwas gleichkommen kann; sie beglückt uns als eine durchaus reife Frucht. Und eine Klarheit in der Behandlung und Darstellung des einzelnen wie der italienische Himmel selber." „Sind auch Spuren von Sentimentalität in ihm?" fragte ich. „Durchaus nicht", antwortete Goethe. „Er hat Sentiment, aber er ist ohne alle Sentimentalität; die Zustände sind männlich und rein empfunden. Ich will heute nichts weiter sagen, ich bin noch im ersten Bande, bald aber sollen Sie mehr hören."

Sonnabend, den 21. Juli 1827

Als ich diesen Abend zu Goethe ins Zimmer trat, fand ich ihn im Lesen von Manzonis Roman. „Ich bin schon im dritten Bande", sagte er, indem er das Buch an die Seite legte, „und komme dabei zu vielen neuen Gedanken. Sie wissen, Aristoteles sagt vom Trauerspiele, es müsse Furcht erregen, wenn es gut sein solle. Es gilt dieses jedoch nicht bloß von der Tragödie, sondern auch von mancher anderen Dichtung. Sie finden es in meinem ‚Gott und die Bajadere', Sie finden es in jedem guten Lustspiele, und zwar bei der Verwickelung, ja Sie finden es sogar in den ‚Sieben Mädchen

in Uniform'[157], indem wir doch immer nicht wissen können, wie der Spaß für die guten Dinger abläuft. Diese Furcht nun kann doppelter Art sein; sie kann bestehen in Angst, oder sie kann auch bestehen in Bangigkeit. Diese letztere Empfindung wird in uns rege, wenn wir ein moralisches Übel auf die handelnden Personen heranrücken und sich über sie verbreiten sehen, wie zum Beispiel in den ‚Wahlverwandtschaften'. Die Angst aber entsteht im Leser oder Zuschauer, wenn die handelnden Personen von einer physischen Gefahr bedroht werden, zum Beispiel in den ‚Galeerensklaven'[158] und im ‚Freischütz'; ja in der Szene der Wolfsschlucht bleibt es nicht einmal bei der Angst, sondern es erfolgt eine totale Vernichtung in allen, die es sehen.

Von dieser Angst nun macht Manzoni Gebrauch, und zwar mit wunderbarem Glück, indem er sie in Rührung auflöset und uns durch diese Empfindung zur Bewunderung führt. Das Gefühl der Angst ist stoffartig und wird in jedem Leser entstehen, die Bewunderung aber entspringt aus der Einsicht, wie vortrefflich der Autor sich in jedem Falle benahm, und nur der Kenner wird mit dieser Empfindung beglückt werden. Was sagen Sie zu dieser Ästhetik? – Wäre ich jünger, so würde ich nach dieser Theorie etwas schreiben, wenn auch nicht ein Werk von solchem Umfange wie dieses von Manzoni.

Ich bin nun wirklich sehr begierig, was die Herren vom ‚Globe' zu diesem Roman sagen werden; sie sind gescheit genug, um das Vortreffliche daran zu erkennen; auch ist die ganze Tendenz des Werkes ein rechtes Wasser auf die Mühle dieser Liberalen, wiewohl sich Manzoni sehr mäßig gehalten hat. Doch nehmen die Franzosen selten ein Werk mit so reiner Neigung auf wie wir; sie bequemen sich nicht gerne zu dem Standpunkte des Autors, sondern sie finden, selbst bei dem Besten, immer leicht etwas, das nicht nach ihrem Sinne ist, und das der Autor hätte sollen anders machen."

Goethe erzählte mir sodann einige Stellen des Romans, um mir eine Probe zu geben, mit welchem Geiste er geschrieben. „Es kommen", fuhr er sodann fort, „Manzoni vorzüglich vier Dinge zustatten, die zu der großen Vortrefflichkeit seines Werkes beigetragen. Zunächst, daß er ein ausgezeichneter Historiker ist, wodurch denn seine Dichtung die große Würde und Tüchtigkeit bekommen hat, die sie über alles dasjenige weit hinaushebt, was man gewöhnlich sich unter Roman vorstellt. Zweitens ist ihm die katholische Religion vorteilhaft, aus der viele Verhältnisse poetischer Art her-

[157] Schwank des Schauspielers und Schriftstellers Louis Angely. [158] Drama von Theodor Hell-Winkler.

vorgehen, die er als Protestant nicht gehabt haben würde. So wie es drittens seinem Werke zugute kommt, daß der Autor in revolutionären Reibungen viel gelitten, die, wenn er auch persönlich nicht darin verflochten gewesen, doch seine Freunde getroffen und teils zugrunde gerichtet haben. Und endlich viertens ist es diesem Romane günstig, daß die Handlung in der reizenden Gegend am Comer See vorgeht, deren Eindrücke sich dem Dichter von Jugend auf eingeprägt haben, und die er also in- und auswendig kennet. Daher entspringt nun auch ein großes Hauptverdienst des Werkes, nämlich die Deutlichkeit und das bewundernswürdige Detail in Zeichnung der Lokalität."

Montag, den 23. Juli 1827

Als ich diesen Abend gegen acht Uhr in Goethes Hause anfragte, hörte ich, er sei noch nicht vom Garten zurückgekehrt. Ich ging ihm daher entgegen und fand ihn im Park auf einer Bank unter kühlen Linden sitzen, seinen Enkel Wolfgang an seiner Seite.

Goethe schien sich meiner Annäherung zu freuen und winkte mir, neben ihm Platz zu nehmen. Wir hatten kaum die ersten flüchtigen Reden des Zusammentreffens abgetan, als das Gespräch sich wieder auf Manzoni wendete.

„Ich sagte Ihnen doch neulich", begann Goethe, „daß unserm Dichter in diesem Roman der Historiker zugute käme, jetzt aber im dritten Bande finde ich, daß der Historiker dem Poeten einen bösen Streich spielt, indem Herr Manzoni mit einem Mal den Rock des Poeten auszieht und eine ganze Weile als nackter Historiker dasteht. Und zwar geschieht dieses bei einer Beschreibung von Krieg, Hungersnot und Pestilenz, welche Dinge schon an sich widerwärtiger Art sind, und die nun durch das umständliche Detail einer trockenen chronikenhaften Schilderung unerträglich werden. Der deutsche Übersetzer muß diesen Fehler zu vermeiden suchen, er muß die Beschreibung des Kriegs und der Hungersnot um einen guten Teil, und die der Pest um zwei Dritteil zusammenschmelzen, so daß nur so viel übrig bleibt, als nötig ist, um die handelnden Personen darin zu verflechten. Hätte Manzoni einen ratgebenden Freund zur Seite gehabt, er hätte diesen Fehler sehr leicht vermeiden können. Aber er hatte als Historiker zu großen Respekt vor der Realität. Dies macht ihm schon bei seinen dramatischen Werken zu schaffen, wo er sich jedoch dadurch hilft, daß er den überflüssigen geschichtlichen Stoff als Noten beigibt. In diesem Falle aber hat er sich nicht so zu helfen gewußt und sich von dem histo-

rischen Vorrat nicht trennen können. Dies ist sehr merkwürdig. Doch sobald die Personen des Romans wieder auftreten, steht der Poet in voller Glorie wieder da und nötigt uns wieder zu der gewohnten Bewunderung."

Wir standen auf und lenkten unsere Schritte dem Hause zu.

„Man sollte kaum begreifen", fuhr Goethe fort, „wie ein Dichter wie Manzoni, der eine so bewundernswürdige Komposition zu machen versteht, nur einen Augenblick gegen die Poesie hat fehlen können. Doch die Sache ist einfach; sie ist diese.

Manzoni ist ein geborener Poet, so wie Schiller einer war. Doch unsere Zeit ist so schlecht, daß dem Dichter im umgebenden menschlichen Leben keine brauchbare Natur mehr begegnet. Um sich nun aufzuerbauen, griff Schiller zu zwei großen Dingen: zur Philosophie und Geschichte; Manzoni zur Geschichte allein. Schillers ‚Wallenstein' ist so groß, daß in seiner Art zum zweiten Mal nicht etwas Ähnliches vorhanden ist; aber Sie werden finden, daß eben diese beiden gewaltigen Hilfen, die Geschichte und Philosophie, dem Werke an verschiedenen Teilen im Wege sind und seinen reinen poetischen Sukzeß hindern. So leidet Manzoni durch ein Übergewicht der Geschichte."

„Euer Exzellenz", sagte ich, „sprechen große Dinge aus, und ich bin glücklich, Ihnen zuzuhören." „Manzoni", sagte Goethe, „hilft uns zu guten Gedanken." Er wollte in Äußerung seiner Betrachtungen fortfahren, als der Kanzler an der Pforte von Goethes Hausgarten uns entgegentrat und so das Gespräch unterbrochen wurde. Er gesellte sich, als ein Willkommener, zu uns, und wir begleiteten Goethe die kleine Treppe hinauf durch das Büstenzimmer in den länglichen Saal, wo die Rouleaux niedergelassen waren und auf dem Tisch am Fenster zwei Lichter brannten. Wir setzten uns um den Tisch, wo dann zwischen Goethe und dem Kanzler Gegenstände anderer Art verhandelt wurden.

ZWEITER TEIL

1836

1828

Sonntag, den 15. Juni 1828

Wir hatten nicht lange am Tisch gesessen, als Herr Seidel mit den Tirolern sich melden ließ. Die Sänger wurden ins Gartenzimmer gestellt, so daß sie durch die offenen Türen gut zu sehen und ihr Gesang aus dieser Ferne gut zu hören war. Herr Seidel[159] setzte sich zu uns an den Tisch. Die Lieder und das Gejodel der heiteren Tiroler behagte uns jungen Leuten; Fräulein Ulrike und mir gefiel besonders der ‚Strauß' und ‚Du, du liegst mir im Herzen', wovon wir uns den Text ausbaten. Goethe selbst erschien keineswegs so entzückt als wir andern. „Wie Kirschen und Beeren behagen", sagte er, „muß man Kinder und Sperlinge fragen." Zwischen den Liedern spielten die Tiroler allerlei nationale Tänze, auf einer Art von liegenden Zithern, von einer hellen Querflöte begleitet.

Der junge Goethe wird hinausgerufen und kommt bald wieder zurück. Er geht zu den Tirolern und entläßt sie. Er setzt sich wieder zu uns an den Tisch. Wir sprechen von ‚Oberon', und daß so viele Menschen von allen Ecken herbeigeströmt, um diese Oper zu sehen, so daß schon mittags keine Billetts mehr zu haben gewesen. Der junge Goethe hebt die Tafel auf. „Lieber Vater", sagt er, „wenn wir aufstehen wollten! Die Herren und Damen wünschen vielleicht, etwas früher ins Theater zu gehen." Goethen erscheint diese Eile wunderlich, da es noch kaum vier Uhr ist, doch fügt er sich und steht auf, und wir verbreiten uns in den Zimmern. Herr Seidel tritt zu mir und einigen anderen und sagt leise und mit betrübtem Gesicht: „Eure Freude auf das Theater ist vergeblich, es ist keine Vorstellung, der Großherzog ist tot! auf der Reise von Berlin hierher ist er gestorben." Eine allgemeine Bestürzung verbreitete sich unter uns. Goethe kommt herein, wir tun, als ob nichts passiert wäre, und sprechen von gleichgültigen Dingen. Goethe tritt mit mir

[159] Max Johann Seidel, seit 1822 Schauspieler in Weimar.

ans Fenster und spricht über die Tiroler und das Theater. „Sie gehen heut in meine Loge", sagte er, „Sie haben Zeit bis sechs Uhr; lassen Sie die andern und bleiben Sie bei mir, wir schwätzen noch ein wenig." Der junge Goethe sucht die Gesellschaft fortzutreiben, um seinem Vater die Eröffnung zu machen, ehe der Kanzler, der ihm vorhin die Botschaft gebracht, zurückkommt. Goethe kann das wunderliche Eilen und Drängen seines Sohnes nicht begreifen und wird darüber verdrießlich. „Wollt ihr denn nicht erst euren Kaffee trinken", sagt er, „es ist ja kaum vier Uhr!" Indes gingen die übrigen, und auch ich nahm meinen Hut. „Nun? wollen Sie auch gehen?" sagte Goethe, indem er mich verwundert ansah. „Ja", sagte der junge Goethe, „Eckermann hat auch vor dem Theater noch etwas zu tun." „Ja", sagte ich, „ich habe noch etwas vor." „So geht denn", sagte Goethe, indem er bedenklich den Kopf schüttelte, „aber ich begreife euch nicht."

Wir gingen mit Fräulein Ulrike in die oberen Zimmer; der junge Goethe aber blieb unten, um seinem Vater die unselige Eröffnung zu machen.

Ich sah Goethe darauf spät am Abend. Schon ehe ich zu ihm ins Zimmer trat, hörte ich ihn seufzen und laut vor sich hinreden. Er schien zu fühlen, daß in sein Dasein eine unersetzliche Lücke gerissen worden. Allen Trost lehnte er ab und wollte von dergleichen nichts wissen. „Ich hatte gedacht", sagte er, „ich wollte vor Ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will."

Die Großherzogin-Mutter traf die Todesnachricht in ihrem Sommeraufenthalte zu Wilhelmsthal, den jungen Hof in Rußland. Goethe ging bald nach Dornburg, um sich den täglichen betrübenden Eindrücken zu entziehen und sich in einer neuen Umgebung durch eine frische Tätigkeit wiederherzustellen. Durch bedeutende, ihn nahe berührende literarische Anregungen von seiten der Franzosen ward er von neuem in die Pflanzenlehre getrieben, bei welchen Studien ihm dieser ländliche Aufenthalt, wo ihn bei jedem Schritt ins Freie die üppigste Vegetation rankender Weinreben und sprossender Blumen umgab, sehr zustatten kam.

Ich besuchte ihn dort einigemal in Begleitung seiner Schwiegertochter und Enkel. Er schien sehr glücklich zu sein und konnte nicht unterlassen, seinen Zustand und die herrliche Lage des Schlosses und der Gärten wiederholt zu preisen. Und in der Tat! man hatte aus

den Fenstern von solcher Höhe hinab einen reizenden Anblick. Unten das mannigfaltig belebte Tal mit der durch Wiesen sich hinschlängelnden Saale. Gegenüber nach Osten waldige Hügel, über welche der Blick ins Weite schweifte, so daß man fühlte, es sei dieser Stand am Tag der Beobachtung vorbeiziehender und sich im Weiten verlierender Regenschauer, so wie bei Nacht der Betrachtung des östlichen Sternenheers und der aufgehenden Sonne besonders günstig.

„Ich verlebe hier", sagte Goethe, „so gute Tage wie Nächte. Oft vor Tagesanbruch bin ich wach und liege im offenen Fenster, um mich an der Pracht der jetzt zusammenstehenden drei Planeten zu weiden und an dem wachsenden Glanz der Morgenröte zu erquicken. Fast den ganzen Tag bin ich sodann im Freien und halte geistige Zwiesprache mit den Ranken der Weinrebe, die mir gute Gedanken sagen, und wovon ich euch wunderliche Dinge mitteilen könnte. Auch mache ich wieder Gedichte, die nicht schlecht sind, und möchte überall, daß es mir vergönnt wäre, in diesem Zustande so fortzuleben."

Donnerstag, den 11. September 1828

Heute zwei Uhr, bei dem herrlichsten Wetter, kam Goethe von Dornburg zurück. Er war rüstig und ganz braun von der Sonne. Wir setzten uns bald zu Tisch, und zwar in dem Zimmer, das unmittelbar an den Garten stößt, und dessen Türen offen standen. Er erzählte von mancherlei gehabten Besuchen und erhaltenen Geschenken und schien sich überall in zwischengestreuten leichten Scherzen zu gefallen. Blickte man aber tiefer, so konnte man eine gewisse Befangenheit nicht verkennen, wie sie derjenige empfindet, der in einen alten Zustand zurückkehrt, der durch mancherlei Verhältnisse, Rücksichten und Anforderungen bedingt ist.

Wir waren noch bei den ersten Gerichten, als eine Sendung der Großherzogin-Mutter kam, die ihre Freude über Goethes Zurückkunft zu erkennen gab, mit der Meldung, daß sie nächsten Dienstag das Vergnügen haben werde, ihn zu besuchen.

Seit dem Tode des Großherzogs hatte Goethe niemanden von der fürstlichen Familie gesehen. Er hatte zwar mit der Großherzogin-Mutter in fortwährendem Briefwechsel gestanden, so daß sie sich über den erlittenen Verlust gewiß hinlänglich ausgesprochen hatten. Allein jetzt stand das persönliche Wiedersehen bevor, das ohne einige schmerzliche Regungen von beiden Seiten nicht wohl abgehen konnte, und das demnach im voraus mit einiger Apprehension mochte empfunden werden. So auch hatte Goethe den jungen Hof

noch nicht gesehen und als neuer Landesherrschaft gehuldigt. Dies alles stand ihm bevor, und wenn es ihn auch als großen Weltman keineswegs genieren konnte, so genierte es ihn doch als Talent, d immer in seinen angeborenen Richtungen und in seiner Tätigke leben möchte.

Zudem drohten Besuche aus allen Gegenden. Das Zusammen kommen berühmter Naturforscher in Berlin hatte viele bedeuten Männer in Bewegung gesetzt, die, in ihren Wegen Weimar durc kreuzend, sich teils hatten melden lassen, und deren Ankunft z erwarten war. Wochenlange Störungen, die den inneren Sinn hi nahmen und aus der gewohnten Bahn lenkten, und was sonst f Unannehmlichkeiten mit übrigens so werten Besuchen in Verbi dung stehen mochten, dieses alles mußte von Goethe gespenstis vorausempfunden werden, so wie er wieder den Fuß auf d Schwelle setzte und die Räume seiner Zimmer durchschritt.

Was aber alles dieses Bevorstehende noch lästiger machte, w ein Umstand, den ich nicht übergehen darf. Die fünfte Lieferu seiner Werke, welche auch die ‚Wanderjahre' enthalten soll, mu auf Weihnachten zum Druck abgeliefert werden. Diesen früher einem Bande erschienenen Roman hat Goethe gänzlich umzuarbe ten angefangen und das Alte mit so viel Neuem verschmolzen, d es als ein Werk in drei Bänden in der neuen Ausgabe hervorgeh soll. Hieran ist nun zwar bereits viel getan, aber noch sehr viel tun. Das Manuskript hat überall weiße Papierlücken, die noch au gefüllt sein wollen. Hier fehlt etwas in der Exposition; hier ist e geschickter Übergang zu finden, damit dem Leser weniger fühlb werde, daß es ein kollektives Werk sei; hier sind Fragmente v großer Bedeutung, denen der Anfang, andere, denen das Ende ma gelt, und so ist an allen drei Bänden noch sehr viel nachzuhelfe um das bedeutende Buch zugleich annehmlich und anmutig machen.

Goethe teilte mir vergangenes Frühjahr das Manuskript z Durchsicht mit; wir verhandelten damals sehr viel über diesen wic tigen Gegenstand mündlich und schriftlich; ich riet ihm, den ganz Sommer der Vollendung dieses Werkes zu widmen und alle and ren Arbeiten solange zur Seite zu lassen; er war gleichfalls v dieser Notwendigkeit überzeugt und hatte den festen Entschluß, zu tun. Dann aber starb der Großherzog; in Goethes ganze E stenz war dadurch eine ungeheure Lücke gerissen, an eine so vi Heiterkeit und ruhigen Sinn verlangende Komposition war nic mehr zu denken, und er hatte nur zu sehen, wie er sich persönli obenhalten und wiederherstellen wollte.

Jetzt aber, da er mit Herbstes Anfang, von Dornburg zurückkehrend, die Zimmer seiner weimarischen Wohnung wieder betrat, mußte ihm auch der Gedanke an die Vollendung seiner ‚Wanderjahre', wozu ihm nur noch die kurze Frist weniger Monate vergönnet war, lebendig vor die Seele treten, und zwar im Konflikt mit den mannigfaltigen Störungen, die ihm bevorstanden und einem reinen ruhigen Walten und Wirken seines Talentes im Wege waren.

Faßt man nun alles Dargelegte zusammen, so wird man mich verstehen, wenn ich sage, daß in Goethe, trotz seiner leichten heiteren Scherze bei Tisch, eine tiefer liegende Befangenheit nicht sei zu verkennen gewesen.

Warum ich aber diese Verhältnisse berühre, hat noch einen anderen Grund. Es steht mit einer Äußerung Goethes in Verbindung, die mir sehr merkwürdig erschien, die seinen Zustand und sein eigentümliches Wesen aussprach, und wovon ich nun reden will.

Professor Abeken[160] zu Osnabrück hatte mir in den Tagen vor dem 28. August einen Einschluß zugesendet, mit dem Ersuchen, ihn Goethe zu seinem Geburtstage zu schicklicher Stunde zu überreichen. Es sei ein Andenken in bezug auf Schiller, das gewiß Freude verursachen werde.

Als nun Goethe heute bei Tisch von den mannigfaltigen Geschenken erzählte, die ihm zu seinem Geburtstag nach Dornburg gesendet worden, fragte ich ihn, was das Paket von Abeken enthalten.

„Es war eine merkwürdige Sendung", sagte Goethe, „die mir viele Freude gemacht hat. Ein liebenswürdiges Frauenzimmer, bei der Schiller den Tee getrunken, hat die Artigkeit gehabt, seine Äußerungen niederzuschreiben. Sie hat alles sehr hübsch aufgefaßt und treu wiedergegeben, und das lieset sich nun nach so langer Zeit gar gut, indem man dadurch unmittelbar in einen Zustand versetzt wird, der mit tausend anderen bedeutenden vorübergegangen ist, in diesem Fall aber glücklicherweise in seiner Lebendigkeit auf dem Papiere gefesselt worden.

Schiller erscheint hier, wie immer, im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein! – Wir andern dagegen fühlen uns immer bedingt; die Personen, die

[160] Bernhard Rudolf Abeken (1780–1866). Professor in Osnabrück, von 1808–1810 Erzieher der Kinder Friedrich Schillers.

Gegenstände, die uns umgeben, haben auf uns ihren Einfluß; der Teelöffel geniert uns, wenn er von Gold ist, da er von Silber sein sollte, und so, durch tausend Rücksichten paralysiert, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unserer Natur sein möchte, frei auszulassen. Wir sind die Sklaven der Gegenstände und erscheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns diese zusammenziehen oder zu freier Ausdehnung Raum geben."

Goethe schwieg, das Gespräch mischte sich anders, ich aber bedachte diese merkwürdigen, auch mein eigenes Innere berührenden und aussprechenden Worte in meinem Herzen.

Dienstag, den 7. Oktober 1828

Heute bei Tisch war die heiterste Gesellschaft. Außer den weimarischen Freunden waren auch einige von Berlin zurückkehrende Naturforscher zugegen, unter denen Herr von Martius[161] aus München, der an Goethes Seite saß, mir bekannt war. Über die mannigfaltigsten Dinge wurde hin und her gescherzt und gesprochen. Goethe war von besonders guter Laune und überaus mitteilend. Das Theater kam zur Sprache, die letzte Oper, ‚Moses' von Rossini[162], ward viel beredet. Man tadelte das Sujet, man lobte und tadelte die Musik; Goethe äußerte sich folgendermaßen:

„Ich begreife euch nicht, ihr guten Kinder", sagte er, „wie ihr Sujet und Musik trennen und jedes für sich genießen könnt. Ihr sagt, das Sujet tauge nicht, aber ihr hättet es ignoriert und euch an der trefflichen Musik erfreuet. Ich bewundere wirklich die Einrichtung eurer Natur, und wie eure Ohren imstande sind, anmutigen Tönen zu lauschen, während der gewaltigste Sinn, das Auge, von den absurdesten Gegenständen geplagt wird.

Und daß euer ‚Moses' doch wirklich gar zu absurd ist, werdet ihr nicht leugnen. So wie der Vorhang aufgeht, stehen die Leute da und beten! – Dies ist sehr unpassend. Wenn du beten willst, steht geschrieben, so gehe in dein Kämmerlein und schleuß die Tür hinter dir zu. Aber auf dem Theater soll man nicht beten.

Ich hätte euch einen ganz anderen ‚Moses' machen wollen und das Stück ganz anders anfangen lassen. Ich hätte euch zuerst gezeigt, wie die Kinder Israel, bei schwerem Frondienst, von der Tyrannei der ägyptischen Vögte zu leiden haben, damit es nachher desto an

[161] Karl Friedrich Philipp von Martius (1794–1868), Naturforscher. [162] Gioacchino Rossini (1792–1868). Italienischer Komponist. Letzter Vertreter der Opera buffa.

schaulicher würde, welche Verdienste sich Moses um sein Volk erworben, das er aus so schändlichem Druck zu befreien gewußt."

Goethe fuhr fort, mit großer Heiterkeit die ganze Oper Schritt vor Schritt durch alle Szenen und Akte aufzubauen, immer geistreich und voller Leben, im historischen Sinne des Sujets, und zum freudigen Erstaunen der ganzen Gesellschaft, die den unaufhaltsamen Fluß seiner Gedanken und den heiteren Reichtum seiner Erfindungen zu bewundern hatte. Es ging alles zu rasch vorüber, um es aufzufassen, doch ist mir der Tanz der Ägyptier im Gedächtnis geblieben, den Goethe nach der überstandenen Finsternis, als Freude über das wiedergegebene Licht, eintreten ließ.

Das Gespräch lenkte sich von Moses zurück auf die Sündflut, und so nahm es bald, durch den geistreichen Naturforscher angeregt, eine naturhistorische Wendung.

„Man will", sagte Herr von Martius, „auf dem Ararat ein Stück von der Arche Noahs versteinert gefunden haben, und es sollte mich wundern, wenn man nicht auch die versteinerten Schädel der ersten Menschen finden sollte."

Diese Äußerung gab zu ähnlichen Anlaß, und so kam die Unterhaltung auf die verschiedenen Menschenrassen, wie sie als Schwarze, Braune, Gelbe und Weiße die Länder der Erde bewohnen; so daß man mit der Frage schloß, ob denn wirklich anzunehmen, daß alle Menschen von dem einzigen Paare Adam und Eva abstammen?

Herr von Martius war für die Sage der Heiligen Schrift, die er als Naturforscher durch den Satz zu bestätigen suchte, daß die Natur in ihren Produktionen höchst ökonomisch zu Werke gehe.

„Dieser Meinung", sagte Goethe, „muß ich widersprechen. Ich behaupte vielmehr, daß die Natur sich immer reichlich, ja verschwenderisch erweise, und daß es weit mehr in ihrem Sinne sei, anzunehmen, sie habe, statt eines einzigen armseligen Paares, die Menschen gleich zu Dutzenden, ja zu Hunderten hervorgehen lassen.

Als nämlich die Erde bis zu einem gewissen Punkt der Reife gediehen war, die Wasser sich verlaufen hatten und das Trockene genugsam grünete, trat die Epoche der Menschwerdung ein, und es entstanden die Menschen durch die Allmacht Gottes überall, wo der Boden es zuließ, und vielleicht auf den Höhen zuerst. Anzunehmen, daß dieses geschehen, halte ich für vernünftig; allein darüber nachzusinnen, wie es geschehen, halte ich für ein unnützes Geschäft, das wir denen überlassen wollen, die sich gerne mit unauflösbaren Problemen beschäftigen, und die nichts Besseres zu tun haben."

„Wenn ich auch", sagte Herr von Martius mit einiger Schalkheit, „mich als Naturforscher von der Ansicht Eurer Exzellenz gerne

überzeugen ließ, so fühle ich mich doch als guter Christ in einiger Verlegenheit, zu einer Meinung überzutreten, die mit den Aussagen der Bibel nicht wohl zu vereinigen sein möchte."

„Die Heilige Schrift", erwiderte Goethe, „redet allerdings nur von einem Menschenpaare, das Gott am sechsten Tage erschaffen. Allein die begabten Männer, welche das Wort Gottes aufzeichneten, das uns die Bibel überliefert, hatten es zunächst mit ihrem auserwählten Volke zu tun, und so wollen wir auch diesem die Ehre seiner Abstammung von Adam keineswegs streitig machen. Wir andern aber, so wie auch die Neger und Lappländer, und schlanke Menschen, die schöner sind als wir alle, hatten gewiß auch andere Urväter; wie denn die werte Gesellschaft gewiß zugeben wird, daß wir uns von den ersten Abkömmlingen Adams auf eine gar mannigfaltige Weise unterscheiden, und daß sie, besonders was das Geld betrifft, es uns allen zuvortun."

Wir lachten. Das Gespräch mischte sich allgemein; Goethe, durch Herrn von Martius zu Widersprüchen angeregt, sagte noch manches bedeutende Wort, das, den Schein des Scherzes tragend, dennoch aus dem Grund eines tieferen Hinterhaltes hervorging. . .

Donnerstag, den 9. Oktober 1828

Zu Ehren Tiecks war diesen Abend in den Zimmern der Frau von Goethe ein sehr unterhaltender Tee. Ich machte die Bekanntschaft des Grafen und der Gräfin Medem; letztere sagte mir, daß sie am Tage Goethe gesehen, und wie sie von diesem Eindruck noch im Innersten beglückt sei. Der Graf interessierte sich besonders für den ‚Faust' und dessen Fortsetzung, über welche Dinge er sich mit mir eine Weile lebhaft unterhielt.

Man hatte uns Hoffnung gemacht, daß Tieck etwas lesen würde, und so geschah es auch. Die Gesellschaft begab sich sehr bald in ein entfernteres Zimmer, und nachdem jeder es sich in einem weiten Kreis auf Stühlen und Sofas zum Anhören bequem gemacht, las Tieck den ‚Clavigo'.

Ich hatte das Stück oft gelesen und empfunden, doch jetzt erschien es mir durchaus neu und tat eine Wirkung wie fast nie zuvor. Es war mir, als hörte ich es vom Theater herunter, allein besser; die einzelnen Charaktere und Situationen waren vollkommener gefühlt; es machte den Eindruck einer Vorstellung, in der jede Rolle ganz vortrefflich besetzt worden.

Man könnte kaum sagen, welche Partien des Stückes Tieck besser gelesen, ob solche, in denen sich Kraft und Leidenschaft der Männer

entwickelte, ob ruhig klare Verstandesszenen oder ob Momente gequälter Liebe. Zu dem Vortrag letzterer Art standen ihm jedoch ganz besondere Mittel zu Gebot. Die Szene zwischen Marie und Clavigo tönet mir noch immer vor den Ohren; die gepreßte Brust, das Stocken und Zittern der Stimme, abgebrochene, halberstickte Worte und Laute, das Hauchen und Seufzen eines in Begleitung von Tränen heißen Atems, alles dieses ist mir noch vollkommen gegenwärtig und wird mir unvergeßlich sein. Jedermann war im Anhören versunken und davon hingerissen; die Lichter brannten trübe, niemand dachte daran oder wagte es, sie zu putzen, aus Furcht vor der leisesten Unterbrechung; Tränen in den Augen der Frauen, die immer wieder hervorquollen, zeugten von des Stückes tiefer Wirkung und waren wohl der gefühlteste Tribut, der dem Vorleser wie dem Dichter gezollt werden konnte.

Tieck hatte geendigt und stand auf, sich den Schweiß von der Stirne wischend, die Hörenden aber waren noch immer wie gefesselt auf ihren Stühlen; jeder schien in dem, was ihm soeben durch die Seele gegangen war, noch zu tief begriffen, als daß er passende Worte des Dankes für den hätte bereit haben sollen, der eine so wunderbare Wirkung auf alle hervorgebracht hatte.

Nach und nach fand man sich wieder; man stand auf und sprach und ging erheitert durcheinander; dann aber begab man sich zu einem Souper, das in den Nebenzimmern auf kleinen Tischen bereitstand.

Goethe selbst war diesen Abend nicht gegenwärtig; aber sein Geist und sein Andenken war unter uns allen lebendig. Er sendete Tieck seine Entschuldigung, dessen beiden Töchtern Agnes und Dorothea aber zwei Tuchnadeln mit seinem Bildnis und roten Bandschleifen, die Frau von Goethe überreichte und wie kleine Orden ihnen vorsteckte.

Freitag, den 10. Oktober 1828

Von Herrn William Fraser in London, Herausgeber des ‚Foreign Review', gelangten diesen Morgen zwei Exemplare des dritten Stücks jener periodischen Schrift zu mir, wovon ich das eine Exemplar diesen Mittag Goethe überreichte.

Ich fand wieder eine heitere Tischgesellschaft geladen, zu Ehren Tiecks und der Gräfin, die auf das Bitten Goethes und der übrigen Freunde noch einen Tag zugegeben hatten, während der übrige Teil dieser Familie schon am Morgen nach Dresden vorausgereiset war.

Ein besonderer Gegenstand der Unterhaltung bei Tisch war die

englische Literatur und namentlich Walter Scott, bei welcher Gelegenheit Tieck unter andern sagte, daß er vor zehn Jahren das erste Exemplar des ‚Waverley' nach Deutschland gebracht habe.

Sonnabend, den 11. Oktober 1828

Das gedachte ‚Foreign Review' des Herrn Fraser enthielt unter vielen bedeutenden und interessanten Gegenständen auch einen höchst würdigen Aufsatz über Goethe von Carlyle[163], den ich diesen Morgen studierte. Ich ging mittags ein wenig früher zu Tisch, um vor der Ankunft der übrigen Gäste mich mit Goethe darüber zu bereden.

Ich fand ihn, wie ich wünschte, noch allein, in Erwartung der Gesellschaft. Er trug seinen schwarzen Frack und Stern, worin ich ihn so gerne sehe; er schien heute besonders jugendlich heiter, und wir fingen sogleich an, von unserm gemeinsamen Interesse zu reden. Goethe sagte mir, daß er Carlyles Aufsatz über ihn gleichfalls diesen Morgen betrachtet, und so waren wir denn imstande, über die Bestrebungen der Ausländer manche Worte des Lobes gegenseitig auszutauschen.

„Es ist eine Freude, zu sehen", sagte Goethe, „wie die frühere Pedanterie der Schotten sich in Ernst und Gründlichkeit verwandelt hat. Wenn ich bedenke, wie die Edinburger vor noch nicht langen Jahren meine Sachen behandelt haben, und ich jetzt dagegen Carlyles Verdienste um die deutsche Literatur erwäge, so ist es auffallend, welch ein bedeutender Vorschritt zum Besseren geschehen ist."

„An Carlyle", sagte ich, „muß ich vor allem den Geist und Charakter verehren, der seinen Richtungen zum Grunde liegt. Es ist ihm um die Kultur seiner Nation zu tun, und da fragt er denn bei den literarischen Erzeugnissen des Auslandes, womit er seine Landsleute bekannt zu machen wünscht, weniger nach Künsten des Talents, als nach der Höhe sittlicher Bildung, die aus solchen Werken zu gewinnen."

„Ja", sagte Goethe, „die Gesinnung, aus der er handelt, ist besonders schätzbar. Und wie ist es ihm Ernst! und wie hat er uns Deutsche studiert! Er ist in unserer Literatur fast besser zu Hause als wir selbst; zum wenigsten können wir mit ihm in unsern Bemühungen um das Englische nicht wetteifern."

„Der Aufsatz", sagte ich, „ist mit einem Feuer und Nachdruck

[163] Thomas Carlyle (1795–1881). Englischer Schriftsteller. War der Vermittler des klassischen deutschen Geistes im Ausland, der „Statthalter Goethes" in England. Schrieb auch eine Biographie Friedrich Schillers.

geschrieben, daß man ihm wohl anmerkt, daß in England noch viele Vorurteile und Widersprüche zu bekämpfen sind. Den ‚Wilhelm Meister' zumal scheinen übelwollende Kritiker und schlechte Übersetzer in kein günstiges Licht gebracht zu haben. Dagegen benimmt sich nun Carlyle sehr gut. Der dummen Nachrede, daß keine wahre Edelfrau den ‚Meister' lesen dürfe, widerspricht er sehr heiter mit dem Beispiel der letzten Königin von Preußen[164], die sich mit dem Buche vertraut gemacht, und die doch mit Recht für eine der ersten Frauen ihrer Zeit gelte."

Verschiedene Tischgäste traten herein, die Goethe begrüßte. Er wendete seine Aufmerksamkeit mir wieder zu, und ich fuhr fort.

„Freilich", sagte ich, „hat Carlyle den ‚Meister' studiert, und so, durchdrungen von dem Wert des Buches, wie er ist, möchte er gerne, daß es sich allgemein verbreitete, er möchte gerne, daß jeder Gebildete davon gleichen Gewinn und Genuß hätte."

Goethe zog mich an ein Fenster, um mir zu antworten.

„Liebes Kind", sagte er, „ich will Ihnen etwas vertrauen, das Sie sogleich über vieles hinaushelfen und das Ihnen lebenslänglich zugute kommen soll. Meine Sachen können nicht popular werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen, und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind."

Er wollte weiter reden; eine junge Dame trat heran, ihn unterbrechend und ihn in ein Gespräch ziehend. Ich wendete mich zu anderen, worauf wir uns bald zu Tisch setzten.

Von dem, was gesprochen wurde, wüßte ich nichts zu sagen; Goethes Worte lagen mir im Sinn und beschäftigten ganz mein Inneres.

Freilich, dachte ich, ein Schriftsteller wie er, ein Geist von solcher Höhe, eine Natur von so unendlichem Umfang, wie soll der popular werden! Kann doch kaum ein kleiner Teil von ihm popular werden! Kaum ein Lied, das lustige Brüder und verliebte Mädchen singen, und das für andere wiederum nicht da ist.

Und, recht besehen, ist es nicht mit allen außerordentlichen Dingen so? Ist denn Mozart[165] popular? Und ist es denn Raphael? – Und verhält sich nicht die Welt gegen so große Quellen überschwenglichen geistigen Lebens überall nur wie Naschende, die froh

[164] Luise von Preußen (1776–1810). Gattin König Friedrich Wilhelms III. [165] Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791). Komponist und Pianist, universalster und bedeutendster Vertreter der Wiener Klassik.

sind, hin und wieder ein Weniges zu erhaschen, das ihnen eine Weile eine höhere Nahrung gewähre?

Ja, fuhr ich in meinen Gedanken fort, Goethe hat recht! Er kann seinem Umfange nach nicht popular werden, und seine Werke sind nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind.

Sie sind im Ganzen für betrachtende Naturen, die in die Tiefen der Welt und Menschheit zu dringen wünschen und seinen Pfaden nachgehen. – Sie sind im einzelnen für leidenschaftlich Genießende, die des Herzens Wonne und Weh im Dichter suchen. – Sie sind für junge Poeten, die lernen wollen, wie man sich ausdrücke, und wie man einen Gegenstand kunstgemäß behandele. – Sie sind für Kritiker, die darin ein Muster empfangen, nach welchen Maximen man urteilen solle, und wie man auch eine Rezension interessant und anmutig mache, so daß man sie mit Freuden lese. – Seine Werke sind für den Künstler, weil sie ihm im allgemeinen den Geist aufklären und er im besonderen aus ihnen lernt, welche Gegenstände eine kunstgemäße Bedeutung haben, und was er demnach darstellen solle und was nicht. – Sie sind für den Naturforscher, nicht allein weil gefundene große Gesetze ihm überliefert werden, sondern auch vorzüglich, weil er darin eine Methode empfängt, wie ein guter Geist mit der Natur verfahren müsse, damit sie ihm ihre Geheimnisse offenbare.

Und so gehen denn alle wissenschaftlich und künstlerisch Strebenden bei den reichbesetzten Tafeln seiner Werke zu Gaste, und in ihren Wirkungen zeugen sie von der allgemeinen Quelle eines großen Lichtes und Lebens, aus der sie geschöpft haben.

Diese und ähnliche Gedanken gingen mir bei Tisch durch den Kopf. Ich dachte an einzelne Personen, an manchen wackeren deutschen Künstler, Naturforscher, Dichter und Kritiker, die einen großen Teil ihrer Bildung Goethen zu danken haben. Ich dachte an geistreiche Italiener, Franzosen und Engländer, die auf ihn ihre Augen richten, und die in seinem Sinne handeln.

Unterdessen hatte man um mich her heiter gescherzt und gesprochen und es sich an guten Gerichten wohl sein lassen. Ich hatte auch mitunter ein Wörtchen mit dreingeredet, aber alles, ohne eigentlich bei der Sache zu sein. Eine Dame hatte eine Frage an mich gerichtet, worauf ich vielleicht nicht die beste Antwort mochte gegeben haben. Ich wurde geneckt.

„Laßt nur den Eckermann", sagte Goethe, „er ist immer abwesend, außer wenn er im Theater sitzt."

Man lachte auf meine Kosten; doch war es mir nicht unlieb. Ich

war heute in meinem Gemüt besonders glücklich. Ich segnete mein Geschick, das mich, nach manchen wunderlichen Fügungen, den wenigen zugesellet hatte, die den Umgang und das nähere Vertrauen eines Mannes genießen, dessen Größe mir noch vor wenig Augenblicken lebhaft durch die Seele gegangen war, und den ich nun in seiner vollen Liebenswürdigkeit persönlich vor Augen hatte.

Biskuit und schöne Trauben wurden zum Nachtisch aufgetragen. Letztere waren aus der Ferne gesendet, und Goethe tat geheimnisvoll, woher sie gekommen. Er verteilte sie und reichte mir eine sehr reife über den Tisch. „Hier, mein Guter", sagte er, „essen Sie von diesen Süßigkeiten, und sein Sie vergnügt." Ich ließ mir die Traube aus Goethes Händen wohlschmecken und war nun mit Leib und Seele völlig in seiner Nähe . . .

Mittwoch, den 22. Oktober 1828

Heute war bei Tisch von den Frauen die Rede, und Goethe äußerte sich darüber sehr schön. „Die Frauen", sagte er, „sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahiert, sondern sie ist mir angeboren oder in mir entstanden, Gott weiß wie. Meine dargestellten Frauencharaktere sind daher auch alle gut weggekommen, sie sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind."

Dienstag, den 16. Dezember 1828

Ich war heute mit Goethe in seiner Arbeitsstube allein zu Tisch; wir sprachen über verschiedene literarische Dinge.

„Die Deutschen", sagte er, „können die Philisterei nicht loswerden. – Da quengeln und streiten sie jetzt über verschiedene Distichen, die sich bei Schiller gedruckt finden und auch bei mir, und sie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entschieden herauszubringen, welche denn wirklich Schillern gehören und welche mir. Als ob etwas darauf ankäme, als ob etwas damit gewonnen würde, und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da sind!

Freunde wie Schiller und ich, jahrelang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich ineinander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem einen gehörten oder dem andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken, und Schiller

machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede sein! Man müßte wirklich selbst noch tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte."

„Etwas Ähnliches", sagte ich, „kommt in der literarischen Welt häufig vor, indem man zum Beispiel an dieses oder jenes berühmten Mannes Originalität zweifelt und die Quellen auszuspüren sucht, woher er seine Kultur hat."

„Das ist sehr lächerlich!" sagte Goethe; „man könnte ebensogut einen wohlgenährten Mann nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegessen, und die ihm Kräfte gegeben. Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwickelung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können, und was uns gemäß ist. Ich verdanke den Griechen und Franzosen viel, ich bin Shakespeare, Sterne[166] und Goldsmith Unendliches schuldig geworden. Allein damit sind die Quellen meiner Kultur nicht nachgewiesen; es würde ins Grenzenlose gehen und wäre auch nicht nötig. Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt, und die es aufnimmt, wo sie es findet.

Überhaupt", fuhr Goethe fort, „ist die Welt jetzt so alt, und es haben seit Jahrtausenden so viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht, daß wenig Neues mehr zu finden und zu sagen ist. Meine Farbenlehre ist auch nicht durchaus neu. Plato[167], Leonardo da Vinci[168] und viele andere Treffliche haben im einzelnen vor mir dasselbige gefunden und gesagt; aber daß ich es auch fand, daß ich es wieder sagte, und daß ich dafür strebte, in einer konfusen Welt dem Wahren wieder Eingang zu verschaffen, das ist mein Verdienst.

Und denn, man muß das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrtum um uns her immer wieder gepredigt wird, und zwar nicht von einzelnen, sondern von der Masse. In Zeitungen und Enzyklopädien, auf Schulen und Universitäten, überall ist der Irrtum obenauf, und es ist ihm wohl und behaglich, im Gefühl der Majorität, die auf seiner Seite ist.

[166] Laurence Sterne (1713–1768). Englischer Schriftsteller unter dem Pseudonym Yorick. Von Goethe hoch geschätzt; in den ‚Maximen und Reflexionen' schreibt er: „Yorik-Sterne war der schönste Geist, der je gewirkt hat; wer ihn liest, fühlt sich sogleich frei und schön; sein Humor ist unnachahmlich, und nicht jeder Humor befreit die Seele." [167] Platon (427–347 v. Chr.). Griechischer Philosoph und Dichter. [168] Leonardo da Vinci (1452–1519). Italienischer Maler, Gelehrter und Astronom der Renaissance.

Oft lehret man auch Wahrheit und Irrtum zugleich und hält sich an letzteren. So las ich vor einigen Tagen in einer englischen Enzyklopädie die Lehre von der Entstehung des Blauen. Obenan stand die wahre Ansicht von Leonardo da Vinci; mit der größten Ruhe aber folgte zugleich der Newtonische Irrtum, und zwar mit dem Bemerken, daß man sich an diesen zu halten habe, weil er das allgemein Angenommene sei."

Ich mußte mich lachend verwundern, als ich dieses hörte. „Jede Wachskerze", sagte ich, „jeder erleuchtete Küchenrauch, der etwas Dunkeles hinter sich hat, jeder duftige Morgennebel, wenn er vor schattigen Stellen liegt, überzeugen mich täglich von der Entstehung der blauen Farbe und lehren mich die Bläue des Himmels begreifen. Was aber die Newtonischen Schüler sich dabei denken mögen, daß die Luft die Eigenschaft besitze, alle übrigen Farben zu verschlucken und nur die blaue zurückzuwerfen, dieses ist mir völlig unbegreiflich, und ich sehe nicht ein, welchen Nutzen und welche Freude man an einer Lehre haben kann, wobei jeder Gedanke völlig stille steht und jede gesunde Anschauung durchaus verschwindet."

„Gute Seele", sagte Goethe, „um Gedanken und Anschauungen ist es den Leuten auch gar nicht zu tun. Sie sind zufrieden, wenn sie nur Worte haben, womit sie verkehren, welches schon mein Mephistopheles gewußt und nicht übel ausgesprochen hat:

> ‚Vor allem haltet euch an Worte!
> Dann geht ihr durch die sichre Pforte
> Zum Tempel der Gewißheit ein;
> Denn eben wo Begriffe fehlen,
> Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.' Etc."

Goethe rezitierte diese Stelle lachend und schien überall in der besten Laune. „Es ist nur gut", sagte er, „daß schon alles gedruckt steht, und so will ich fortfahren, ferner drucken zu lassen, was ich gegen falsche Lehren und deren Verbreiter noch auf dem Herzen habe.

Treffliche Menschen", fuhr er nach einer Pause fort, „kommen jetzt in den Naturwissenschaften heran, und ich sehe ihnen mit Freuden zu. Andere fangen gut an, aber sie halten sich nicht; ihr vorwaltendes Subjektive führt sie in die Irre. Wiederum andere halten zu sehr auf Fakta und sammeln deren zu einer Unzahl, wodurch nichts bewiesen wird. Im ganzen fehlt der theoretische Geist, der fähig wäre, zu Urphänomenen durchzudringen und der einzelnen Erscheinungen Herr zu werden."

Ein kurzer Besuch unterbrach unsere Unterhaltung; bald aber wieder allein gelassen, lenkte sich das Gespräch auf die Poesie, und ich erzählte Goethen, daß ich dieser Tage seine kleinen Gedichte wieder betrachtet und besonders bei zweien verweilet habe, bei der ‚Ballade' nämlich von den Kindern und dem Alten und bei den ‚Glücklichen Gatten'.

„Ich halte auf diese beiden Gedichte selber etwas", sagte Goethe, „wiewohl das deutsche Publikum bis jetzt nicht viel daraus hat machen können."

„In der Ballade", sagte ich, „ist ein sehr reicher Gegenstand in große Enge zusammengebracht, mittelst aller poetischen Formen und Künste und Kunstgriffe, worunter ich besonders den hochschätze, daß das Vergangene der Geschichte den Kindern von dem Alten bis zu dem Punkt erzählt wird, wo die Gegenwart eintritt und das übrige sich vor unsern Augen entwickelt."

„Ich habe die Ballade lange mit mir herumgetragen", sagte Goethe, „ehe ich sie niederschrieb; es stecken Jahre von Nachdenken darin, und ich habe sie drei- bis viermal versucht, ehe sie mir so gelingen wollte, wie sie jetzt ist."

„Das Gedicht von den ‚Glücklichen Gatten'", fuhr ich fort, „ist gleichfalls sehr reich an Motiven; es erscheinen darin ganze Landschaften und Menschenleben, durchwärmt von dem Sonnenschein eines anmutigen Frühlingshimmels, der sich über dem Ganzen ausbreitet."

„Ich habe das Gedicht immer liebgehabt", sagte Goethe, „und es freut mich, daß Sie ihm ein besonderes Interesse schenken. Und daß der Spaß zuletzt noch auf eine Doppelkindtaufe hinausgeht, dächte ich, wäre doch artig genug."

1829

Mittwoch, den 4. Februar 1829

„Ich habe im Schubarth[169] zu lesen fortgefahren", sagte Goethe; „er ist freilich ein bedeutender Mensch, und er sagt sogar manches sehr Vorzügliche, wenn man es sich in seine eigene Sprache übersetzt. Die Hauptrichtung seines Buches geht darauf hinaus, daß es einen Standpunkt außerhalb der Philosophie gebe, nämlich den des gesunden Menschenverstandes; und daß Kunst und Wissenschaft, unabhängig von der Philosophie, mittelst freier Wirkung natürlicher menschlicher Kräfte, immer am besten gediehen sei. Dies ist durchaus Wasser auf unsere Mühle. Von der Philosophie habe ich mich selbst immer frei erhalten; der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes war auch der meinige, und Schubarth bestätiget also, was ich mein ganzes Leben selber gesagt und getan habe.

Das einzige, was ich an ihm nicht durchaus loben kann, ist, daß er gewisse Dinge besser weiß, als er sie sagt, und daß er also nicht immer ganz ehrlich zu Werke geht So wie Hegel[170] zieht auch er die christliche Religion in die Philosophie herein, die doch nichts darin zu tun hat. Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze. So auch bedarf der Philosoph nicht das Ansehen der Religion, um gewisse Lehren zu beweisen, wie zum Beispiel die einer ewigen Fortdauer. Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiöse Zusagen bauen; wenn aber der Philosoph den Beweis für die Unsterblichkeit unserer Seele aus einer Legende hernehmen will, so ist das sehr schwach und will

[169] „Über Philosophie überhaupt und Hegels Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften insbesondere", ein Werk des Schriftstellers Karl Ernst Schubarth.
[170] Georg Friedrich Wilhelm Hegel (1770–1831). Größter Philosoph des deutschen Idealismus.

nicht viel heißen. Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag."

Mein Herz schlug bei diesen Worten vor Bewunderung und Liebe. Ist doch, dachte ich, nie eine Lehre ausgesprochen worden, die mehr zu edlen Taten reizt als diese. Denn wer will nicht bis an sein Ende unermüdlich wirken und handeln, wenn er darin die Bürgschaft eines ewigen Lebens findet.

Goethe ließ ein Portefeuille mit Handzeichnungen und Kupferstichen vorlegen. Nachdem er einige Blätter stille betrachtet und umgewendet, reichte er mir einen schönen Stich nach einem Gemälde von Ostade[171]. „Hier", sagte er, „haben Sie die Szene zu unserm Good man und good wife." – Ich betrachtete das Blatt mit großer Freude. Ich sah das Innere einer Bauernwohnung vorgestellt, wo Küche, Wohn- und Schlafzimmer alles in einem und nur ein Raum war. Mann und Frau saßen sich nahe gegenüber; die Frau spinnend, der Mann Garn windend; ein Bube zu ihren Füßen. Im Hintergrunde sah man ein Bette, so wie überall nur das roheste allernotwendigste Hausgeräte; die Tür ging unmittelbar ins Freie. Den Begriff beschränkten ehelichen Glückes gab dieses Blatt vollkommen; Zufriedenheit, Behagen und ein gewisses Schwelgen in liebenden ehelichen Empfindungen lag auf den Gesichtern vom Manne und der Frau, wie sie sich einander anblickten. „Es wird einem wohler zumute", sagte ich, „je länger man dieses Blatt ansieht; es hat einen Reiz ganz eigener Art." „Es ist der Reiz der Sinnlichkeit", sagte Goethe, „den keine Kunst entbehren kann, und der in Gegenständen solcher Art in seiner ganzen Fülle herrscht. Bei Darstellungen höherer Richtung dagegen, wo der Künstler ins Ideelle geht, ist es schwer, daß die gehörige Sinnlichkeit mitgehe, und daß er nicht trocken und kalt werde. Da können nun Jugend oder Alter günstig oder hinderlich sein, und der Künstler muß daher seine Jahre bedenken und danach seine Gegenstände wählen. Meine ‚Iphigenie' und mein ‚Tasso' sind mir gelungen, weil ich jung genug war, um mit meiner Sinnlichkeit das Ideelle des Stoffes durchdringen und beleben zu können. Jetzt in meinem Alter wären so ideelle Gegenstände nicht für mich geeignet, und ich tue vielmehr wohl, solche zu wählen, wo eine gewisse Sinnlichkeit bereits im Stoffe liegt. Wenn Genasts[172] hier bleiben, so schreibe ich euch zwei Stücke, jedes in

[171] Adriaen van Ostade (1610–1685). Hauptmeister des holländischen Bauernbildes. [172] Genast, Schauspielerehepaar am Hoftheater in Weimar.

einem Akt und in Prosa. Das eine von der heitersten Art, mit einer Hochzeit endend, das andere grausam und erschütternd, so daß am Ende zwei Leichname zurückbleiben. Das letztere rührt noch aus Schillers Zeit her, und er hat auf mein Antreiben schon eine Szene davon geschrieben. Beide Sujets habe ich lange durchdacht, und sie sind mir so vollkommen gegenwärtig, daß ich jedes in acht Tagen diktieren wollte, wie ich es mit meinem ‚Bürgergeneral' getan habe."

„Tun Sie es", sagte ich, „schreiben Sie die beiden Stücke auf jeden Fall; es ist Ihnen nach den ‚Wanderjahren' eine Erfrischung und wirkt wie eine kleine Reise. Und wie würde die Welt sich freuen, wenn Sie dem Theater noch etwas zuliebe täten, was niemand mehr erwartet." . . .

„Für das Theater zu schreiben", fuhr Goethe fort, „ist ein eigenes Ding, und wer es nicht durch und durch kennet, der mag es unterlassen. Ein interessantes Faktum, denkt jeder, werde auch interessant auf den Brettern erscheinen; aber mitnichten! – Es können Dinge ganz hübsch zu lesen und hübsch zu denken sein, aber, auf die Bretter gebracht, sieht das ganz anders aus, und was uns im Buche entzückte, wird uns von der Bühne herunter vielleicht kalt lassen. Wenn man meinen ‚Hermann und Dorothea' lieset, so denkt man, das wäre auch auf dem Theater zu sehen. Töpfer[173] hat sich verführen lassen, es hinaufzubringen; allein was ist es, was wirkt es, zumal wenn es nicht ganz vorzüglich gespielt wird, und wer kann sagen, daß es in jeder Hinsicht ein gutes Stück sei? – Für das Theater zu schreiben ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß. Beides ist selten, und wo es sich nicht vereinigt findet, wird schwerlich etwas Gutes an den Tag kommen."

Montag, den 9. Februar 1829

Goethe sprach viel über die ‚Wahlverwandtschaften', besonders daß jemand sich in der Person des Mittler getroffen gefunden, den er früher im Leben nie gekannt und gesehen. „Der Charakter", sagte er, „muß also wohl einige Wahrheit haben und in der Welt mehr als einmal existieren. Es ist in den ‚Wahlverwandtschaften' überall keine Zeile, die ich nicht selber erlebt hätte, und es steckt darin mehr, als irgend jemand bei einmaligem Lesen aufzunehmen imstande wäre."

[173] Karl Töpfer (1792–1871), Lustspieldichter.

Mit Goethe allein zu Tisch. „Ich werde nach Beendigung der ‚Wanderjahre'", sagte er, „mich wieder zur Botanik wenden, um mit Soret[174] die Übersetzung weiterzubringen. Nur fürchte ich, daß es mich wieder ins Weite führt, und daß es zuletzt abermals ein Alp wird. Große Geheimnisse liegen noch verborgen, manches weiß ich, von vielem habe ich eine Ahndung. Etwas will ich Ihnen vertrauen und mich wunderlich ausdrücken.

Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten und schließt zuletzt ab mit der Blüte und dem Samen. In der Tierwelt ist es nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höherstehenden Tieren und Menschen sind es die Wirbelknochen, die sich anfügen und anfügen und mit dem Kopf abschließen, in welchem sich die Kräfte konzentrieren.

Was so bei einzelnen geschieht, geschieht auch bei ganzen Korporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelnheiten, die sich aneinanderschließen, bringen als Gesamtheit etwas hervor, das auch den Schluß macht und als Kopf des Ganzen anzusehen ist, den Bienenkönig. Wie dieses geschieht, ist geheimnisvoll, schwer auszusprechen, aber ich könnte sagen, daß ich darüber meine Gedanken habe.

So bringt ein Volk seine Helden hervor, die, gleich Halbgöttern, zu Schutz und Heil an der Spitze stehen; und so vereinigten sich die poetischen Kräfte der Franzosen in Voltaire. Solche Häuptlinge eines Volkes sind groß in der Generation, in der sie wirken; manche dauren später hinaus; die meisten werden durch andere ersetzt und von der Folgezeit vergessen."

Ich freute mich dieser bedeutenden Gedanken. Goethe sprach sodann über Naturforscher, denen es vor allem nur daran liege, ihre Meinung zu beweisen. „Herr von Buch[175]", sagte er, „hat ein neues Werk herausgegeben, das gleich im Titel eine Hypothese enthält. Seine Schrift soll von Granitblöcken handeln, die hier und dort umherliegen, man weiß nicht wie und woher. Da aber Herr von Buch die Hypothese im Schilde führt, daß solche Granitblöcke durch etwas Gewaltsames von innen hervorgeworfen und zersprengt worden, so deutet er dieses gleich im Titel an, indem er schon dort von zerstreuten Granitblöcken redet, wo denn der Schritt zur Zerstreu-

[174] Frédéric Soret (1795–1865). Naturwissenschaftler, Prinzenerzieher in Weimar. Auf seine Tagebuchaufzeichnungen stützen sich große Partien der Gespräche Eckermanns mit Goethe. [175] Leoold Freiherr von Buch (1774–1853). Geologe und Paläontologe.

ung sehr naheliegt und dem arglosen Leser die Schlinge des Irrtums über den Kopf gezogen wird, er weiß nicht wie.

Man muß alt werden, um dieses alles zu übersehen, und Geld genug haben, seine Erfahrungen bezahlen zu können. Jedes Bonmot, das ich sage, kostet mir eine Börse voll Gold; eine halbe Million meines Privatvermögens ist durch meine Hände gegangen, um das zu lernen, was ich jetzt weiß, nicht allein das ganze Vermögen meines Vaters, sondern auch mein Gehalt und mein bedeutendes literarisches Einkommen seit mehr als funfzig Jahren. Außerdem habe ich anderthalb Millionen zu großen Zwecken von fürstlichen Personen ausgeben sehen, denen ich nahe verbunden war, und an deren Schritten, Gelingen und Mißlingen ich teilnahm.

Es ist nicht genug, daß man Talent habe, es gehört mehr dazu, um gescheit zu werden; man muß auch in großen Verhältnissen leben und Gelegenheit haben, den spielenden Figuren der Zeit in die Karten zu sehen und selber zu Gewinn und Verlust mitzuspielen.

Ohne meine Bemühungen in den Naturwissenschaften hätte ich jedoch die Menschen nie kennengelernt, wie sie sind. In allen anderen Dingen kann man dem reinen Anschauen und Denken, den Irrtümern der Sinne wie des Verstandes, den Charakterschwächen und -stärken nicht so nachkommen; es ist alles mehr oder weniger biegsam und schwankend, und läßt alles mehr oder weniger mit sich handeln; aber die Natur versteht gar keinen Spaß, sie ist immer wahr, immer ernst, immer strenge; sie hat immer recht, und die Fehler und Irrtümer sind immer des Menschen. Den Unzulänglichen verschmäht sie, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergibt sie sich und offenbart ihm ihre Geheimnisse.

Der Verstand reicht zu ihr nicht hinauf, der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbaret, hinter denen sie sich hält, und die von ihr ausgehen.

Die Gottheit aber ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Toten; sie ist im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu tun; der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nutze.

Die Mineralogie ist daher eine Wissenschaft für den Verstand, für das praktische Leben, denn ihre Gegenstände sind etwas Totes, das nicht mehr entsteht, und an eine Synthese ist dabei nicht zu

denken. Die Gegenstände der Meteorologie sind zwar etwas Lebendiges, das wir täglich wirken und schaffen sehen, sie setzen eine Synthese voraus; allein der Mitwirkungen sind so mannigfaltige, daß der Mensch dieser Synthese nicht gewachsen ist und er sich daher in seinen Beobachtungen und Forschungen unnütz abmühet. Wir steuern dabei auf Hypothesen los, auf imaginäre Inseln, aber die eigentliche Synthese wird wahrscheinlich ein unentdecktes Land bleiben. Und mich wundert es nicht, wenn ich bedenke, wie schwer es gehalten, selbst in so einfachen Dingen, wie die Pflanze und die Farbe, zu einiger Synthese zu gelangen."

Dienstag, den 17. Februar 1829

Viel über die „Großkophta" gesprochen. „Lavater[176]", sagte Goethe, „glaubte an Cagliostro[177] und dessen Wunder. Als man ihn als einen Betrüger entlarvt hatte, behauptete Lavater: dies sei ein anderer Cagliostro, der Wundertäter Cagliostro sei eine heilige Person.

Lavater war ein herzlich guter Mann, allein er war gewaltigen Täuschungen unterworfen, und die ganz strenge Wahrheit war nicht seine Sache; er belog sich und andere. Es kam zwischen mir und ihm deshalb zum völligen Bruch. Zuletzt habe ich ihn noch in Zürich gesehen, ohne von ihm gesehen zu werden. Verkleidet ging ich in einer Allee, ich sah ihn auf mich zukommen, ich bog außerhalb, er ging an mir vorüber und kannte mich nicht. Sein Gang war wie der eines Kranichs, weswegen er auf dem Blocksberg als Kranich vorkommt."

Ich fragte Goethe, ob Lavater eine Tendenz zur Natur gehabt, wie man fast wegen seiner „Physiognomik" schließen sollte. „Durchaus nicht", antwortete Goethe, „seine Richtung ging bloß auf das Sittliche, Religiöse. Was in Lavaters ‚Physiognomik' über Tierschädel vorkommt, ist von mir.". . .

„In der deutschen Philosophie wären noch zwei große Dinge zu tun. Kant hat die ‚Kritik der reinen Vernunft' geschrieben, womit unendlich viel geschehen, aber der Kreis nicht abgeschlossen ist. Jetzt müßte ein Fähiger, ein Bedeutender die Kritik der Sinne und des Menschenverstandes schreiben, und wir würden, wenn dieses

[176] Johann Kaspar Lavater (1741–1801). Mystisch-schwärmerischer Prediger und Philosoph, Gegner der Aufklärung und des Rationalismus. Vom jungen Goethe sehr geschätzt (Briefwechsel), später Entfremdung wegen Lavaters übersteigerter Religiosität. [177] Alexander Graf Cagliostro (1743–1795). Italienischer Abenteurer, Kurpfuscher, der Heilungen durch Spiritismus und Wunderelixiere versuchte. Goethe zeichnete ihn im ‚Großkophta'.

gleich vortrefflich geschehen, in der deutschen Philosophie nicht viel mehr zu wünschen haben.

Hegel", fuhr Goethe fort. „hat in den ‚Berliner Jahrbüchern' eine Rezension über Hamann geschrieben, die ich in diesen Tagen lese und wieder lese, und die ich sehr loben muß. Hegels Urteile als Kritiker sind immer gut gewesen." . . .

Mittwoch, den 18. Februar 1829

Wir sprachen über die Farbenlehre, unter andern über Trinkgläser, deren trübe Figuren gegen das Licht gelb und gegen das Dunkele blau erscheinen, und die also die Betrachtung eines Urphänomens gewähren.

„Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann", sagte Goethe bei dieser Gelegenheit, „ist das Erstaunen; und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres soll er nicht dahinter suchen; hier ist die Grenze. Aber den Menschen ist der Anblick eines Urphänomens gewöhnlich noch nicht genug, sie denken, es müsse noch weiter gehen, und sie sind den Kindern ähnlich, die, wenn sie in einen Spiegel geguckt, ihn sogleich umwenden, um zu sehen, was auf der anderen Seite ist."

Das Gespräch lenkte sich auf Merck, und ich fragte, ob Merck sich auch mit Naturstudien befaßt. „O ja", sagte Goethe, „er besaß sogar bedeutende naturhistorische Sammlungen. Merck war überall ein höchst vielseitiger Mensch. Er liebte auch die Kunst, und zwar ging dieses so weit, daß, wenn er ein gutes Werk in den Händen eines Philisters sah, von dem er glaubte, daß er es nicht zu schätzen wisse, er alles anwendete, um es in seine eigene Sammlung zu bringen. Er hatte in solchen Dingen gar kein Gewissen, jedes Mittel war ihm recht, und selbst eine Art von grandiosem Betrug wurde nicht verschmäht, wenn es nicht anders gehen wollte." Goethe erzählte dieser Art einige sehr interessante Beispiele.

„Ein Mensch wie Merck", fuhr er fort, „wird gar nicht mehr geboren, und wenn er geboren würde, so würde die Welt ihn anders ziehen. Es war überall eine gute Zeit, als ich mit Merck jung war. Die deutsche Literatur war noch eine reine Tafel, auf die man mit Lust viel Gutes zu malen hoffte. Jetzt ist sie so beschrieben und besudelt, daß man keine Freude hat, sie anzublicken, und daß ein gescheiter Mensch nicht weiß, wohin er noch etwas zeichnen soll."

Mit Goethe in seiner Arbeitsstube allein zu Tisch. – Er war sehr heiter und erzählte mir, daß ihm am Tage manches Gute widerfahren, und daß er auch ein Geschäft mit Artaria[178] und dem Hof glücklich beendigt sehe.

Wir sprachen sodann viel über ‚Egmont', der am Abend vorher, nach der Bearbeitung von Schiller, gegeben worden, und es kamen die Nachteile zur Erwähnung, die das Stück durch diese Redaktion zu leiden hat.

„Es ist in vielfacher Hinsicht nicht gut", sagte ich, „daß die Regentin fehlt; sie ist vielmehr dem Stücke durchaus notwendig. Denn nicht allein, daß das Ganze durch diese Fürstin einen höheren, vornehmeren Charakter erhält, sondern es treten auch die politischen Verhältnisse, besonders in bezug auf den spanischen Hof, durch ihre Dialoge mit Machiavell durchaus reiner und entschiedener hervor."

„Ganz ohne Frage", sagte Goethe. „Und dann gewinnet auch Egmont an Bedeutung durch den Glanz, den die Neigung der Fürstin auf ihn wirft, so wie auch Klärchen gehoben erscheint, wenn wir sehen, daß sie, selbst über Fürstinnen siegend, Egmonts ganze Liebe allein besitzt. Dieses sind alles sehr delikate Wirkungen, die man freilich ohne Gefahr für das Ganze nicht verletzen darf."

„Auch will mir scheinen", sagte ich, „daß bei den vielen bedeutenden Männerrollen eine einzige weibliche Figur, wie Klärchen, zu schwach und etwas gedrückt erscheint. Durch die Regentin aber erhält das ganze Gemälde mehr Gleichgewicht. Daß von ihr im Stücke gesprochen wird, will nicht viel sagen; das persönliche Auftreten macht den Eindruck."

„Sie empfinden das Verhältnis sehr richtig", sagte Goethe. – „Als ich das Stück schrieb, habe ich, wie Sie denken können, alles sehr wohl abgewogen, und es ist daher nicht zu verwundern, daß ein Ganzes sehr empfindlich leiden muß, wenn man eine Hauptfigur herausreißt, die ins Ganze gedacht worden, und wodurch das Ganze besteht. Aber Schiller hatte in seiner Natur etwas Gewaltsames; er handelte oft zu sehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenstande, der zu behandeln war."

„Man möchte auf Sie schelten", sagte ich, „daß Sie es gelitten und daß Sie in einem so wichtigen Fall ihm so unbedingte Freiheit gegeben."

„Man ist oft gleichgültiger als billig", antwortete Goethe. „Und

[178] Mannheimer Kunsthändler.

dann war ich in jener Zeit mit anderen Dingen tief beschäftigt. Ich hatte so wenig ein Interesse für ‚Egmont' wie für das Theater; ich ließ ihn gewähren. Jetzt ist es wenigstens ein Trost für mich, daß das Stück gedruckt dasteht, und daß es Bühnen gibt, die verständig genug sind, es treu und ohne Verkürzung ganz so aufzuführen, wie ich es geschrieben."

Goethe erkundigte sich sodann nach der Farbenlehre, und ob ich seinem Vorschlage, ein Kompendium zu schreiben, weiter nachgedacht. Ich sagte ihm, wie es damit stehe, und so gerieten wir unvermutet in eine Differenz, die ich bei der Wichtigkeit des Gegenstandes mitteilen will.

Wer es beobachtet hat, wird sich erinnern, daß bei heiteren Wintertagen und Sonnenschein die Schatten auf dem Schnee häufig blau gesehen werden. Dieses Phänomen bringt Goethe in seiner ‚Farbenlehre' unter die subjektiven Erscheinungen, indem er als Grundlage annimmt, daß das Sonnenlicht zu uns, die wir nicht auf den Gipfeln hoher Berge wohnen, nicht durchaus weiß, sondern, durch eine mehr oder weniger dunstreiche Atmosphäre dringend, in einem gelblichen Schein herabkomme; und daß also der Schnee, von der Sonne beschienen, nicht durchaus weiß, sondern eine gelblich tingierte Fläche sei, die das Auge zum Gegensatz und also zur Hervorbringung der blauen Farbe anreize. Der auf dem Schnee gesehen werdende blaue Schatten sei demnach eine geforderte Farbe, unter welcher Rubrik Goethe denn auch das Phänomen abhandelt und danach die von Saussure[179] auf dem Montblanc gemachten Beobachtungen sehr konsequent zurechtlegt.

Als ich nun in diesen Tagen die ersten Kapitel der ‚Farbenlehre' abermals betrachtete, um mich zu prüfen, ob es mir gelingen möchte, Goethes freundlicher Aufforderung nachzukommen und ein Kompendium seiner Farbenlehre zu schreiben, war ich, durch Schnee und Sonnenschein begünstigt, in dem Fall, ebengedachtes Phänomen des blauen Schattens abermals näher in Augenschein zu nehmen, wo ich denn zu einiger Überraschung fand, daß Goethes Ableitung auf einem Irrtum beruhe. Wie ich aber zu diesem Aperçu gelangte, will ich sagen.

Aus den Fenstern meines Wohnzimmers sehe ich grade gegen Süden, und zwar auf einen Garten, der durch ein Gebäude begrenzt wird, das, bei dem niederen Stande der Sonne im Winter, mir entgegen einen so großen Schatten wirft, daß er über die halbe Fläche des Gartens reicht.

[179] Horace Benedikt Saussure (1740–1799). Schweizer Naturforscher. Erforschte die physikalischen und geologischen Verhältnisse der Alpen.

Auf diese Schattenfläche im Schnee blickte ich nun vor einigen Tagen, bei völlig blauem Himmel und Sonnenscheine, und war überrascht, die ganze Masse vollkommen blau zu sehen. Eine geforderte Farbe, sagte ich zu mir selber, kann dieses nicht sein, denn mein Auge wird von keiner von der Sonne beschienenen Schneefläche berührt, wodurch jener Gegensatz hervorgerufen werden könnte; ich sehe nichts als die schattige blaue Masse. Um aber durchaus sicher zu gehen und zu verhindern, daß der blendende Schein der benachbarten Dächer nicht etwa mein Auge berühre, rollte ich einen Bogen Papier zusammen und blickte durch solche Röhre auf die schattige Fläche, wo denn das Blau unverändert zu sehen blieb. Daß dieser blaue Schatten also nichts Subjektives sein konnte, darüber blieb mir nun weiter kein Zweifel. Die Farbe stand da, außer mir, selbstständig, mein Subjekt hatte darauf keinen Einfluß. Was aber war es? und da sie nun einmal da war, wodurch konnte sie entstehen?

Ich blickte noch einmal hin und umher, und siehe! die Auflösung des Rätsels kündigte sich mir an. Was kann es sein, sagte ich zu mir selber, als der Widerschein des blauen Himmels, den der Schatten herablockt, und der Neigung hat, im Schatten sich anzusiedeln? Denn es steht geschrieben: die Farbe ist dem Schatten verwandt, sie verbindet sich gerne mit ihm und erscheint uns gerne in ihm und durch ihn, sobald der Anlaß nur gegeben ist.

Die folgenden Tage gewährten Gelegenheit, meine Hypothese wahr zu machen. Ich ging in den Feldern, es war kein blauer Himmel, die Sonne schien durch Dünste, einem Heerrauch ähnlich, und verbreitete über den Schnee einen durchaus gelben Schein; sie wirkte mächtig genug, um entschiedene Schatten zu werfen, und es hätte in diesem Fall, nach Goethes Lehre, das frischeste Blau entstehen müssen. Es entstand aber nicht, die Schatten blieben grau.

Am nächsten Vormittage, bei bewölkter Atmosphäre, blickte die Sonne von Zeit zu Zeit herdurch und warf auf dem Schnee entschiedene Schatten. Allein sie waren ebenfalls nicht blau, sondern grau. In beiden Fällen fehlte der Widerschein des blauen Himmels, um dem Schatten seine Färbung zu geben.

Ich hatte demnach eine hinreichende Überzeugung gewonnen, daß Goethes Ableitung des mehrgedachten Phänomens von der Natur nicht als wahr bestätiget werde, und daß seine diesen Gegenstand behandelnden Paragraphen der ‚Farbenlehre' einer Umarbeitung dringend bedürften.

Etwas Ähnliches begegnete mir mit den farbigen Doppelschatten, die mit Hilfe eines Kerzenlichtes morgens früh bei Tages-

anbruch sowie abends in der ersten Dämmerung, desgleichen bei hellem Mondschein, besonders schön gesehen werden. Daß hiebei der eine Schatten, nämlich der vom Kerzenlichte erleuchtete, gelbe, objektiver Art sei und in die Lehre von den trüben Mitteln gehöre, hat Goethe nicht ausgesprochen, obgleich es so ist; den andern, vom schwachen Tages- oder Mondlichte erleuchteten, bläulichen, oder bläulich-grünen Schatten aber, erklärt er für subjektiv, für eine geforderte Farbe, die durch den auf dem weißen Papier verbreiteten gelben Schein des Kerzenlichtes im Auge hervorgerufen werde.

Diese Lehre fand ich nun, bei sorgfältigster Beobachtung des Phänomens, gleichfalls nicht durchaus bestätigt; es wollte mir vielmehr erscheinen, als ob das von außen hereinwirkende schwache Tages- oder Mondlicht einen bläulich färbenden Ton bereits mit sich bringe, der denn, teils durch den Schatten, teils durch den fordernden gelben Schein des Kerzenlichtes, verstärkt werde, und daß also auch hiebei eine objektive Grundlage stattfinde und zu beachten sei.

Daß das Licht des anbrechenden Tages, wie des Mondes, einen bleichen Schein werfe, ist bekannt. Ein bei Tagesanbruch oder im Mondschein angeblicktes Gesicht erscheint blaß, wie genugsame Erfahrungen bestätigen. Auch Shakespeare scheint dieses gekannt zu haben, denn jener merkwürdigen Stelle, wo Romeo bei Tagesanbruch von seiner Geliebten geht und in freier Luft eins dem andern plötzlich so bleich erscheint, liegt diese Wahrnehmung sicher zum Grunde. Die bleichmachende Wirkung eines solchen Lichtes aber wäre schon genugsame Andeutung, daß es einen grünlichen oder bläulichen Schein mit sich führen müsse, indem ein solches Licht dieselbige Wirkung tut wie ein Spiegel aus bläulichem oder grünlichem Glase. Doch stehe noch folgendes zu weiterer Bestätigung.

Das Licht, vom Auge des Geistes geschaut, mag als durchaus weiß gedacht werden; allein das empirische, vom körperlichen Auge wahrgenommene Licht wird selten in solcher Reinheit gesehen; vielmehr hat es, durch Dünste oder sonst modifiziert, die Neigung, sich entweder für die Plus- oder Minusseite zu bestimmen und entweder mit einem gelblichen oder bläulichen Ton zu erscheinen. Das unmittelbare Sonnenlicht neigt sich in solchem Fall entschieden zur Plusseite, zum gelblichen, das Kerzenlicht gleichfalls; das Licht des Mondes aber, sowie das bei der Morgen- und Abenddämmerung wirkende Tageslicht, welches beides keine direkte, sondern reflektierte Lichter sind, die überdies durch Dämmerung und Nacht modifiziert werden, neigen sich auf die passive, auf die Minusseite und kommen zum Auge in einem bläulichen Ton.

Man lege in der Dämmerung oder bei Mondenschein einen weißen Bogen Papier so, daß dessen eine Hälfte vom Mond oder Tageslichte, dessen andere aber vom Kerzenlichte beschienen werde, so wird die eine Hälfte einen bläulichen, die andere einen gelblichen Ton haben, und so werden beide Lichter, ohne hinzugekommenen Schatten, und ohne subjektive Steigerung, bereits auf der aktiven oder passiven Seite sich befinden.

Das Resultat meiner Beobachtungen ging demnach dahin, daß auch Goethes Lehre von den farbigen Doppelschatten nicht durchaus richtig sei, daß bei diesem Phänomen mehr Objektives einwirke, als von ihm beobachtet worden, und daß das Gesetz der subjektiven Forderung dabei nur als etwas Sekundäres in Betracht komme.

Wäre das menschliche Auge überall so empfindlich und empfänglich, daß es bei der leisesten Berührung von irgendeiner Farbe sogleich disponiert wäre, die entgegengesetzte hervorzubringen; so würde das Auge stets eine Farbe in die andere übertragen, und es würde das unangenehmste Gemisch entstehen.

Dies ist aber glücklicherweise nicht so, vielmehr ist ein gesundes Auge so organisiert, daß es die geforderten Farben entweder gar nicht bemerkt oder, darauf aufmerksam gemacht, sie doch nur mit Mühe hervorbringt; ja daß diese Operation sogar einige Übung und Geschicklichkeit verlangt, ehe sie, selbst unter günstigen Bedingungen, gelingen will.

Das eigentlich Charakteristische solcher subjektiven Erscheinungen, daß nämlich das Auge zu ihrer Hervorbringung gewissermaßen einen mächtigen Reiz verlangt, und daß, wenn sie entstanden, sie keine Stetigkeit haben, sondern flüchtige, schnell verschwindende Wesen sind, ist bei den blauen Schatten im Schnee, so wie bei den farbigen Doppelschatten, von Goethe zu sehr außer acht gelassen; denn in beiden Fällen ist von einer kaum merklich tingierten Fläche die Rede, und in beiden Fällen steht die geforderte Farbe beim ersten Hinblick sogleich entschieden da.

Aber Goethe, bei seinem Festhalten am einmal erkannten Gesetzlichen, und bei seiner Maxime, es selbst in solchen Fällen vorauszusetzen, wo es sich zu verbergen scheine, konnte sehr leicht verführt werden, eine Synthese zu weit greifen zu lassen und ein liebgewonnenes Gesetz auch da zu erblicken, wo ein ganz anderes wirkte.

Als er nun heute seine ‚Farbenlehre' zur Erwähnung brachte und sich erkundigte, wie es mit dem besprochenen Kompendium stehe, hätte ich die soeben entwickelten Punkte gerne verschweigen mö-

gen, denn ich fühlte mich in einiger Verlegenheit, wie ich ihm die Wahrheit sagen sollte, ohne ihn zu verletzen.

Allein da es mir mit dem Kompendium wirklich Ernst war, so mußten, ehe ich in dem Unternehmen sicher vorschreiten konnte, zuvor alle Irrtümer beseitigt und alle Mißverständnisse besprochen und gehoben sein.

Es blieb mir daher nichts übrig, als voll Vertrauen ihm zu bekennen, daß ich nach sorgfältigen Beobachtungen mich in dem Fall befinde, in einigen Punkten von ihm abweichen zu müssen, indem ich sowohl seine Ableitung der blauen Schatten im Schnee, als auch seine Lehre von den farbigen Doppelschatten, nicht durchaus bestätiget finde.

Ich trug ihm meine Beobachtungen und Gedanken über diese Punkte vor; allein da es mir nicht gegeben ist, Gegenstände im mündlichen Gespräch mit einiger Klarheit umständlich zu entwikkeln, so beschränkte ich mich darauf, bloß die Resultate meines Gewahrwerdens hinzustellen, ohne in eine nähere Erörterung des einzelnen einzugehen, die ich mir schriftlich vorbehielt.

Ich hatte aber kaum zu reden angefangen, als Goethes erhabenheiteres Wesen sich verfinsterte und ich nur zu deutlich sah, daß er meine Einwendungen nicht billige.

„Freilich", sagte ich, „wer gegen Euer Exzellenz recht haben will, muß früh aufstehen; allein doch kann es sich fügen, daß der Mündige sich übereilt und der Unmündige es findet."

„Als ob Ihr es gefunden hättet!" antwortete Goethe etwas ironisch spöttelnd; „mit Eurer Idee des farbigen Lichtes gehört Ihr in das vierzehnte Jahrhundert, und im übrigen steckt Ihr in der tiefsten Dialektik. Das einzige, was an Euch Gutes ist, besteht darin, daß Ihr wenigstens ehrlich genug seid, um grade herauszusagen, wie Ihr denket.

Es geht mir mit meiner Farbenlehre", fuhr er darauf etwas heiterer und milder fort, „gerade wie mit der christlichen Religion. Man glaubt eine Weile, treue Schüler zu haben, und ehe man es sich versieht, weichen sie ab und bilden eine Sekte. Sie sind ein Ketzer wie die anderen auch, denn Sie sind der erste nicht, der von mir abgewichen ist. Mit den trefflichsten Menschen bin ich wegen bestrittener Punkte in der Farbenlehre auseinander gekommen. Mit *** wegen ... und mit *** wegen ..." Er nannte mir hier einige bedeutende Namen.

Wir hatten indes abgespeist, das Gespräch stockte, Goethe stand auf und stellte sich ans Fenster. Ich trat zu ihm und drückte ihm die Hand, denn, wie er auch schalt, ich liebte ihn, und dann hatte ich

das Gefühl, daß das Recht auf meiner Seite und daß er der leidende Teil sei.

Es währte auch nicht lange, so sprachen und scherzten wir wieder über gleichgültige Dinge; doch als ich ging und ihm sagte, daß er meine Widersprüche zu besserer Prüfung schriftlich haben solle, und daß bloß die Ungeschicklichkeit meines mündlichen Vortrages schuld sei, warum er mir nicht recht gebe, konnte er nicht umhin, einiges von Ketzern und Ketzerei mir noch in der Türe halb lachend, halb spottend zuzuwerfen.

Wenn es nun problematisch erscheinen mag, daß Goethe in seiner Farbenlehre nicht gut Widersprüche vertragen konnte, während er bei seinen poetischen Werken sich immer durchaus läßlich erwies und jede gegründete Einwendung mit Dank aufnahm, so löset sich vielleicht das Rätsel, wenn man bedenkt, daß ihm, als Poet, von außen her die völligste Genugtuung zuteil ward, während er bei der ‚Farbenlehre', diesem größten und schwierigsten aller seiner Werke, nichts als Tadel und Mißbilligung zu erfahren hatte. Ein halbes Leben hindurch tönte ihm der unverständigste Widerspruch von allen Seiten entgegen, und so war es denn wohl natürlich, daß er sich immer in einer Art von gereiztem kriegerischen Zustand, und zu leidenschaftlicher Opposition stets gerüstet, befinden mußte.

Es ging ihm in bezug auf seine Farbenlehre wie einer guten Mutter, die ein vortreffliches Kind nur desto mehr liebt, je weniger es von andern erkannt wird.

„Auf alles, was ich als Poet geleistet habe", pflegte er wiederholt zu sagen, „bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir sein. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der einzige bin, der das Rechte weiß, darauf tue ich mir etwas zugute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über viele."

Montag, den 23. März 1829

„Ich habe unter meinen Papieren ein Blatt gefunden", sagte Goethe heute, „wo ich die Baukunst eine erstarrte Musik nenne. Und wirklich, es hat etwas; die Stimmung, die von der Baukunst ausgeht, kommt dem Effekt der Musik nahe.

Prächtige Gebäude und Zimmer sind für Fürsten und Reiche. Wenn man darin lebt, fühlt man sich beruhigt, man ist zufrieden und will nichts weiter.

Meiner Natur ist es ganz zuwider. Ich bin in einer prächtigen Wohnung, wie ich sie in Karlsbad gehabt, sogleich faul und untätig. Geringe Wohnung dagegen, wie dieses schlechte Zimmer, worin wir sind, ein wenig unordentlich ordentlich, ein wenig zigeunerhaft, ist für mich das Rechte; es läßt meiner inneren Natur volle Freiheit, tätig zu sein und aus mir selber zu schaffen."

Wir sprachen von Schillers Briefen und dem Leben, das sie miteinander geführt, und wie sie sich täglich zu gegenseitigen Arbeiten gehetzt und getrieben. „Auch an dem ‚Faust'", sagte ich, „schien Schiller ein großes Interesse zu nehmen; es ist hübsch, wie er Sie treibt, und sehr liebenswürdig, wie er sich durch seine Idee verleiten läßt, selber am ‚Faust' fortzuerfinden. Ich habe dabei bemerkt, daß etwas Voreilendes in seiner Natur lag."

„Sie haben recht", sagte Goethe, „er war so, wie alle Menschen, die zu sehr von der Idee ausgehen. Auch hatte er keine Ruhe und konnte nie fertig werden, wie Sie an den Briefen über den ‚Wilhelm Meister' sehen, den er bald so und bald anders haben will. Ich hatte nur immer zu tun, daß ich feststand und seine wie meine Sachen von solchen Einflüssen freihielt und schützte."

„Ich habe diesen Morgen", sagte ich, „seine ‚Nadowessische Totenklage' gelesen und mich gefreut, wie das Gedicht so vortrefflich ist."

„Sie sehen", antwortete Goethe, „wie Schiller ein großer Künstler war, und wie er auch das Objektive zu fassen wußte, wenn es ihm als Überlieferung vor Augen kam. Gewiß die ‚Nadowessische Totenklage' gehört zu seinen allerbesten Gedichten, und ich wollte nur, daß er ein Dutzend in dieser Art gemacht hätte. Aber können Sie denken, daß seine nächsten Freunde ihn dieses Gedichtes wegen tadelten, indem sie meinten, es trage nicht genug von seiner Idealität? – Ja, mein Guter, man hat von seinen Freunden zu leiden gehabt! – Tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß sie bei dem Überfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und dreingeschlagen habe! Und doch, ohne jenen Zug, ist ja der Charakter des außerordentlichen Mädchens, wie sie zu dieser Zeit und zu diesen Zuständen recht war, sogleich vernichtet, und sie sinkt in die Reihe des Gewöhnlichen herab. – Aber Sie werden bei weiterem Leben immer mehr finden, wie wenige Menschen fähig sind, sich auf den Fuß dessen zu setzen, was sein muß, und daß vielmehr alle nur immer das loben und das hervorgebracht wissen wollen, was ihnen selber gemäß ist. Und das waren die Ersten und Besten, und Sie mögen nun denken, wie es um die Meinungen der Masse aussah, und wie man eigentlich immer allein stand. –

Hätte ich in der bildenden Kunst und in den Naturstudien kein Fundament gehabt, so hätte ich mich in der schlechten Zeit und deren täglichen Einwirkungen auch schwerlich oben gehalten; aber das hat mich geschützt, so wie ich auch Schillern von dieser Seite zu Hülfe kam."

Dienstag, den 24. März 1829

„Je höher ein Mensch", sagte Goethe, „desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß nur immer aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerate.

So waltete bei meiner Bekanntschaft mit Schillern durchaus etwas Dämonisches ob; wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden; aber daß wir es grade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg."

Donnerstag, den 2. April 1829

... Von diesen[180] kamen wir auf die neuesten französischen Dichter und auf die Bedeutung von klassisch und romantisch. „Mir ist ein neuer Ausdruck eingefallen", sagte Goethe, „der das Verhältnis nicht übel bezeichnet. Das Klassische nenne ich das Gesunde und das Romantische das Kranke. Und da sind die Nibelungen klassisch wie der Homer, denn beide sind gesund und tüchtig. Das meiste Neuere ist nicht romantisch, weil es neu, sondern weil es schwach, kränklich und krank ist, und das Alte ist nicht klassisch, weil es alt, sondern weil es stark, frisch, froh und gesund ist. Wenn wir nach solchen Qualitäten Klassisches und Romantisches unterscheiden, so werden wir bald im reinen sein." ...

„Das ist es freilich", sagte Goethe, „worauf es ankommt; aber das ist auch eben das Schwere, daß unsere bessere Natur sich kräftig durchhalte und den Dämonen nicht mehr Gewalt einräume als billig."

Beim Nachtisch ließ Goethe einen blühenden Lorbeer und eine japanesische Pflanze vor uns auf den Tisch stellen. Ich bemerkte, daß von beiden Pflanzen eine verschiedene Stimmung ausgehe, daß der Anblick des Lorbeers heiter, leicht, milde und ruhig mache, die japanesische Pflanze dagegen barbarisch, melancholisch wirke.

[180] Goethe hatte mit Eckermann über französische Schriftsteller gesprochen.

„Sie haben nicht unrecht", sagte Goethe, „und daher kommt es denn auch, daß man der Pflanzenwelt eines Landes einen Einfluß auf die Gemütsart seiner Bewohner zugestanden hat. Und gewiß! wer sein Leben lang von hohen ernsten Eichen umgeben wäre, müßte ein anderer Mensch werden, als wer täglich unter luftigen Birken sich erginge. Nur muß man bedenken, daß die Menschen im allgemeinen nicht so sensibler Natur sind als wir andern, und daß sie im ganzen kräftig vor sich hinleben, ohne den äußeren Eindrükken so viele Gewalt einzuräumen. Aber soviel ist gewiß, daß, außer dem Angeborenen der Rasse, sowohl Boden und Klima, als Nahrung und Beschäftigung einwirkt, um den Charakter eines Volkes zu vollenden. Auch ist zu bedenken, daß die frühesten Stämme meistenteils von einem Boden Besitz nahmen, wo es ihnen gefiel, und wo also die Gegend mit dem angeborenen Charakter der Menschen bereits in Harmonie stand.

Sehen Sie sich einmal um", fuhr Goethe fort, „hinter Ihnen auf dem Pult liegt ein Blatt, welches ich zu betrachten bitte."

„Dieses blaue Briefkuvert?" sagte ich.

„Ja", sagte Goethe. – „Nun, was sagen Sie zu der Handschrift? Ist das nicht ein Mensch, dem es groß und frei zu Sinne war, als er die Adresse schrieb? – Wem möchten Sie die Hand zutrauen?"

Ich betrachtete das Blatt mit Neigung. Die Züge der Handschrift waren sehr frei und grandios. „Merck könnte so geschrieben haben", sagte ich.

„Nein", sagte Goethe, „der war nicht edel und positiv genug. Es ist von Zelter! – Papier und Feder hat ihn bei diesem Kuvert begünstigt, so daß die Schrift ganz seinen großen Charakter ausdrückt. Ich will das Blatt in meine Sammlung von Handschriften legen."

Freitag, den 3. April 1829

Wir sprachen darauf über Gegenstände der Weltgeschichte, und Goethe äußerte folgendes über Regenten.

„Um popular zu sein", sagte er, „braucht ein großer Regent weiter keine Mittel als seine Größe. Hat er so gestrebt und gewirkt, daß sein Staat im Innern glücklich und nach außen geachtet ist, so mag er mit allen seinen Orden im Staatswagen, oder er mag im Bärenfelle und die Zigarre im Munde auf einer schlechten Droschke fahren, es ist alles gleich, er hat einmal die Liebe seines Volkes und genießt immer dieselbige Achtung. Fehlt aber einem Fürsten die persönliche Größe, und weiß er nicht durch gute Taten

bei den Seinen sich in Liebe zu setzen, so muß er auf andere Ver-
einigungsmittel denken, und da gibt es kein besseres und wirksame-
res als die Religion und den Mitgenuß und die Mitübung derselbi-
gen Gebräuche. Sonntäglich in der Kirche erscheinen, auf die Ge-
meinde herabsehen und von ihr ein Stündchen sich anblicken lassen
ist das trefflichste Mittel zur Popularität, das man jedem junge-
Regenten anraten möchte, und das, bei aller Größe, selbst Napo-
leon nicht verschmähet hat."

Das Gespräch wendete sich nochmals zu den Katholiken, und wi-
groß der Geistlichen Einfluß und Wirken im stillen sei. Man er-
zählte von einem jungen Schriftsteller in Hanau[181], der vor kur-
zem in einer Zeitschrift, die er herausgegeben, ein wenig heiter übe-
den Rosenkranz gesprochen. Diese Zeitschrift sei sogleich eingegan-
gen, und zwar durch den Einfluß der Geistlichen in ihren verschie-
denen Gemeinden. „Von meinem ‚Werther'", sagte Goethe, „er-
schien sehr bald eine italienische Übersetzung in Mailand. Aber vor
der ganzen Auflage war in kurzem auch nicht ein einziges Exem-
plar mehr zu sehen. Der Bischof war dahintergekommen und hatte
die ganze Edition von den Geistlichen in den Gemeinden aufkaufen
lassen. Es verdroß mich nicht, ich freute mich vielmehr über den
klugen Herrn, der sogleich einsah, daß der ‚Werther' für die Katho-
liken ein schlechtes Buch sei, und ich mußte ihn loben, daß er an
der Stelle die wirksamsten Mittel ergriffen, es ganz im stillen wie-
der aus der Welt zu schaffen."

Sonntag, den 5. April 1829

... Von Zelter grüßte mich Goethe, welches mir Freude machte.
Dann sprachen wir von seiner italienischen Reise, und er sagte mir,
daß er in einem seiner Briefe aus Italien ein Lied gefunden, das er
mir zeigen wolle. Er bat mich, ihm ein Paket Schriften zu reichen,
das mir gegenüber auf dem Pulte lag. Ich gab es ihm, es waren
seine Briefe aus Italien; er suchte das Gedicht und las:

‚Kupido, loser, eigensinniger Knabe!
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden.
Wie viele Tag' und Nächte bist du geblieben!
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden.

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun sitz ich an der Erde, Nächte gequälet.
Dein Mutwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrat des Winters und senget mich Armen.

[181] Heinrich Joseph König (1790–1869), Romanschriftsteller.

Du hast mir mein Gerät verstellt und verschoben.
Ich such und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.'

Ich freute mich sehr über dies Gedicht, das mir vollkommen neu erschien. „Es kann Ihnen nicht fremd sein", sagte Goethe, „denn es steht in der ‚Claudine von Villa Bella', wo es der Rugantino singt. Ich habe es jedoch dort zerstückelt, so daß man darüber hinauslieset und niemand merkt, was es heißen will. Ich dächte aber, es wäre gut! Es drückt den Zustand artig aus und bleibt hübsch im Gleichnis; es ist in Art der Anakreontischen. Eigentlich hätten wir dieses Lied, und ähnliche andere aus meinen Opern, unter den ‚Gedichten' wieder sollen abdrucken lassen, damit der Komponist doch die Lieder beisammen hätte." Ich fand dieses gut und vernünftig und merkte es mir für die Folge.

Goethe hatte das Gedicht sehr schön gelesen; ich brachte es nicht wieder aus dem Sinne, und auch ihm schien es ferner im Kopfe zu liegen. Die letzten Verse:

‚Du lärmst so ungeschickt, ich fürchte das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte'

sprach er noch mitunter wie im Traume vor sich hin.

Er erzählte mir sodann von einem neuerschienenen Buch über Napoleon, das von einem Jugendbekannten des Helden verfaßt sei, und worin man die merkwürdigsten Aufschlüsse erhalte. „Das Buch", sagte er, „ist ganz nüchtern, ohne Enthusiasmus geschrieben, aber man sieht dabei, welchen großartigen Charakter das Wahre hat, wenn es einer zu sagen wagt."

Auch von einem Trauerspiele eines jungen Dichters erzählte mir Goethe. „Es ist ein pathologisches Produkt", sagte er; „die Säfte sind Teilen überflüssig zugeleitet, die sie nicht haben wollen, und andern, die sie bedurft hätten, sind sie entzogen. Das Sujet war gut, sehr gut, aber die Szenen, die ich erwartete, waren nicht da, und andere, die ich nicht erwartete, waren mit Fleiß und Liebe behandelt. Ich dächte, das wäre pathologisch oder auch romantisch, wenn Sie nach unserer neuen Theorie lieber wollen."

Wir waren darauf noch eine Weile heiter beisammen, und Goethe bewirtete mich zuletzt noch mit vielem Honig, auch mit einigen Datteln, die ich mitnahm.

. . . Es entstand eine kleine Pause im Gespräch, dann aber erzählte Goethe mir ferneres von dem neuen Buche über Napoleon. „Die Gewalt des Wahren ist groß", sagte er. „Aller Nimbus, alle Illusion, die Journalisten, Geschichtsschreiber und Poeten über Napoleon gebracht haben, verschwindet vor der entsetzlichen Realität dieses Buchs; aber der Held wird dadurch nicht kleiner, vielmehr wächst er, so wie er an Wahrheit zunimmt."

„Eine eigene Zaubergewalt", sagte ich, „mußte er in seiner Persönlichkeit haben, daß die Menschen ihm sogleich zufielen und anhingen und sich von ihm leiten ließen."

„Allerdings", sagte Goethe, „war seine Persönlichkeit eine überlegene. Die Hauptsache aber bestand darin, daß die Menschen gewiß waren, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen. Deshalb fielen sie ihm zu, so wie sie es jedem tun, der ihnen eine ähnliche Gewißheit einflößt. Fallen doch die Schauspieler einem neuen Regisseur zu, von dem sie glauben, daß er sie in gute Rollen bringen werde. Dies ist ein altes Märchen, das sich immer wiederholt; die menschliche Natur ist einmal so eingerichtet. – Niemand dienet einem andern aus freien Stücken; weiß er aber, daß er damit sich selber dient, so tut er es gerne. Napoleon kannte die Menschen zu gut, und er wußte von ihren Schwächen den gehörigen Gebrauch zu machen."

Das Gespräch wendete sich auf Zelter. „Sie wissen", sagte Goethe, „daß Zelter den preußischen Orden bekommen. Nun hatte er aber noch kein Wappen; aber eine große Nachkommenschaft ist da, und somit die Hoffnung auf eine weit hinaus dauernde Familie. Er mußte also ein Wappen haben, damit eine ehrenvolle Grundlage sei, und ich habe den lustigen Einfall gehabt, ihm eins zu machen. Ich schrieb an ihn, und er war es zufrieden; aber ein Pferd wollte er haben. Gut! sagte ich, ein Pferd sollst du haben, aber eins mit Flügeln. – Sehen Sie sich einmal um, hinter Ihnen liegt ein Papier, ich habe darauf mit einer Bleifeder den Entwurf gemacht."

Ich nahm das Blatt und betrachtete die Zeichnung. Das Wappen sah sehr stattlich aus, und die Erfindung mußte ich loben. Das untere Feld zeigte die Turmzinne einer Stadtmauer, um anzudeuten, daß Zelter in früherer Zeit ein tüchtiger Maurer gewesen. Ein geflügeltes Pferd hebt sich dahinter hervor, nach höheren Regionen strebend, wodurch sein Genius und Aufschwung zum Höheren ausgesprochen war. Dem Wappenschilde oben fügte sich eine Lyra auf, über welcher ein Stern leuchtete, als ein Symbol der Kunst,

wodurch der treffliche Freund, unter dem Einfluß und Schutz günstiger Gestirne, sich Ruhm erworben. Unten, dem Wappen an, hing der Orden, womit sein König ihn beglückt und geehrt, als Zeichen gerechter Anerkennung großer Verdienste.

„Ich habe es von Facius[182] stechen lassen", sagte Goethe, „und Sie sollen einen Abdruck sehen. Ist es aber nicht artig, daß ein Freund dem andern ein Wappen macht und ihm dadurch gleichsam den Adel gibt?" Wir freuten uns über den heiteren Gedanken, und Goethe schickte zu Facius, um einen Abdruck holen zu lassen.

Wir saßen noch eine Weile am Tisch, indem wir zu gutem Biskuit einige Gläser alten Rheinwein tranken. Goethe summte Undeutliches vor sich hin. Mir kam das Gedicht von gestern wieder in den Kopf; ich rezitierte:

‚Du hast mir mein Gerät verstellt und verschoben.
Ich such und bin wie blind und irre geworden' etc.

„Ich kann das Gedicht nicht wieder loswerden", sagte ich, „es ist durchaus eigenartig und drückt die Unordnung so gut aus, die durch die Liebe in unser Leben gebracht wird." „Es bringt uns einen düsteren Zustand vor Augen", sagte Goethe. „Es macht mir den Eindruck eines Bildes", sagte ich. „eines niederländischen." „Es hat so etwas von Good man und good wife"[183], sagte Goethe. „Sie nehmen mir das Wort von der Zunge", sagte ich, „denn ich habe schon fortwährend an jenes Schottische denken müssen, und das Bild von Ostade war mir vor Augen." „Aber wunderlich ist es", sagte Goethe, „daß sich beide Gedichte nicht malen lassen; sie geben wohl den Eindruck eines Bildes, eine ähnliche Stimmung, aber gemalt wären sie nichts." „Es sind dieses schöne Beispiele", sagte ich, „wo die Poesie der Malerei so nahe als möglich tritt, ohne aus ihrer eigentlichen Sphäre zu gehen. Solche Gedichte sind mir die liebsten, indem sie Anschauung und Empfindung zugleich gewähren. Wie Sie aber zu dem Gefühl eines solchen Zustandes gekommen sind, begreife ich kaum; das Gedicht ist wie aus einer anderen Zeit und einer anderen Welt." „Ich werde es auch nicht zum zweiten Male machen", sagte Goethe, „und wüßte auch nicht zu sagen, wie ich dazu gekommen bin, wie uns denn dieses sehr oft geschieht."

„Noch etwas Eigenes", sagte ich, „hat das Gedicht. Es ist mir immer, als wäre es gereimt, und doch ist es nicht so. Woher kommt das?" „Es liegt im Rhythmus", sagte Goethe. „Die Verse beginnen

[182] Friedrich Wilhelm Facius (1764–1843), Hofmedailleur in Weimar. [183] „Die Bauernfamilie".

mit einem Vorschlag, gehen trochäisch fort, wo denn der Daktylus gegen das Ende eintritt, welcher eigenartig wirkt, und wodurch er einen düster klagenden Charakter bekommt.“ Goethe nahm eine Bleifeder und teilte so ab:

∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪
Von | meinem | breiten | Lager | bin ich ver | trieben.

Wir sprachen über Rhythmus im allgemeinen und kamen darin überein, daß sich über solche Dinge nicht denken lasse. „Der Takt“, sagte Goethe, „kommt aus der poetischen Stimmung, wie unbewußt. Wollte man darüber denken, wenn man ein Gedicht macht, man würde verrückt und brächte nichts Gescheites zustande.“

Ich wartete auf den Abdruck des Siegels; Goethe fing an, über Guizot[184] zu reden. „Ich gehe in seinen Vorlesungen fort“, sagte er, „und sie halten sich trefflich. Die diesjährigen gehen etwa bis ins achte Jahrhundert. Er besitzt einen Tiefblick und Durchblick, wie er mir bei keinem Geschichtsschreiber größer vorgekommen. Dinge, woran man nicht denkt, erhalten in seinen Augen die größte Wichtigkeit, als Quellen bedeutender Ereignisse. Welchen Einfluß zum Beispiel das Vorwalten gewisser religiöser Meinungen auf die Geschichte gehabt, wie die Lehre von der Erbsünde, von der Gnade, von guten Werken gewissen Epochen eine solche und eine andre Gestalt gegeben, sehen wir deutlich hergeleitet und nachgewiesen. Auch das römische Recht, als ein fortlebendes, das, gleich einer untertauchenden Ente, sich zwar von Zeit zu Zeit verbirgt, aber nie ganz verloren geht und immer einmal wieder lebendig hervortritt, sehen wir sehr gut behandelt, bei welcher Gelegenheit denn auch unserm trefflichen Savigny[185] volle Anerkennung zuteil wird.

Wie Guizot von den Einflüssen redet, welche die Gallier in früher Zeit von fremden Nationen empfangen, ist mir besonders merkwürdig gewesen, was er von den Deutschen sagt. ‚Die Germanen‘, sagt er, ‚brachten uns die Idee der persönlichen Freiheit, welche diesem Volke vor allem eigen war.‘ Ist das nicht sehr artig, und hat er nicht vollkommen recht, und ist nicht diese Idee noch bis auf den heutigen Tag unter uns wirksam? – Die Reformation kam aus dieser Quelle, wie die Burschenverschwörung auf der Wartburg, Gescheites wie Dummes. Auch das Buntscheckige unserer Literatur, die Sucht unserer Poeten nach Originalität, und daß jeder glaubt, eine neue Bahn machen zu müssen, so wie die Abson-

[184] Francois Pierre Guizot (1787–1874), französischer Historiker und Minister.
[185] Friedrich Carl von Savigny (1779–1861). Rechtsgelehrter, Begründer eines historischen Rechtsstudiums. Beschäftigte sich vor allem mit dem römischen Recht. Als Schwager der Geschwister Brentano stand er der Romantik nahe.

derung und Verisolierung unserer Gelehrten, wo jeder für sich steht und von seinem Punkte aus sein Wesen treibt, alles kommt daher. Franzosen und Engländer dagegen halten weit mehr zusammen und richten sich nacheinander. In Kleidung und Betragen haben sie etwas Übereinstimmendes. Sie fürchten, voneinander abzuweichen, um sich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen. Die Deutschen aber gehen jeder seinem Kopfe nach, jeder sucht sich selber genugzutun; er fragt nicht nach dem andern, denn in jedem lebt, wie Guizot richtig gefunden hat, die Idee der persönlichen Freiheit, woraus denn, wie gesagt, viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Absurdes."

Mittwoch, den 8. April 1829

Goethe saß schon am gedeckten Tisch, als ich hereintrat; er empfing mich sehr heiter. „Ich habe einen Brief erhalten", sagte er, „woher? – Von Rom! Aber von wem? – Vom König von Bayern[186]."

„Ich teile Ihre Freude", sagte ich. „Aber ist es nicht eigen, ich habe mich seit einer Stunde auf einem Spaziergange sehr lebhaft mit dem Könige von Bayern in Gedanken beschäftigt, und nun erfahre ich diese angenehme Nachricht."

„Es kündigt sich oft etwas in unserm Innern an", sagte Goethe. „Dort liegt der Brief, nehmen Sie, setzen Sie sich zu mir her und lesen Sie."

Ich nahm den Brief, Goethe nahm die Zeitung, und so las ich denn ganz ungestört die königlichen Worte. Der Brief war datiert: Rom, den 26. März 1829, und mit einer stattlichen Hand sehr deutlich geschrieben. Der König meldete Goethen, daß er sich in Rom ein Besitztum gekauft, und zwar die Villa di Malta mit anliegenden Gärten, in der Nähe der Villa Ludovisi, am nordwestlichen Ende der Stadt, auf einem Hügel gelegen, so daß er das ganze Rom überschauen könne und gegen Nordost einen freien Anblick von Sankt Peter habe. „Es ist eine Aussicht", schreibt er, „welche zu genießen man weit reisen würde, und die ich nun bequem zu jeder Stunde des Tages aus den Fenstern meines Eigentums habe." Er fährt fort, sich glücklich zu preisen, nun in Rom auf eine so schöne Weise ansässig zu sein. „Ich hatte Rom in zwölf Jahren nicht gesehen", schreibt er, „ich sehnte mich danach, wie man sich nach einer Geliebten sehnt; von nun an aber werde ich mit der beruhigten Empfindung zurückkehren, wie man zu einer geliebten Freundin

[186] Ludwig I. König von Bayern (1786–1868). Berief als bedeutender Kunstmäzen viele Künstler an seinen Hof und versuchte sich auch selbst in der Dichtkunst.

geht.“ Von den erhabenen Kunstschätzen und Gebäuden spricht er sodann mit der Begeisterung eines Kenners, dem das wahrhaft Schöne und dessen Förderung am Herzen liegt, und der jede Abweichung vom guten Geschmack lebhaft empfindet. Überall war der Brief durchweg so schön und menschlich empfunden und ausgedrückt, wie man es von so hohen Personen nicht erwartet. Ich äußerte meine Freude darüber gegen Goethe.

„Da sehen Sie einen Monarchen“, sagte er, „der neben der königlichen Majestät seine angeborene schöne Menschennatur gerettet hat. Es ist eine seltene Erscheinung und deshalb um so erfreulicher.“ Ich sah wieder in den Brief und fand noch einige treffliche Stellen. ‚Hier in Rom‘, schreibt der König, ‚erhole ich mich von den Sorgen des Thrones; die Kunst, die Natur sind meine täglichen Genüsse, Künstler meine Tischgenossen.‘ Er schreibt auch, wie er oft an dem Hause vorbeigehe, wo Goethe gewohnt, und wie er dabei seiner gedenke. Aus den ‚Römischen Elegien‘ sind einige Stellen angeführt, woraus man sieht, daß der König sie gut im Gedächtnis hat und sie in Rom, an Ort und Stelle, von Zeit zu Zeit wieder lesen mag.

„Ja“, sagte Goethe, „die ‚Elegien‘ liebt er besonders; er hat mich hier viel damit geplagt, ich sollte ihm sagen, was an dem Faktum sei, weil es in den Gedichten so anmutig erscheint, als wäre wirklich was Rechtes daran gewesen. Man bedenkt aber selten, daß der Poet meistens aus geringen Anlässen was Gutes zu machen weiß.“

„Ich wollte nur“, fuhr Goethe fort, „daß des Königs ‚Gedichte‘ jetzt da wären, damit ich in meiner Antwort etwas darüber sagen könnte. Nach dem Wenigen zu schließen, was ich von ihm gelesen werden die Gedichte gut sein. In der Form und Behandlung hat er viel von Schiller, und wenn er nun, in so prächtigem Gefäß, und den Gehalt eines hohen Gemütes zu geben hat, so läßt sich mit Recht viel Treffliches erwarten.

Indessen freue ich mich, daß der König sich in Rom so hübsch angekauft hat. Ich kenne die Villa, die Lage ist sehr schön, und die deutschen Künstler wohnen alle in der Nähe.“

Der Bediente wechselte die Teller, und Goethe sagte ihm, daß er den großen Kupferstich von Rom im Deckenzimmer am Boden ausbreiten möge. „Ich will Ihnen doch zeigen, an welch einem schönen Platz der König sich angekauft hat, damit Sie sich die Lokalität gehörig denken mögen.“ Ich fühlte mich Goethen sehr verbunden. ... Wir hatten abgespeist. Friedrich kam und meldete, daß er den Kupferstich von Rom im Deckenzimmer ausgebreitet habe. Wir gingen, ihn zu betrachten.

Das Bild der großen Weltstadt lag vor uns; Goethe fand sehr bald die Villa Ludovisi und in der Nähe den neuen Besitz des Königs, die Villa di Malta. „Sehen Sie", sagte Goethe, „was das für eine Lage ist! – Das ganze Rom streckt sich ausgebreitet vor Ihnen hin, der Hügel ist so hoch, daß Sie gegen Mittag und Morgen über die Stadt hinaussehen. Ich bin in dieser Villa gewesen und habe oft den Anblick aus diesen Fenstern genossen. Hier, wo die Stadt jenseit der Tiber gegen Nordost spitz ausläuft, liegt Sankt Peter, und hier der Vatikan in der Nähe. Sie sehen, der König hat aus den Fenstern seiner Villa den Fluß herüber eine freie Ansicht dieser Gebäude. Der lange Weg hier, von Norden herein zur Stadt, kommt aus Deutschland; das ist die Porta del Popolo; in einer dieser ersten Straßen zum Tor herein wohnte ich, in einem Eckhause. Man zeigt jetzt ein anderes Gebäude in Rom, wo ich gewohnt haben soll, es ist aber nicht das rechte. Aber es tut nichts; solche Dinge sind im Grunde gleichgültig, und man muß der Tradition ihren Lauf lassen."

Wir gingen wieder in unser Zimmer zurück. – „Der Kanzler", sagte ich, „wird sich über den Brief des Königs freuen." „Er soll ihn sehen", sagte Goethe.

„Wenn ich in den Nachrichten von Paris die Reden und Debatten in den Kammern lese", fuhr Goethe fort, „muß ich immer an den Kanzler denken, und zwar daß er dort recht in seinem Element und an seinem Platz sein würde. Denn es gehört zu einer solchen Stelle nicht allein, daß man gescheit sei, sondern daß man auch den Trieb und die Lust zu reden habe, welches sich doch beides in unserm Kanzler vereinigt. Napoleon hatte auch diesen Trieb zu reden, und wenn er nicht reden konnte, mußte er schreiben oder diktieren. Auch bei Blücher[187] finden wir, daß er gerne redete, und zwar gut und mit Nachdruck, welches Talent er in der Loge ausgebildet hatte. Auch unser Großherzog redete gerne, obgleich er lakonischer Natur war, und wenn er nicht reden konnte, so schrieb er. Er hat manche Abhandlung, manches Gesetz abgefaßt, und zwar meistenteils gut. Nur hat ein Fürst nicht die Zeit und die Ruhe, sich in allen Dingen die nötige Kenntnis des Details zu verschaffen. So hatte er in seiner letzten Zeit noch eine Ordnung gemacht, wie man restaurierte Gemälde bezahlen solle. Der Fall war sehr artig. Denn wie die Fürsten sind, so hatte er die Beurteilung der Restaurationskosten mathematisch auf Maß und Zahlen festgesetzt. Die Restauration, hatte er verordnet, soll fußweise

[187] Gebhard Fürst Blücher von Wahlstatt (1742–1819). Volkstümlicher Heerführer in den Freiheitskriegen, Besieger Napoleons; ‚Marschall Vorwärts'.

bezahlt werden. Hält ein restauriertes Gemälde zwölf Quadratfuß, so sind zwölf Taler zu zahlen; hält es vier, so zahlet vier. Dies war fürstlich verordnet, aber nicht künstlerisch. Denn ein Gemälde von zwölf Quadratfuß kann in einem Zustande sein, daß es mit geringer Mühe an einem Tage zu restaurieren wäre; ein anderes aber von vier kann sich derart befinden, daß zu dessen Restauration kaum der Fleiß und die Mühe einer ganzen Woche hinreichen. Aber die Fürsten lieben als gute Militärs mathematische Bestimmungen und gehen gerne nach Maß und Zahl großartig zu Werke.«

Ich freute mich dieser Anekdote. Sodann sprachen wir noch manches über Kunst und derartige Gegenstände.

„Ich besitze Handzeichnungen", sagte Goethe, „nach Gemälden von Raphael und Dominichin[188], worüber Meyer eine merkwürdige Äußerung gemacht hat, die ich Ihnen doch mitteilen will.

‚Die Zeichnungen', sagte Meyer, ‚haben etwas Ungeübtes, aber man sieht, daß derjenige, der sie machte, ein zartes, ruhiges Gefühl von den Bildern hatte, die vor ihm waren, welches denn in die Zeichnungen übergegangen ist, so daß sie uns das Original sehr treu vor die Seele rufen. Würde ein jetziger Künstler jene Bilder kopieren, so würde er alles weit besser und vielleicht auch richtiger zeichnen; aber es ist vorauszusagen, daß ihm jene treue Empfindung des Originals fehlen, und daß also seine bessere Zeichnung weit entfernt sein würde, uns von Raphael und Dominichin einen so reinen, vollkommenen Begriff zu geben.'

Ist das nicht ein sehr artiger Fall?" sagte Goethe. „Es könnte ein Ähnliches bei Übersetzungen stattfinden. Voß[189] hat zum Beispiel sicher eine treffliche Übersetzung vom Homer gemacht; aber es wäre zu denken, daß jemand eine naivere, wahrere Empfindung des Originals hätte besitzen und auch wiedergeben können, ohne im ganzen ein so meisterhafter Übersetzer wie Voß zu sein."

Ich fand dieses alles sehr gut und wahr und stimmte vollkommen bei. Da das Wetter schön und die Sonne noch hoch am Himmel war, so gingen wir ein wenig in den Garten hinab, wo Goethe zunächst einige Baumzweige in die Höhe binden ließ, die zu tief in die Wege herabhingen.

Die gelben Krokus blühten sehr kräftig. Wir blickten auf die Blumen und dann auf den Weg, wo wir denn vollkommen violette

[188] Dominichin, Pseudonym für Domenici Zampieri (1581–1641). Italienischer Renaissancemaler. [189] Johann Heinrich Voß (1751–1826). Bedeutender Übersetzer griechischer und römischer Schriftsteller. Von Goethe sehr geschätzt. Seine ländliche Idylle ‚Luise' hat Goethe zu seinem Epos ‚Hermann und Dorothea' angeregt.

Bilder hatten. „Sie meinten neulich", sagte Goethe, „daß das Grüne und Rote sich gegenseitig besser hervorrufe als das Gelbe und Blaue, indem jene Farben auf einer höheren Stufe ständen und deshalb vollkommener, gesättigter und wirksamer wären als diese. – Ich kann das nicht zugeben. Jede Farbe, sobald sie sich dem Auge entschieden darstellt, wirkt zur Hervorrufung der geforderten gleich kräftig; es kommt bloß darauf an, daß unser Auge in der rechten Stimmung, daß ein zu helles Sonnenlicht nicht hindere, und daß der Boden zur Aufnahme des geforderten Bildes nicht ungünstig sei. Überall muß man sich hüten, bei den Farben zu zarte Unterscheidungen und Bestimmungen zu machen, indem man gar zu leicht der Gefahr ausgesetzt wird, vom Wesentlichen ins Unwesentliche, vom Wahren in die Irre und vom Einfachen in die Verwickelung geführt zu werden."

Ich merkte mir dieses als eine gute Lehre in meinen Studien. Indessen war die Zeit des Theaters herangerückt, und ich schickte mich an, zu gehen. „Sehen Sie zu", sagte Goethe lachend, indem er mich entließ, „daß Sie die Schrecknisse der ‚Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers'[190] heute gut überstehen."

Freitag, den 10. April 1829

„In Erwartung der Suppe will ich Ihnen indes eine Erquickung der Augen geben." Mit diesen freundlichen Worten legte Goethe mir einen Band vor, mit Landschaften von Claude Lorrain[191].

Es waren die ersten, die ich von diesem großen Meister gesehen. Der Eindruck war außerordentlich, und mein Erstaunen und Entzücken stieg, sowie ich ein folgendes und abermals ein folgendes Blatt umwendete. Die Gewalt der schattigen Massen hüben und drüben, nicht weniger das mächtige Sonnenlicht aus dem Hintergrunde hervor in der Luft und dessen Widerglanz im Wasser, woraus denn immer die große Klarheit und Entschiedenheit des Eindrucks hervorging, empfand ich als stets wiederkehrende Kunstmaxime des großen Meisters. So auch hatte ich mit Freude zu bewundern, wie jedes Bild durch und durch eine kleine Welt für sich ausmachte, in der nichts existierte, was nicht der herrschenden Stimmung gemäß war und sie beförderte. War es ein Seehafen mit ruhenden Schiffen, tätigen Fischern und dem Wasser angrenzenden Prachtgebäuden; war es eine einsame dürftige Hügelgegend mit

[190] Drama von Theodor Hell. [191] Claude Lorrain (1600–1682). Französischer Maler und Radierer. Malte vor allem ideale Landschaften.

naschenden Ziegen, kleinem Bach und Brücke, etwas Buschwerk und schattigem Baum, worunter ein ruhender Hirte die Schalmei bläst, oder war es eine tieferliegende Bruchgegend mit stagnierendem Wasser, das bei mächtiger Sommerwärme die Empfindung behaglicher Kühle gibt, immer war das Bild durch und durch nur eins, nirgends die Spur von etwas Fremdem, das nicht zu diesem Element gehörte.

„Da sehen Sie einmal einen vollkommenen Menschen", sagte Goethe, „der schön gedacht und empfunden hat, und in dessen Gemüt eine Welt lag, wie man sie nicht leicht irgendwo draußen antrifft. – Die Bilder haben die höchste Wahrheit, aber keine Spur von Wirklichkeit. Claude Lorrain kannte die reale Welt bis ins kleinste Detail auswendig, und er gebrauchte sie als Mittel, um die Welt seiner schönen Seele auszudrücken. Und das ist eben die wahre Idealität, die sich realer Mittel so zu bedienen weiß, daß das erscheinende Wahre eine Täuschung hervorbringt, als sei es wirklich."

„Ich dächte", sagte ich, „das wäre ein gutes Wort, und zwar ebenso gültig in der Poesie wie in den bildenden Künsten." „Ich sollte meinen", sagte Goethe.

„Indessen", fuhr er fort, „wäre es wohl besser, Sie sparten sich den ferneren Genuß des trefflichen Claude zum Nachtisch, denn die Bilder sind wirklich zu gut, um viele davon hintereinander zu sehen." „Ich fühle so", sagte ich, „denn mich wandelt jedesmal eine gewisse Furcht an, wenn ich das folgende Blatt umwenden will. Es ist eine Furcht eigener Art, die ich vor diesem Schönen empfinde, so wie es uns wohl mit einem trefflichen Buche geht, wo gehäufte kostbare Stellen uns nötigen, innezuhalten, und wir nur mit einem gewissen Zaudern weitergehen."

„Ich habe dem König von Bayern geantwortet", versetzte Goethe nach einer Pause, „und Sie sollen den Brief lesen." „Das wird sehr lehrreich für mich sein", sagte ich, „und ich freue mich dazu." „Indes", sagte Goethe, „steht hier in der ‚Allgemeinen Zeitung' ein Gedicht an den König, das der Kanzler mir gestern vorlas, und das Sie doch auch sehen müssen." Goethe gab mir das Blatt, und ich las das Gedicht im stillen. „Nun, was sagen Sie dazu?" sagte Goethe. „Es sind die Empfindungen eines Dilettanten", sagte ich, „der mehr guten Willen als Talent hat, und dem die Höhe der Literatur eine gemachte Sprache überliefert, die für ihn tönet und reimet, während er selber zu reden glaubt." „Sie haben vollkommen recht", sagte Goethe, „ich halte das Gedicht auch für ein sehr schwaches Produkt; es gibt nicht die Spur von äußerer Anschauung, es ist bloß mental und das nicht im rechten Sinne."

„Um ein Gedicht gut zu machen", sagte ich, „dazu gehören bekanntlich große Kenntnisse der Dinge, von denen man redet, und wem nicht, wie Claude Lorrain, eine ganze Welt zu Gebote steht, der wird, bei den besten ideellen Richtungen, selten etwas Gutes zutage bringen."

„Und das eigene ist", sagte Goethe, „daß nur das geborene Talent eigentlich weiß, worauf es ankommt, und daß alle übrigen mehr oder weniger in der Irre gehen."

„Das beweisen die Ästhetiker", sagte ich, „von denen fast keiner weiß, was eigentlich gelehrt werden sollte, und welche die Verwirrung der jungen Poeten vollkommen machen. Statt vom Realen zu handeln, handeln sie vom Idealen, und statt den jungen Dichter darauf hinzuweisen, was er nicht hat, verwirren sie ihm das, was er besitzt. Wem zum Beispiel von Haus aus einiger Witz und Humor angeboren wäre, wird sicher mit diesen Kräften am besten wirken, wenn er kaum weiß, daß er damit begabt ist; wer aber die gepriesenen Abhandlungen über so hohe Eigenschaften sich zu Gemüte führte, würde sogleich in dem unschuldigen Gebrauch dieser Kräfte gestört und gehindert werden, das Bewußtsein würde diese Kräfte paralysieren, und er würde, statt einer gehofften Förderung, sich unsäglich gehindert sehen." „Sie haben vollkommen recht, und es wäre über dieses Kapitel vieles zu sagen.

Ich habe indes", fuhr er fort, „das neue Epos von Egon Ebert[192] gelesen, und Sie sollen es auch tun, damit wir ihm vielleicht von hier aus ein wenig nachhelfen. – Das ist nun wirklich ein recht erfreuliches Talent, aber diesem neuen Gedicht mangelt die eigentliche poetische Grundlage, die Grundlage des Realen. Landschaften, Sonnenauf- und -untergänge, Stellen, wo die äußere Welt die seinige war, sind vollkommen gut und nicht besser zu machen. Das übrige aber, was in vergangenen Jahrhunderten hinauslag, was der Sage angehörte, ist nicht in der gehörigen Wahrheit erschienen, und es mangelt diesem der eigentliche Kern. Die Amazonen und ihr Leben und Handeln sind ins allgemeine gezogen, in das, was junge Leute für poetisch und romantisch halten, und was dafür in der ästhetischen Welt gewöhnlich passiert."

„Es ist dies ein Fehler", sagte ich, „der durch die ganze jetzige Literatur geht. Man vermeidet das spezielle Wahre, aus Furcht, es sei nicht poetisch, und verfällt dadurch in Gemeinplätze."

„Egon Ebert", sagte Goethe, „hätte sich sollen an die Überlieferung der Chronik halten, da hätte aus seinem Gedicht etwas wer-

[192] Egon Ebert (1801–1882). Deutsch-böhmischer Dichter. Goethe spricht hier von einem seiner Heldenepen.

den können. Wenn ich bedenke, wie Schiller die Überlieferung studierte, was er sich für Mühe mit der Schweiz gab, als er seinen ‚Tell' schrieb, und wie Shakespeare die Chroniken benutzte und ganze Stellen daraus wörtlich in seine Stücke aufgenommen hat, so könnte man einem jetzigen jungen Dichter auch wohl dergleichen zumuten. In meinem ‚Clavigo' habe ich aus den Memoiren des Beaumarchais ganze Stellen." „Es ist aber so verarbeitet", sagte ich, „daß man es nicht merkt, es ist nicht stoffartig geblieben." „So ist es recht", sagte Goethe, „wenn es so ist."

Goethe erzählte mir sodann einige Züge von Beaumarchais[193]. „Er war ein toller Christ", sagte er, „und Sie müssen seine Memoiren lesen. – Prozesse waren sein Element, worin es ihm erst eigentlich wohl wurde. Es existieren noch Reden von Advokaten aus einem seiner Prozesse, die zu dem Merkwürdigsten, Talentreichsten und Verwegensten gehören, was je in dieser Art verhandelt worden. Eben diesen berühmten Prozeß verlor Beaumarchais. Als er die Treppe des Gerichtshofes hinabging, begegnete ihm der Kanzler, der hinauf wollte. Beaumarchais sollte ihm ausweichen, allein dieser weigerte sich und bestand darauf, daß jeder zur Hälfte Platz machen müsse. Der Kanzler, in seiner Würde beleidigt, befahl den Leuten seines Gefolges, Beaumarchais auf die Seite zu schieben, welches geschah; worauf denn Beaumarchais auf der Stelle wieder in den Gerichtssaal zurückging und einen Prozeß gegen den Kanzler anhängig machte, den er gewann."

Ich freute mich über diese Anekdote, und wir unterhielten uns bei Tische heiter fort über verschiedene Dinge.

„Ich habe meinen ‚Zweiten Aufenthalt in Rom' wieder vorgenommen", sagte Goethe, „damit ich ihn endlich loswerde und an etwas anderes gehen kann. Meine gedruckte ‚Italienische Reise' habe ich, wie Sie wissen, ganz aus Briefen redigiert. Die Briefe aber, die ich während meines zweiten Aufenthaltes in Rom geschrieben, sind nicht der Art, um davon vorzüglichen Gebrauch machen zu können; sie enthalten zu viele Bezüge nach Haus, auf meine weimarischen Verhältnisse, und zeigen zu wenig von meinem italienischen Leben. Aber es finden sich darin manche Äußerungen, die meinen damaligen inneren Zustand ausdrücken. Nun habe ich den Plan, solche Stellen auszuziehen und einzeln übereinanderzusetzen und sie so meiner Erzählung einzuschalten, auf welche dadurch eine Art von

[193] Pierre Auguste Caron du Beaumarchais (1732–1799). Französischer Schriftsteller; seine Schriften, besonders das Lustspiel ‚Der tolle Tag' (Libretto zu Mozarts Oper ‚Figaros Hochzeit') bereiteten die Französische Revolution vor.

Ton und Stimmung übergehen wird." Ich fand dieses vollkommen gut und bestätigte Goethe in dem Vorsatz.

„Man hat zu allen Zeiten gesagt und wiederholt", fuhr Goethe fort, „man solle trachten, sich selber zu kennen. Dies ist eine seltsame Forderung, der bis jetzt niemand genüget hat, und der eigentlich auch niemand genügen soll. Der Mensch ist mit allen seinen Sinnen und Trachten aufs Äußere angewiesen, auf die Welt um ihn her, und er hat zu tun, diese insoweit zu kennen und sich insoweit dienstbar zu machen, als er es zu seinen Zwecken bedarf. Von sich selber weiß er bloß, wenn er genießt oder leidet, und so wird er auch bloß durch Leiden und Freuden über sich belehrt, was er zu suchen oder zu meiden hat. Übrigens aber ist der Mensch ein dunkeles Wesen, er weiß nicht, woher er kommt, noch wohin er geht, er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selber. Ich kenne mich auch nicht, und Gott soll mich auch davor behüten. Was ich aber sagen wollte, ist dieses, daß ich in Italien in meinem vierzigsten Jahre klug genug war, um mich selber insoweit zu kennen, daß ich kein Talent zur bildenden Kunst habe, und daß diese meine Tendenz eine falsche sei. Wenn ich etwas zeichnete, so fehlte es mir an genugsamem Trieb für das Körperliche; ich hatte eine gewisse Furcht, die Gegenstände auf mich eindringend zu machen, vielmehr war das Schwächere, das Mäßige nach meinem Sinn. Machte ich eine Landschaft und kam ich aus den schwachen Fernen durch die Mittelgründe heran, so fürchtete ich immer, dem Vordergrund die gehörige Kraft zu geben, und so tat denn mein Bild nie die rechte Wirkung. Auch machte ich keine Fortschritte, ohne mich zu üben, und ich mußte immer wieder von vorne anfangen, wenn ich eine Zeitlang ausgesetzt hatte. Ganz ohne Talent war ich jedoch nicht, besonders zu Landschaften, und Hackert[194] sagte sehr oft: ‚Wenn Sie achtzehn Monate bei mir bleiben wollen, so sollen Sie etwas machen, woran Sie und andere Freude haben.'"

Ich hörte dieses mit großem Interesse. „Wie aber", sagte ich, „soll man erkennen, daß einer zur bildenden Kunst ein wahrhaftes Talent habe?"

„Das wirkliche Talent", sagte Goethe, „besitzt einen angeborenen Sinn für die Gestalt, die Verhältnisse und die Farbe, so daß es alles dieses unter weniger Anleitung sehr bald und richtig macht. Besonders hat es den Sinn für das Körperliche und den Trieb, es durch die Beleuchtung handgreiflich zu machen. Auch in den Zwischenpausen der Übung schreitet es fort und wächst im Innern. Ein sol-

[194] Philipp Hackert (1737–1807), Landschaftsmaler.

ches Talent ist nicht schwer zu erkennen, am besten aber erkennt es der Meister.

Ich habe diesen Morgen das Fürstenhaus besucht", fuhr Goethe sehr heiter fort; „die Zimmer der Großherzogin sind höchst geschmackvoll geraten, und Coudray hat mit seinen Italienern neue Proben großer Geschicklichkeit abgelegt. Die Maler waren an den Wänden noch beschäftigt; es sind ein paar Mailänder; ich redete sie gleich italienisch an und merkte, daß ich die Sprache nicht vergessen hatte. Sie erzählten mir, daß sie zuletzt das Schloß des Königs von Württemberg gemalt, daß sie sodann nach Gotha verschrieben worden, wo sie indes nicht hätten einig werden können; man habe zur selben Zeit in Weimar von ihnen erfahren und sie hieher berufen, um die Zimmer der Großherzogin zu dekorieren. Ich hörte und sprach das Italienische einmal wieder gern, denn die Sprache bringt doch eine Art von Atmosphäre des Landes mit. Die guten Menschen sind seit drei Jahren aus Italien heraus; sie wollen aber, wie sie sagten, von hier direkte nach Haus eilen, nachdem sie zuvor im Auftrag des Herrn von Spiegel[195] noch eine Dekoration für unser Theater gemalt haben, worüber Ihr wahrscheinlich nicht böse sein werdet. Es sind sehr geschickte Leute; der eine ist ein Schüler des ersten Dekorationsmalers in Mailand, und Ihr könnt also eine gute Dekoration hoffen."

Nachdem Friedrich den Tisch abgeräumt hatte, ließ Goethe sich einen kleinen Plan von Rom vorlegen. „Für uns andere", sagte er, „wäre Rom auf die Länge kein Aufenthalt; wer dort bleiben und sich ansiedeln will, muß heiraten und katholisch werden, sonst hält er es nicht aus und hat eine schlechte Existenz. Hackert tat sich nicht wenig darauf zugute, daß er sich als Protestant so lange dort erhalten."

Goethe zeigte mir sodann auch auf diesem Grundriß die merkwürdigsten Gebäude und Plätze. „Dies", sagte er, „ist der Farnesische Garten." „War es nicht hier", sagte ich, „wo Sie die Hexenszene des ‚Faust' geschrieben?" „Nein", sagte er, „das war im Garten Borghese."

Ich erquickte mich darauf ferner an den Landschaften von Claude Lorrain, und wir sprachen noch manches über diesen großen Meister. „Sollte ein jetziger junger Künstler", sagte ich, „sich nicht nach ihm bilden können?"

„Wer ein ähnliches Gemüt hätte", antwortete Goethe, „würde ohne Frage sich an Claude Lorrain auf das trefflichste entwickeln.

[195] Oberhofmarschall in Weimar.

Allein wen die Natur mit ähnlichen Gaben der Seele im Stiche gelassen, würde diesem Meister höchstens nur Einzelnheiten absehen und sich deren nur als Phrase bedienen."

Sonnabend, den 11. April 1829

... Nach Tisch, und als jedermann gegangen war, nahm Goethe mich in seine Arbeitsstube und zeigte mir zwei höchst merkwürdige Skripta, worüber ich große Freude hatte. Es waren zwei Briefe aus Goethes Jugendzeit, im Jahre 1770 aus Straßburg an seinen Freund Dr. Horn in Frankfurt geschrieben, der eine im Juli, der andere im Dezember. In beiden sprach sich ein junger Mensch aus, der von großen Dingen eine Ahndung hat, die ihm bevorstehen. In dem letzteren zeigten sich schon Spuren vom ‚Werther', das Verhältnis in Sesenheim ist angeknüpft, und der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern. Die Handschrift der Briefe war ruhig, rein und zierlich, und schon zu dem Charakter entschieden, den Goethes Hand später immer behalten hat. Ich konnte nicht aufhören, die liebenswürdigen Briefe wiederholt zu lesen, und verließ Goethe in der glücklichsten, dankbarsten Empfindung.

Sonntag, den 12. April 1829

Goethe las mir seine Antwort an den König von Bayern. Er hatte sich dargestellt wie einen, der persönlich die Stufen der Villa hinaufgeht und sich in des Königs unmittelbarer Nähe mündlich äußert. „Es mag schwer sein", sagte ich, „das richtige Verhältnis zu treffen, wie man sich in solchen Fällen zu halten habe." „Wer wie ich", antwortete Goethe, „sein ganzes Leben hindurch mit hohen Personen zu verkehren gehabt, für den ist es nicht schwer. Das einzige dabei ist, daß man sich nicht durchaus menschlich gehen lasse, vielmehr sich stets innerhalb einer gewissen Konvenienz halte."

Goethe sprach darauf von der Redaktion seines ‚Zweiten Aufenthaltes in Rom', die ihn jetzt beschäftigt.

„Bei den Briefen", sagte er, „die ich in jener Periode geschrieben, sehe ich recht deutlich, wie man in jedem Lebensalter gewisse Avantagen und Desavantagen, in Vergleichen zu früheren oder späteren Jahren, hat. So war ich in meinem vierzigsten Jahre über einige Dinge vollkommen so klar und gescheit als jetzt und in manchen Hinsichten sogar besser; aber doch besitze ich jetzt in meinem achtzigsten Vorteile, die ich mit jenen nicht vertauschen möchte."

„Während Sie dieses reden", sagte ich, „steht mir die ‚Metamorphose der Pflanze' vor Augen, und ich begreife sehr wohl, daß man aus der Periode der Blüte nicht in die der grünen Blätter, und aus der des Samens und der Früchte nicht in die des Blütenstandes zurücktreten möchte."

„Ihr Gleichnis", sagte Goethe, „drückt meine Meinung vollkommen aus. Denken Sie sich ein recht ausgezacktes Blatt", fuhr er lachend fort, „ob es aus dem Zustande der freiesten Entwicklung in die dumpfe Beschränktheit der Kotyledone[196] zurück möchte? – Und nun ist es sehr artig, daß wir sogar eine Pflanze haben, die als Symbol des höchsten Alters gelten kann, indem sie, über die Periode der Blüte und der Frucht hinaus, ohne weitere Produktion noch munter fortwächst.

Das Schlimmste ist", fuhr Goethe fort, „daß man im Leben so viel durch falsche Tendenzen ist gehindert worden, und daß man nie eine solche Tendenz erkannt, als bis man sich bereits davon frei gemacht."

„Woran aber", sagte ich, „soll man sehen und wissen, daß eine Tendenz eine falsche sei?"

„Die falsche Tendenz", antwortete Goethe, „ist nicht produktiv, und wenn sie es ist, so ist das Hervorgebrachte von keinem Wert. Dieses an andern gewahr zu werden, ist nicht so gar schwer, aber an sich selber, ist ein eigenes Ding und will eine große Freiheit des Geistes. Und selbst das Erkennen hilft nicht immer; man zaudert und zweifelt und kann sich nicht entschließen, so wie es schwer hält, sich von einem geliebten Mädchen loszumachen, von deren Untreue man längst wiederholte Beweise hat. Ich sage dieses, indem ich bedenke, wie viele Jahre es gebrauchte, bis ich einsah, daß meine Tendenz zur bildenden Kunst eine falsche sei, und wie viele andere, nachdem ich es erkannt, mich davon loszumachen."

„Aber doch", sagte ich, „hat Ihnen diese Tendenz so vielen Vorteil gebracht, daß man sie kaum eine falsche nennen möchte."

„Ich habe an Einsicht gewonnen", sagte Goethe, „weshalb ich mich auch darüber beruhigen kann. Und das ist der Vorteil, den wir aus jeder falschen Tendenz ziehen. Wer mit unzulänglichem Talent sich in der Musik bemüht, wird freilich nie ein Meister werden, aber er wird dabei lernen, dasjenige zu erkennen und zu schätzen, was der Meister gemacht hat. Trotz aller meiner Bestrebungen bin ich freilich kein Künstler geworden, aber, indem ich mich in allen Teilen der Kunst versuchte, habe ich gelernt, von jedem Strich Rechenschaft zu geben und das Verdienstliche vom Mangelhaften

[196] Pflanzliches Keimblatt.

zu unterscheiden. Dieses ist kein kleiner Gewinn, so wie denn selten eine falsche Tendenz ohne Gewinn bleibt. So zum Beispiel waren die Kreuzzüge zur Befreiung des Heiligen Grabes offenbar eine falsche Tendenz; aber sie hat das Gute gehabt, daß dadurch die Türken immerfort geschwächt und gehindert worden sind, sich zu Herren von Europa zu machen." . . .

Mittwoch, den 15. April 1829

Wir sprachen über Leute, die, ohne eigentliches Talent, zur Produktivität gerufen werden, und über andere, die über Dinge schreiben, die sie nicht verstehen.

„Das Verführerische für junge Leute", sagte Goethe, „ist dieses. Wir leben in einer Zeit, wo so viele Kultur verbreitet ist, daß sie sich gleichsam der Atmosphäre mitgeteilt hat, worin ein junger Mensch atmet. Poetische und philosophische Gedanken leben und regen sich in ihm, mit der Luft seiner Umgebung hat er sie eingesogen, aber er denkt, sie wären sein Eigentum, und so spricht er sie als das Seinige aus. Nachdem er aber der Zeit wiedergegeben hat, was er von ihr empfangen, ist er arm. Er gleicht einer Quelle, die von zugetragenem Wasser eine Weile gesprudelt hat, und die aufhört zu rieseln, sobald der erborgte Vorrat erschöpft ist."

Dienstag, den 1. September 1829

Ich erzählte Goethe von einem Durchreisenden, der bei Hegel ein Kollegium über den Beweis des Daseins Gottes gehört. Goethe stimmte mir bei, daß dergleichen Vorlesungen nicht mehr an der Zeit seien.

„Die Periode des Zweifels", sagte er, „ist vorüber; es zweifelt jetzt so wenig jemand an sich selber als an Gott. Zudem sind die Natur Gottes, die Unsterblichkeit, das Wesen unserer Seele und ihr Zusammenhang mit dem Körper ewige Probleme, worin uns die Philosophen nicht weiterbringen. Ein französischer Philosoph der neuesten Tage fängt sein Kapitel ganz getrost folgendermaßen an: ‚Es ist bekannt, daß der Mensch aus zwei Teilen besteht, aus Leib und Seele. Wir wollen demnach mit dem Leibe anfangen und sodann von der Seele reden.' Fichte[197] ging doch schon ein wenig weiter und zog sich etwas klüger aus der Sache, indem er sagte: ‚Wir wollen handeln vom Menschen als Leib betrachtet, und vom Men-

[197] Johann Gottlieb Fichte (1762–1814). Religionsphilosoph an der Universität Jena und Berlin, bedeutendster Vorläufer des deutschen Idealismus.

schen als Seele betrachtet.' Er fühlte zu wohl, daß sich ein so enge verbundenes Ganzes nicht trennen lasse. Kant hat unstreitig am meisten genützt, indem er die Grenzen zog, wie weit der menschliche Geist zu dringen fähig sei, und daß er die unauflöslichen Probleme liegen ließ. Was hat man nicht alles über Unsterblichkeit philosophiert! und wie weit ist man gekommen! – Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie[198] nicht entbehren; aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein.

Während aber die Deutschen sich mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstande aus und gewinnen die Welt. Jedermann kennt ihre Deklamationen gegen den Sklavenhandel, und während sie uns weismachen wollen, was für humane Maximen solchem Verfahren zugrunde liegen, entdeckt sich jetzt, daß das wahre Motiv ein reales Objekt sei, ohne welches es die Engländer bekanntlich nie tun, und welches man hätte wissen sollen. An der westlichen Küste von Afrika gebrauchen sie die Neger selbst in ihren großen Besitzungen, und es ist gegen ihr Interesse, daß man sie dort ausführe. In Amerika haben sie selbst große Negerkolonien angelegt, die sehr produktiv sind und jährlich einen großen Ertrag an Schwarzen liefern. Mit diesen versehen sie die nordamerikanischen Bedürfnisse, und indem sie auf solche Weise einen höchst einträglichen Handel treiben, wäre die Einfuhr von außen ihrem merkantilischen Interesse sehr im Wege, und sie predigen daher, nicht ohne Objekt, gegen den inhumanen Handel. Noch auf dem Wiener Kongreß argumentierte der englische Gesandte sehr lebhaft dagegen; aber der portugiesische war klug genug, in aller Ruhe zu antworten, daß er nicht wisse, daß man zusammengekommen sei, ein allgemeines Weltgericht abzugeben oder die Grundsätze der Moral festzusetzen. – Er kannte das englische Objekt recht gut, und so hatte auch er das seinige, wofür er zu reden und welches er zu erlangen wußte."

Sonntag, den 6. Dezember 1829

Heute nach Tisch las Goethe mir die erste Szene vom zweiten Akt des ‚Faust'. Der Eindruck war groß und verbreitete in meinem Innern ein hohes Glück. Wir sind wieder in Fausts Studierzimmer versetzt, und Mephistopheles findet noch alles am alten Platze, wie er es verlassen hat. Fausts alten Studierpelz nimmt er vom Haken;

[198] Gestaltungskraft zur Verwirklichung der Anlagen.

tausend Motten und Insekten flattern heraus, und indem Mephistopheles ausspricht, wo diese sich wieder untertun, tritt uns die umgebende Lokalität sehr deutlich vor die Augen. Er zieht den Pelz an, um, während Faust hinter einem Vorhange im paralysierten Zustande liegt, wieder einmal den Herrn zu spielen. Er zieht die Klingel; die Glocke gibt in den einsamen alten Klosterhallen einen so fürchterlichen Ton, daß die Türen aufspringen und die Mauern erbeben. Der Famulus stürzt herbei und findet in Fausts Stuhle den Mephistopheles sitzen, den er nicht kennt, aber vor dem er Respekt hat. Auf Befragen gibt er Nachricht von Wagner, der unterdes ein berühmter Mann geworden und auf die Rückkehr seines Herrn hofft. Er ist, wie wir hören, in diesem Augenblick in seinem Laboratorium tief beschäftigt, einen Homunkulus hervorzubringen. Der Famulus wird entlassen; es erscheint der Bakkalaureus, derselbige, den wir vor einigen Jahren als schüchternen jungen Studenten gesehen, wo Mephistopheles, in Fausts Rocke, ihn zum besten hatte. Er ist unterdes ein Mann geworden und so voller Dünkel, daß selbst Mephistopheles nicht mit ihm auskommen kann, der mit seinem Stuhle immer weiterrückt und sich zuletzt ans Parterre wendet.

Goethe las die Szene bis zu Ende. Ich freute mich an der jugendlich produktiven Kraft, und wie alles so knapp beisammen war.

„Da die Konzeption so alt ist", sagte Goethe, „und ich seit funfzig Jahren darüber nachdenke, so hat sich das innere Material so sehr gehäuft, daß jetzt das Ausscheiden und Ablehnen die schwere Operation ist. Die Erfindung des ganzen zweiten Teiles ist wirklich so alt, wie ich sage. Aber daß ich ihn erst jetzt schreibe, nachdem ich über die weltlichen Dinge so viel klarer geworden, mag der Sache zugute kommen. Es geht mir damit wie einem, der in seiner Jugend sehr viel kleines Silber- und Kupfergeld hat, das er während dem Lauf seines Lebens immer bedeutender einwechselt, so daß er zuletzt seinen Jugendbesitz in reinen Goldstücken vor sich sieht."

Wir sprachen über die Figur des Bakkalaureus. „Ist in ihm", sagte ich, „nicht eine gewisse Klasse ideeller Philosophen gemeint?"

„Nein", sagte Goethe, „es ist die Anmaßlichkeit in ihm personifiziert, die besonders der Jugend eigen ist, wovon wir in den ersten Jahren nach unserm Befreiungskriege so auffallende Beweise hatten. Auch glaubt jeder in seiner Jugend, daß die Welt eigentlich erst mit ihm angefangen, und daß alles eigentlich um seinetwillen da sei. Sodann hat es im Orient wirklich einen Mann gegeben, der jeden Morgen seine Leute um sich versammelte und sie nicht eher an die Arbeit gehen ließ, als bis er der Sonne geheißen aufzugehen. Aber hiebei war er so klug, diesen Befehl nicht eher auszusprechen, als

bis die Sonne wirklich auf dem Punkt stand, von selber zu erscheinen."

Wir sprachen noch vieles über den ‚Faust' und dessen Komposition sowie über verwandte Dinge.

Goethe war eine Weile in stilles Nachdenken versunken; dann begann er folgendermaßen.

„Wenn man alt ist", sagte er, „denkt man über die weltlichen Dinge anders, als da man jung war. So kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Dämonen, um die Menschheit zu nekken und zum besten zu haben, mitunter einzelne Figuren hinstellen, die so anlockend sind, daß jeder nach ihnen strebt, und so groß, daß niemand sie erreicht. So stellten sie den Raphael hin, bei dem Denken und Tun gleich vollkommen war; einzelne treffliche Nachkommen haben sich ihm genähert, aber erreicht hat ihn niemand. So stellten sie den Mozart hin als etwas Unerreichbares in der Musik. Und so in der Poesie Shakespeare. Ich weiß, was Sie mir gegen diesen sagen können, aber ich meine nur das Naturell, das große Angeborene der Natur. So steht Napoleon unerreichbar da. Daß die Russen sich gemäßigt haben und nicht nach Konstantinopel hineingegangen sind, ist zwar sehr groß, aber auch ein solcher Zug findet sich in Napoleon, denn auch er hat sich gemäßigt und ist nicht nach Rom gegangen."

An dieses reiche Thema knüpfte sich viel Verwandtes; bei mir selbst aber dachte ich im stillen, daß auch mit Goethe die Dämonen so etwas möchten im Sinne haben, indem auch er eine Figur sei, zu anlockend, um ihm nicht nachzustreben, und zu groß, um ihn zu erreichen.

Mittwoch, den 16. Dezember 1829

Heute nach Tisch las Goethe mir die zweite Szene des zweiten Akts von ‚Faust', wo Mephistopheles zu Wagner geht, der durch chemische Künste einen Menschen zu machen im Begriff ist. Das Werk gelingt, der Homunkulus erscheint in der Flasche, als leuchtendes Wesen, und ist sogleich tätig. Wagners Fragen über unbegreifliche Dinge lehnt er ab, das Räsonieren ist nicht seine Sache; er will handeln, und da ist ihm das nächste unser Held Faust, der in seinem paralysierten Zustande einer höheren Hülfe bedarf. Als ein Wesen, dem die Gegenwart durchaus klar und durchsichtig ist, sieht der Homunkulus das Innere des schlafenden Faust, den ein schöner Traum von der Leda beglückt, wie sie, in anmutiger Gegend badend, von Schwänen besucht wird. Indem der Homunkulus diesen

Traum ausspricht, erscheint vor unserer Seele das reizendste Bild. Mephistopheles sieht davon nichts, und der Homunkulus verspottet ihn wegen seiner nordischen Natur.

„Überhaupt", sagte Goethe, „werden Sie bemerken, daß der Mephistopheles gegen den Homunkulus in Nachteil zu stehen kommt, der ihm an geistiger Klarheit gleicht und durch seine Tendenz zum Schönen und förderlich Tätigen so viel vor ihm voraus hat. Übrigens nennt er ihn Herr Vetter; denn solche geistige Wesen wie der Homunkulus, die durch eine vollkommene Menschwerdung noch nicht verdüstert und beschränkt worden, zählte man zu den Dämonen, wodurch denn unter beiden eine Art von Verwandtschaft existiert."

„Gewiß", sagte ich, „erscheint der Mephistopheles hier in einer untergeordneten Stellung; allein ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß er zur Entstehung des Homunkulus heimlich gewirkt hat, so wie wir ihn bisher kennen, und wie er auch in der Helena immer als heimlich wirkendes Wesen erscheint. Und so hebt er sich denn im ganzen wieder und kann sich in seiner superioren Ruhe im einzelnen wohl etwas gefallen lassen."

„Sie empfinden das Verhältnis sehr richtig", sagte Goethe; „es ist so, und ich habe schon gedacht, ob ich nicht dem Mephistopheles, wie er zu Wagner geht und der Homunkulus im Werden ist, einige Verse in den Mund legen soll, wodurch seine Mitwirkung ausgesprochen und dem Leser deutlich würde."

„Das könnte nicht schaden", sagte ich. „Angedeutet jedoch ist es schon, indem Mephistopheles die Szene mit den Worten schließt:

> ‚Am Ende hängen wir doch ab
> Von Kreaturen, die wir machten.'"

„Sie haben recht", sagte Goethe, „dies könnte dem Aufmerkenden fast genug sein; indes will ich doch noch auf einige Verse sinnen."

„Aber", sagte ich, „jenes Schlußwort ist ein großes, das man nicht so leicht ausdenken wird."

„Ich dächte", sagte Goethe, „man hätte eine Weile daran zu zehren. Ein Vater, der sechs Söhne hat, ist verloren, er mag sich stellen, wie er will. Auch Könige und Minister, die viele Personen zu großen Stellen gebracht haben, mögen aus ihrer Erfahrung sich etwas dabei denken können."

Fausts Traum von der Leda trat mir wieder vor die Seele, und ich übersah dieses im Geist als einen höchst bedeutenden Zug in der Komposition.

„Es ist wunderbar", sagte ich, „wie in einem solchen Werke die einzelnen Teile aufeinander sich beziehen, aufeinander wirken und einander ergänzen und heben. Durch diesen Traum von der Leda hier im zweiten Akt gewinnt später die Helena erst das eigentliche Fundament. Dort ist immer von Schwänen und einer Schwanerzeugten die Rede; aber hier erscheint diese Handlung selbst, und wenn man nun mit dem sinnlichen Eindruck solcher Situation später zur Helena kommt, wie wird dann alles deutlicher und vollständiger erscheinen!" –

Goethe gab mir recht, und es schien ihm lieb, daß ich dieses bemerkte. „So auch", sagte er, „werden Sie finden, daß schon immer in diesen früheren Akten das Klassische und Romantische anklingt und zur Sprache gebracht wird, damit es, wie auf einem steigenden Terrain, zur Helena hinaufgehe, wo beide Dichtungsformen entschieden hervortreten und eine Art von Ausgleichung finden.

Die Franzosen", fuhr Goethe fort, „fangen nun auch an, über diese Verhältnisse richtig zu denken. ‚Es ist alles gut und gleich', sagen sie, ‚Klassisches wie Romantisches, es kommt nur darauf an, daß man sich dieser Formen mit Verstand zu bedienen und darin vortrefflich zu sein vermöge. So kann man auch in beiden absurd sein, und dann taugt das eine so wenig wie das andere.' Ich dächte, das wäre vernünftig und ein gutes Wort, womit man sich eine Weile beruhigen könnte."

Sonntag, den 20. Dezember 1829

. . . „Es ist eigen", sagte ich, „daß man so häufig bei ausgezeichneten Talenten, besonders bei Poeten, findet, daß sie eine schwächliche Konstitution haben."

„Das Außerordentliche, was solche Menschen leisten", sagte Goethe, „setzt eine sehr zarte Organisation voraus, damit sie seltener Empfindungen fähig sein und die Stimme der Himmlischen vernehmen mögen. Nun ist eine solche Organisation, im Konflikt mit der Welt und den Elementen, leicht gestört und verletzt, und wer nicht, wie Voltaire, mit großer Sensibilität eine außerordentliche Zähheit verbindet, ist leicht einer fortgesetzten Kränklichkeit unterworfen. Schiller war auch beständig krank. Als ich ihn zuerst kennenlernte, glaubte ich, er lebte keine vier Wochen. Aber auch er hatte eine gewisse Zähheit; er hielt sich noch die vielen Jahre und hätte sich bei gesünderer Lebensweise noch länger halten können."

Wir sprachen vom Theater, und inwiefern eine gewisse Vorstellung gelungen sei.

. . . Wir unterhielten uns ferner über diesen Gegenstand, wobei die vorzüglichsten Schauspieler der weimarischen Bühne zur Sprache kamen und mancher einzelnen Rolle mit Anerkennung gedacht wurde.

Mir trat indes der ‚Faust' wieder vor die Seele, und ich gedachte des Homunkulus, und wie man diese Figur auf der Bühne deutlich machen wolle. „Wenn man auch das Persönchen selber nicht sähe", sagte ich, „doch das Leuchtende in der Flasche müßte man sehen, und das Bedeutende, was er zu sagen hat, müßte doch so vorgetragen werden, wie es von einem Kinde nicht geschehen kann."

„Wagner", sagte Goethe, „darf die Flasche nicht aus den Händen lassen, und die Stimme müßte so kommen, als wenn sie aus der Flasche käme. Es wäre eine Rolle für einen Bauchredner, wie ich deren gehört habe, und der sich gewiß gut aus der Affäre ziehen würde."

So auch gedachten wir des großen Karnevals, und inwiefern es möglich, es auf der Bühne zur Erscheinung zu bringen. „Es wäre doch noch ein wenig mehr", sagte ich, „wie der Markt von Neapel." „Es würde ein sehr großes Theater erfordern", sagte Goethe; „und es ist fast nicht denkbar." „Ich hoffe es noch zu erleben", war meine Antwort. „Besonders freue ich mich auf den Elefanten, von der Klugheit gelenkt, die Viktoria oben, und Furcht und Hoffnung in Ketten an den Seiten. Es ist doch eine Allegorie, wie sie nicht leicht besser existieren möchte."

„Es wäre auf der Bühne nicht der erste Elefant", sagte Goethe. „In Paris spielt einer eine völlige Rolle; er ist von einer Volkspartei und nimmt dem einen König die Krone ab und setzt sie dem andern auf, welches freilich grandios sein muß. Sodann, wenn am Schlusse des Stücks der Elefant herausgerufen wird, erscheint er ganz alleine, macht seine Verbeugung und geht wieder zurück. Sie sehen also, daß bei unserm Karneval auf den Elefanten zu rechnen wäre. Aber das Ganze ist viel zu groß und erfordert einen Regisseur, wie es deren nicht leicht gibt."

„Es ist aber so voller Glanz und Wirkung", sagte ich, „daß eine Bühne es sich nicht leicht wird entgehen lassen. Und wie es sich aufbaut und immer bedeutender wird! Zuerst schöne Gärtnerinnen und Gärtner, die das Theater dekorieren und zugleich eine Masse bilden, so daß es den immer bedeutender werdenden Erscheinungen nicht an Umgebung und Zuschauern mangelt. Dann, nach dem Elefanten, das Drachengespann aus dem Hintergrunde durch die Lüfte kommend, über den Köpfen hervor. Ferner die Erscheinung des großen Pan, und wie zuletzt alles in scheinbarem Feuer steht und

schließlich von herbeiziehenden feuchten Nebelwolken gedämpft und gelöscht wird! – Wenn das alles so zur Erscheinung käme, wie Sie es gedacht haben, das Publikum müßte vor Erstaunen dasitzen und gestehen, daß es ihm an Geist und Sinnen fehle, den Reichtum solcher Erscheinungen würdig aufzunehmen."

„Geht nur", sagte Goethe, „und laßt mir das Publikum, von dem ich nichts hören mag. Die Hauptsache ist, daß es geschrieben steht; mag nun die Welt damit gebaren, so gut sie kann, und es benutzen, soweit sie es fähig ist."

Wir sprachen darauf über den ‚Knaben Lenker'.

„Daß in der Maske des Plutus der Faust steckt und in der Maske des Geizes der Mephistopheles, werden Sie gemerkt haben. Wer aber ist der Knabe Lenker?" – Ich zauderte und wußte nicht zu antworten. „Es ist der Euphorion!" sagte Goethe. – „Wie kann aber dieser", fragte ich, „schon hier im Karneval erscheinen, da er doch erst im dritten Akt geboren wird?" – „Der Euphorion", antwortete Goethe, „ist kein menschliches, sondern nur ein allegorisches Wesen. Es ist in ihm die Poesie personifiziert, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Person gebunden ist. Derselbige Geist, dem es später beliebt, Euphorion zu sein, erscheint jetzt als Knabe Lenker, und er ist darin den Gespenstern ähnlich, die überall gegenwärtig sein und zu jeder Stunde hervortreten können."

1830

Sonntag, den 10. Januar 1830

Heute zum Nachtisch bereitete Goethe mir einen hohen Genuß, indem er mir die Szene vorlas, wo Faust zu den Müttern geht.

Das Neue, Ungeahndete des Gegenstandes, sowie die Art und Weise, wie Goethe mir die Szene vortrug, ergriff mich wundersam, so daß ich mich ganz in die Lage von Faust versetzt fühlte, den bei der Mitteilung des Mephistopheles gleichfalls ein Schauer überläuft.

Ich hatte das Dargestellte wohl gehört und wohl empfunden, aber es blieb mir so vieles rätselhaft, daß ich mich gedrungen fühlte, Goethe um einigen Aufschluß zu bitten. Er aber, in seiner gewöhnlichen Art, hüllte sich in Geheimnisse, indem er mich mit großen Augen anblickte und mir die Worte wiederholte:

Die Mütter! Mütter! 's klingt so wunderlich! –

„Ich kann Ihnen weiter nichts verraten", sagte er darauf, „als daß ich beim Plutarch[199] gefunden, daß im griechischen Altertume von Müttern, als Gottheiten, die Rede gewesen. Dies ist alles, was ich der Überlieferung verdanke, das übrige ist meine eigene Erfindung. Ich gebe Ihnen das Manuskript mit nach Hause, studieren Sie alles wohl und sehen Sie zu, wie Sie zurechtkommen."

Ich war darauf glücklich bei wiederholter ruhiger Betrachtung dieser merkwürdigen Szene und entwickelte mir über der Mütter eigentliches Wesen und Wirken, über ihre Umgebung und Aufenthalt die nachfolgende Ansicht.

Könnte man sich den ungeheuren Weltkörper unserer Erde im Innern als leeren Raum denken, so daß man Hunderte von Meilen in einer Richtung darin fortzustreben vermöchte, ohne auf etwas Körperliches zu stoßen, so wäre dieses der Aufenthalt jener unbekannten Göttinnen, zu denen Faust hinabgeht. Sie leben gleichsam außer allem Ort, denn es ist nichts Festes, das sie in einiger Nähe

[199] Plutarch (50–120 n. Chr.). Griechischer Schriftsteller, Verfasser von 23 Biographien griechischer und römischer Helden.

umgibt; auch leben sie außer aller Zeit, denn es leuchtet ihnen kein Gestirn, welches auf- oder unterginge und den Wechsel von Tag und Nacht andeutete.

So, in ewiger Dämmerung und Einsamkeit beharrend, sind die Mütter schaffende Wesen, sie sind das schaffende und erhaltende Prinzip, von dem alles ausgeht, was auf der Oberfläche der Erde Gestalt und Leben hat. Was zu atmen aufhört, geht als geistige Natur zu ihnen zurück, und sie bewahren es, bis es wieder Gelegenheit findet, in ein neues Dasein zu treten. Alle Seelen und Formen von dem, was einst war und künftig sein wird, schweift in dem endlosen Raum ihres Aufenthaltes wolkenartig hin und her; es umgibt die Mütter, und der Magier muß also in ihr Reich gehen, wenn er durch die Macht seiner Kunst über die Form eines Wesens Gewalt haben und ein früheres Geschöpf zu einem Scheinleben hervorrufen will.

Die ewige Metamorphose des irdischen Daseins, des Entstehens und Wachsens, des Zerstörens und Wiederbildens, ist also der Mütter nie aufhörende Beschäftigung. Und wie nun bei allem, was auf der Erde durch Fortzeugung ein neues Leben erhält, das Weibliche hauptsächlich wirksam ist, so mögen jene schaffenden Gottheiten mit Recht weiblich gedacht, und es mag der ehrwürdige Name Mütter ihnen nicht ohne Grund beigelegt werden.

Freilich ist dieses alles nur eine poetische Schöpfung; allein der beschränkte Mensch vermag nicht viel weiterzudringen, und er ist zufrieden, etwas zu finden, wobei er sich beruhigen möchte. Wir sehen auf Erden Erscheinungen und empfinden Wirkungen, von denen wir nicht wissen, woher sie kommen, und wohin sie gehen. Wir schließen auf einen geistigen Urquell, auf ein Göttliches, wofür wir keine Begriffe und keinen Ausdruck haben, und welches wir zu uns herabziehen und anthropomorphisieren müssen, um unsere dunkelen Ahndungen einigermaßen zu verkörpern und faßlich zu machen.

So sind alle Mythen entstanden, die von Jahrhundert zu Jahrhundert in den Völkern fortlebten, und ebenso diese neue von Goethe, die wenigstens den Schein einiger Naturwahrheit hat, und die wohl den besten gleichzustellen sein dürfte, die je gedacht worden.

Sonntag, den 24. Januar 1830

„Ich habe dieser Tage einen Brief von unserm berühmten Salzbohrer in Stotternheim erhalten", sagte Goethe, „der einen merkwürdigen Eingang hat, und wovon ich Ihnen erzählen muß.

‚Ich habe eine Erfahrung gemacht', schreibt er, ‚die mir nicht verloren sein soll.' Was aber folgt auf solchen Eingang? Es handelt sich um nichts Geringeres als den Verlust von wenigstens tausend Talern. Den Schacht, wo es durch weicheren Boden und Gestein zwölfhundert Fuß tief zum Steinsalz hinabgeht, hat er unvorsichtigerweise an den Seiten nicht unterstützt; der weichere Boden hat sich abgelöst und die Grube unten so verschlämmt, daß es jetzt einer höchst kostspieligen Operation bedarf, um den Schlamm herauszubringen. Er wird sodann, die zwölfhundert Fuß hinunter, metallene Röhren einsetzen, um für die Folge vor einem ähnlichen Unglück sicher zu sein. Er hätte es gleich tun sollen, und er hätte es auch sicher gleich getan, wenn solche Leute nicht eine Verwegenheit besäßen, wovon man keinen Begriff hat, die aber dazu gehört, um eine solche Unternehmung zu wagen. Er ist aber durchaus ruhig bei dem Unfall und schreibt ganz getrost: ‚Ich habe eine Erfahrung gemacht, die mir nicht verloren sein soll.' Das nenne ich doch noch einen Menschen, an dem man Freude hat, und der, ohne zu klagen, gleich wieder tätig ist und immer auf den Füßen steht. Was sagen Sie dazu, ist es nicht artig?"

„Es erinnert mich an Sterne", antwortete ich, „welcher beklagt, sein Leiden nicht wie ein vernünftiger Mann benutzt zu haben."

„Es ist etwas Ähnliches", sagte Goethe.

„Auch muß ich an Behrisch[200] denken", fuhr ich fort, „wie er Sie belehrt, was Erfahrung sei, welches Kapitel ich gerade dieser Tage zu abermaliger Erbauung gelesen: ‚Erfahrung aber ist, daß man erfahrend erfährt, was erfahren zu haben man nicht gerne erfahren haben möchte.'" „Ja", sagte Goethe lachend, „das sind die alten Späße, womit wir so schändlich unsere Zeit verdarben!" „Behrisch", fuhr ich fort, „scheint ein Mensch gewesen zu sein voller Anmut und Zierlichkeit. Wie artig ist der Spaß im Weinkeller, wo er abends den jungen Menschen verhindern will, zu seinem Liebchen zu gehen, und dieses auf die heiterste Weise vollbringt, indem er seinen Degen umschnallet, bald so und bald so, so daß er alle zum Lachen bringt und den jungen Menschen die Stunde des Rendezvous darüber vergessen macht." „Ja", sagte Goethe, „es war artig; es wäre eine der anmutigsten Szenen auf der Bühne, wie denn Behrisch überall für das Theater ein guter Charakter war."

Wir wiederholten darauf gesprächsweise alle die Wunderlichkeiten, die von Behrisch in Goethes Leben erzählt werden. Seine graue Kleidung, wo Seide, Samt und Wolle gegeneinander eine abste-

[200] Ernst Wolfgang Behrisch (1738–1809). Jugendfreund Goethes aus der Leipziger Zeit.

chende Schattierung gemacht, und wie er darauf studiert habe, immer noch ein neues Grau auf seinen Körper zu bringen. Dann wie er die Gedichte geschrieben, den Setzer nachgeäfft und den Anstand und die Würde des Schreibenden hervorgehoben. Auch wie es sein Lieblingszeitvertreib gewesen, im Fenster zu liegen, die Vorbeigehenden zu mustern und ihren Anzug in Gedanken so zu verändern, daß es höchst lächerlich gewesen sein würde, wenn die Leute sich so gekleidet hätten. „Und dann sein gewöhnlicher Spaß mit dem Postboten", sagte Goethe, „wie gefällt Ihnen der, ist er nicht auch lustig?" „Der ist mir unbekannt", sagte ich, „es steht davon nichts in Ihrem Leben." „Wunderlich!" sagte Goethe, „so will ich es Ihnen denn erzählen.

Wenn wir zusammen im Fenster lagen und Behrisch in der Straße den Briefträger kommen sah, wie er von einem Hause ins andere ging, nahm er gewöhnlich einen Groschen aus der Tasche und legte ihn bei sich ins Fenster. ‚Siehst du den Briefträger?' sagte er dann zu mir gewendet, ‚er kommt immer näher und wird gleich hier oben sein, das sehe ich ihm an. Er hat einen Brief an dich, und was für einen Brief, keinen gewöhnlichen Brief, er hat einen Brief mit einem Wechsel, – mit einem Wechsel! ich will nicht sagen, wie stark. – Siehst du, jetzt kommt er herein. Nein! – Aber er wird gleich kommen. Da ist er wieder. Jetzt! – Hier! hier herein, mein Freund! hier herein! – Er geht vorbei? Wie dumm! o wie dumm! Wie kann einer nur so dumm sein und so unverantwortlich handeln! So unverantwortlich in doppelter Hinsicht! Unverantwortlich gegen dich, indem er dir den Wechsel nicht bringt, den er für dich in Händen hat, und ganz unverantwortlich gegen sich selbst, indem er sich um einen Groschen bringt, den ich schon für ihn zurechtgelegt hatte, und den ich nun wieder einstecke.' So steckte er denn den Groschen mit höchstem Anstande wieder in die Tasche, und wir hatten etwas zu lachen."

Ich freute mich dieses Scherzes, der den übrigen vollkommen gleichsah. Ich fragte Goethe, ob er Behrisch später nie wiedergesehen.

„Ich habe ihn wiedergesehen", sagte Goethe, „und zwar bald nach meiner Ankunft in Weimar, ungefähr im Jahre 1776, wo ich mit dem Herzog eine Reise nach Dessau machte, wohin Behrisch von Leipzig aus als Erzieher des Erbprinzen berufen war. Ich fand ihn noch ganz wie sonst, als feinen Hofmann und vom besten Humor."

„Was sagte er dazu", fragte ich, „daß Sie in der Zwischenzeit so berühmt geworden?"

„‚Hab' ich es dir nicht gesagt?' war sein erstes, ‚war es nicht gescheit, daß du damals die Verse nicht drucken ließest, und daß du gewartet hast, bis du etwas ganz Gutes machtest? Freilich, schlecht waren damals die Sachen auch nicht, denn sonst hätte ich sie nicht geschrieben. Aber wären wir zusammengeblieben, so hättest du auch die andern nicht sollen drucken lassen; ich hätte sie dir auch geschrieben, und es wäre ebensogut gewesen.' Sie sehen, er war noch ganz der Alte. Er war bei Hof sehr gelitten, ich sah ihn immer an der fürstlichen Tafel.

Zuletzt habe ich ihn im Jahre 1801 gesehen, wo er schon alt war, aber immer noch in der besten Laune. Er bewohnte einige sehr schöne Zimmer im Schloß, deren eines er ganz mit Geranien angefüllt hatte, womit man damals eine besondere Liebhaberei trieb. Nun hatten aber die Botaniker unter den Geranien einige Unterscheidungen und Abteilungen gemacht und einer gewissen Sorte den Namen Pelargonien beigelegt. Darüber konnte sich nun der alte Herr nicht zufrieden geben, und er schimpfte auf die Botaniker. ‚Die dummen Kerle!' sagte er; ‚ich denke, ich habe das ganze Zimmer voll Geranien, und nun kommen sie und sagen, es seien Pelargonien. Was tu' ich aber damit, wenn es keine Geranien sind, und was soll ich mit Pelargonien!' So ging es nun halbe Stunden lang fort, und Sie sehen, er war sich vollkommen gleichgeblieben."

Wir sprachen sodann über die ‚Klassische Walpurgisnacht', deren Anfang Goethe mir vor einigen Tagen gelesen. „Der mythologischen Figuren, die sich hiebei zudrängen", sagte er, „sind eine Unzahl; aber ich hüte mich und nehme bloß solche, die bildlich den gehörigen Eindruck machen. Faust ist jetzt mit dem Chiron zusammen, und ich hoffe, die Szene soll mir gelingen. Wenn ich mich fleißig dazu halte, kann ich in ein paar Monaten mit der ‚Walpurgisnacht' fertig sein. Es soll mich nun aber auch nichts wieder vom ‚Faust' abbringen; denn es wäre doch toll genug, wenn ich es erlebte, ihn zu vollenden! Und möglich ist es; – der fünfte Akt ist so gut wie fertig, und der vierte wird sich sodann wie von selber machen."

Goethe sprach darauf über seine Gesundheit und pries sich glücklich, sich fortwährend vollkommen wohl zu befinden. „Daß ich mich jetzt so gut halte", sagte er, „verdanke ich Vogel; ohne ihn wäre ich längst abgefahren. Vogel ist zum Arzt wie geboren und überhaupt einer der genialsten Menschen, die mir je vorgekommen sind. Doch wir wollen nicht sagen, wie gut er ist, damit er uns nicht genommen werde."

Diesen Mittag auf meinem Wege zu Goethe, der mich zu Tisch eingeladen hatte, traf mich die Nachricht von dem soeben erfolgten Tode der Großherzogin-Mutter. Wie wird das bei seinem hohen Alter auf Goethe wirken! war mein erster Gedanke, und so betrat ich mit einiger Apprehension das Haus. Die Dienerschaft sagte mir, daß seine Schwiegertochter soeben zu ihm gegangen sei, um ihm die betrübende Botschaft mitzuteilen. Seit länger als fünfzig Jahren, sagte ich mir, ist er dieser Fürstin verbunden gewesen, er hat ihrer besonderen Huld und Gnade sich zu erfreuen gehabt, ihr Tod muß ihn tief berühren. Mit solchen Gedanken trat ich zu ihm ins Zimmer; allein ich war nicht wenig überrascht, ihn vollkommen heiter und kräftig mit seiner Schwiegertochter und seinen Enkeln am Tisch sitzen und seine Suppe essen zu sehen, als ob eben nichts passiert wäre. Wir sprachen ganz heiter fort über gleichgültige Dinge; nun fingen alle Glocken der Stadt an zu läuten; Frau von Goethe blickte mich an, und wir redeten lauter, damit die Töne der Todesglocken sein Inneres nicht berühren und erschüttern möchten; denn wir dachten, er empfände wie wir. Er empfand aber nicht wie wir, es stand in seinem Innern gänzlich anders. Er saß vor uns, gleich einem Wesen höherer Art, von irdischen Leiden unberührbar. Hofrat Vogel ließ sich melden; er setzte sich zu uns und erzählte die einzelnen Umstände von dem Hinscheiden der hohen Verewigten, welches Goethe in seiner bisherigen vollkommensten Ruhe und Fassung aufnahm. Vogel ging wieder, und wir setzten unser Mittagssessen und Gespräche fort. Auch vom ‚Chaos' war viel die Rede, und Goethe pries die Betrachtungen über das Spiel, in der letzten Nummer, als ganz vorzüglich. Als Frau von Goethe mit ihren Söhnen hinaufgegangen war, blieb ich mit Goethe allein. Er erzählte mir von seiner ‚Klassischen Walpurgisnacht', daß er damit jeden Tag weiterkomme, und daß ihm wunderbare Dinge über die Erwartung gelängen. Dann zeigte er mir einen Brief des Königs von Bayern, den er heute erhalten, und den ich mit großem Interesse las. Die edle treue Gesinnung des Königs sprach sich in jeder Zeile aus, und Goethen schien es besonders wohlzutun, daß der König gegen ihn sich fortwährend so gleichbleibe. Hofrat Soret ließ sich melden und setzte sich zu uns. Er kam mit beruhigenden Trostesworten der kaiserlichen Hoheit an Goethe, die dazu beitrugen, dessen heiter-gefaßte Stimmung noch zu erhöhen. Goethe setzt seine Gespräche fort; er erwähnt die berühmte Ninon de Lenclos[201], die

[201] Ninon de Lenclos (1616–1706). Eigentlich Anne Lenclos, französische Kurtisane, die in ihrem Salon die geistreichsten und berühmtesten Männer ihrer Zeit empfing.

in ihrem sechzehnten Jahre bei großer Schönheit dem Tode nahe gewesen und die Umstehenden in völliger Fassung mit den Worten getröstet habe: „Was ist's denn weiter? lasse ich doch lauter Sterbliche zurück!" – Übrigens habe sie fortgelebt und sei neunzig Jahr alt geworden, nachdem sie bis in ihr achtzigstes Hunderte von Liebhabern beglückt und zur Verzweiflung gebracht.

Goethe spricht darauf über Gozzi[202] und dessen Theater zu Venedig, wobei die improvisierenden Schauspieler bloß die Sujets erhielten. Gozzi habe die Meinung gehabt, es gebe nur sechsunddreißig tragische Situationen; Schiller habe geglaubt, es gebe mehr, allein es sei ihm nicht einmal gelungen, nur so viele zu finden ...

Mittwoch, den 17. Februar 1830

Wir sprachen über das Theater, und zwar über die Farben der Dekorationen und Anzüge. Das Resultat war folgendes.

Im allgemeinen sollen die Dekorationen einen für jede Farbe der Anzüge des Vordergrundes günstigen Ton haben, wie die Dekorationen von Beuther[203], welche mehr oder weniger ins Bräunliche fallen und die Farben der Gewänder in aller Frische heraussetzen. Ist aber der Dekorationsmaler von einem so günstigen unbestimmten Tone abzuweichen genötigt, und ist er in dem Fall, etwa ein rotes oder gelbes Zimmer, ein weißes Zelt oder einen grünen Garten darzustellen, so sollen die Schauspieler klug sein und in ihren Anzügen dergleichen Farben vermeiden. Tritt ein Schauspieler mit einer roten Uniform und grünen Beinkleidern in ein rotes Zimmer, so verschwindet der Oberkörper, und man sieht bloß die Beine; tritt er mit demselbigen Anzug in einen grünen Garten, so verschwinden seine Beine, und sein Oberkörper geht auffallend hervor. So sah ich einen Schauspieler mit weißer Uniform und ganz dunkelen Beinkleidern, dessen Oberkörper, in einem weißen Zelt, und dessen Beine, auf einem dunkelen Hintergrund, gänzlich verschwanden.

„Und selbst", fügte Goethe hinzu, „wenn der Dekorationsmaler in dem Fall wäre, ein rotes oder gelbes Zimmer oder einen grünen Garten oder Wald zu machen, so sollen diese Farben immer etwas schwach und duftig gehalten werden, damit jeder Anzug im Vordergrunde sich ablöse und die gehörige Wirkung tue."

Wir sprechen über die ‚Ilias', und Goethe macht mich auf das

[202] Carlo Graf Gozzi (1720–1806). Italienischer Komödiendichter; belebte mit seinen phantastischen Märchenstücken die Commedia dell' arte neu. [203] Friedrich Beuther, Dekorationsmaler.

schöne Motiv aufmerksam, daß der Achill eine Zeitlang in Untätigkeit versetzt werde, damit die übrigen Helden zum Vorschein kommen und sich entwickeln mögen.

Von seinen ‚Wahlverwandtschaften' sagt er, daß darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden. Dasselbe von der Geschichte in Sesenheim.

Nach Tisch ein Portefeuille der niederländischen Schule durchgesehen. Ein Hafenstück, wo Männer auf der einen Seite frisches Wasser einnehmen und auf der andern Würfel auf einer Tonne spielen, gab Anlaß zu schönen Betrachtungen, wie das Reale vermieden, um der Wirkung der Kunst nicht zu schaden. Der Deckel der Tonne hat das Hauptlicht; die Würfel sind geworfen, wie man an den Gebärden der Männer sieht, aber sie sind auf der Fläche des Deckels nicht gezeichnet, weil sie das Licht unterbrochen und also nachteilig gewirkt haben würden.

Sodann die Studien von Ruysdael zu seinem Kirchhof betrachtet, woraus man sah, welche Mühe sich ein solcher Meister gegeben.

Sonntag, den 21. Februar 1830

Mit Goethe zu Tisch. Er zeigt mir die Luftpflanze, die ich mit großem Interesse betrachte. Ich bemerke darin ein Bestreben, ihre Existenz so lange wie möglich fortzusetzen, ehe sie einem folgenden Individuum erlaubt, sich zu manifestieren.

„Ich habe mir vorgenommen", sagte Goethe darauf, „in vier Wochen so wenig den ‚Temps' als ‚Globe' zu lesen. Die Sachen stehen so, daß sich innerhalb dieser Periode etwas ereignen muß, und so will ich die Zeit erwarten, bis mir von außen eine solche Nachricht kommt. Meine ‚Klassische Walpurgisnacht' wird dabei gewinnen, und ohnehin sind jenes Interessen, wovon man nichts hat, welches in manchen Fällen nicht genug bedacht wird."

Er gibt mir sodann einen Brief von Boisserée[204] aus München, der ihm Freude gemacht, und den ich gleichfalls mit hohem Vergnügen lese. Boisserée spricht besonders über den ‚Zweiten Aufenthalt in Rom', so wie über einige Punkte des letzten Heftes von ‚Kunst und Altertum'. Er urteilt über diese Dinge so wohlwollend als gründlich, und wir finden Veranlassung, über die seltene Bildung und Tätigkeit dieses bedeutenden Mannes viel zu reden.

Goethe erzählt mir darauf von einem neuen Bilde von Corne-

[204] Sulpiz Boisserée (1783–1854). Sammler und Erforscher der altdeutschen und altniederländischen Kunst. Er machte Goethe, der zuerst sehr zurückhaltend war, mit dieser alten Malerei und Baukunst (Kölner Dom) vertraut.

lius[205], als sehr brav durchdacht und ausgeführt, und es kommt zur Sprache, daß die Gelegenheit zur guten Färbung eines Bildes in der Komposition liege.

Später, auf einem Spaziergange, kommt mir die Luftpflanze wieder vor die Seele, und ich habe den Gedanken, daß ein Wesen seine Existenz fortsetzt, solange es geht, dann aber sich zusammennimmt, um wieder seinesgleichen hervorzubringen. Es erinnert mich dieses Naturgesetz an jene Legende, wo wir uns die Gottheit im Urbeginn der Dinge alleine denken, sodann aber den Sohn erschaffend, welcher ihr gleich ist. So auch haben gute Meister nichts Angelegentlicheres zu tun, als sich gute Schüler zu bilden, in denen sie ihre Grundsätze und Tätigkeiten fortgesetzt sehen. Nicht weniger ist jedes Werk eines Künstlers, oder Dichters, als seinesgleichen zu betrachten, und in demselben Grade, wie ein solches Werk vortrefflich ist, wird der Künstler oder Dichter vortrefflich gewesen sein, da er es machte. Ein treffliches Werk eines andern soll daher niemals Neid in mir erregen, indem es mich auf einen vortrefflichen Menschen zurückschließen läßt, der es zu machen wert war.

Mittwoch, den 24. Februar 1830

Mit Goethe zu Tisch. Wir sprechen über den Homer. Ich bemerke, daß sich die Einwirkung der Götter unmittelbar ans Reale anschließe. – „Es ist unendlich zart und menschlich", sagte Goethe, „und ich danke Gott, daß wir aus den Zeiten heraus sind, wo die Franzosen diese Einwirkung der Götter Maschinerie nannten. Aber freilich! so ungeheure Verdienste nachzuempfinden, bedurfte einiger Zeit, denn es erforderte eine gänzliche Umwandlung ihrer Kultur."

Goethe sagte mir sodann, daß er in die Erscheinung der Helena noch einen Zug hineingebracht, um ihre Schönheit zu erhöhen, welches durch eine Bemerkung von mir veranlaßt worden und meinem Gefühl zur Ehre gereiche.

Nach Tisch zeigte Goethe mir den Umriß eines Bildes von Cornelius: den Orpheus vor Plutos Throne darstellend, um die Eurydice zu befreien. Das Bild erschien uns wohlüberlegt und das einzelne vortrefflich gemacht, doch wollte es nicht recht befriedigen und dem Gemüt kein rechtes Behagen geben. Vielleicht, dachten wir, bringt die Färbung eine größere Harmonie hinein: vielleicht auch wäre der folgende Moment günstiger gewesen, wo Orpheus über das Herz des Pluto bereits gesiegt hat und ihm die Eurydice

[205] Peter Cornelius (1783–1867). Historienmaler. Illustrierte Goethes ‚Faust'.

zurückgegeben wird. Die Situation hätte sodann nicht mehr das Gespannte, Erwartungsvolle, vielmehr würde sie vollkommene Befriedigung gewähren.

Mittwoch, den 3. März 1830

Mit Goethe vor Tisch spazieren gefahren. Er spricht günstig über mein Gedicht in bezug auf den König von Bayern, indem er bemerkt, daß Lord Byron vorteilhaft auf mich gewirkt. Mir fehle jedoch noch dasjenige, was man Konvenienz heiße, worin Voltaire so groß gewesen. Diesen wolle er mir zum Muster vorschlagen.

Darauf bei Tisch reden wir viel über Wieland, besonders über den ‚Oberon', und Goethe ist der Meinung, daß das Fundament schwach sei und der Plan vor der Ausführung nicht gehörig gegründet worden. Daß zur Herbeischaffung der Barthaare und Backenzähne ein Geist benutzt werde, sei gar nicht wohlerfunden, besonders weil der Held sich dabei ganz untätig verhalte. Die anmutige, sinnliche und geistreiche Ausführung des großen Dichters aber mache das Buch dem Leser so angenehm, daß er an das eigentliche Fundament nicht weiter denke und darüber hinauslese.

Wir reden fort über viele Dinge, und so kommen wir auch wieder auf die Entelechie. „Die Hartnäckigkeit des Individuums, und daß der Mensch abschüttelt, was ihm nicht gemäß ist", sagte Goethe, „ist mir ein Beweis, daß so etwas existiere." Ich hatte seit einigen Minuten dasselbige gedacht und sagen wollen, und so war es mir doppelt lieb, daß Goethe es aussprach. „Leibniz[206]", fuhr er fort, „hat ähnliche Gedanken über solche selbstständige Wesen gehabt, und zwar, was wir mit dem Ausdruck Entelechie bezeichnen, nannte er Monaden."

Ich nahm mir vor, das Weitere darüber in Leibniz an Ort und Stelle nachzulesen.

Sonntag, den 7. März 1830

Um 12 Uhr zu Goethe, den ich heute besonders frisch und kräftig fand. Er eröffnete mir, daß er seine ‚Klassische Walpurgisnacht' habe zurücklegen müssen, um die letzte Lieferung fertigzumachen. „Hierbei aber", sagte er, „bin ich klug gewesen, daß ich aufgehört habe, wo ich noch in gutem Zuge war und noch viel bereits Erfundenes zu sagen hatte. Auf diese Weise läßt sich viel leichter wieder

[206] Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716). Bedeutendster Philosoph der deutschen Aufklärung. Sein Hauptwerk, von dem Goethe hier spricht, ist die ‚Monadologie'.

anknüpfen, als wenn ich so lange fortgeschrieben hätte, bis es stockte." Ich merkte mir dieses als eine gute Lehre.

Es war die Absicht gewesen, vor Tisch eine Spazierfahrt zu machen; allein wir fanden es beiderseits so angenehm im Zimmer, daß die Pferde abbestellt wurden.

Unterdessen hatte der Bediente Friedrich eine große von Paris angekommene Kiste ausgepackt. Es war eine Sendung vom Bildhauer David[207], in Gips abgegossene Portraits, Basreliefs, von siebenundfunfzig berühmten Personen. Friedrich trug die Abgüsse in verschiedenen Schiebläden herein, und es gab große Unterhaltung, alle die interessanten Persönlichkeiten zu betrachten . . .

Auch Bücher waren in der Kiste verpackt gewesen, die er in die vorderen Zimmer tragen ließ, wohin wir folgten und uns zu Tisch setzten. Wir waren heiter und sprachen von Arbeiten und Vorsätzen hin und her. „Es ist nicht gut, daß der Mensch alleine sei", sagte Goethe, „und besonders nicht, daß er alleine arbeite; vielmehr bedarf er der Teilnahme und Anregung, wenn etwas gelingen soll. Ich verdanke Schillern die ‚Achilleïs' und viele meiner Balladen, wozu er mich getrieben, und Sie können es sich zurechnen, wenn ich den zweiten Teil des ‚Faust' zustande bringe. Ich habe es Ihnen schon oft gesagt, aber ich muß es wiederholen, damit Sie es wissen." Ich freute mich dieser Worte, im Gefühl, daß daran viel Wahres sein möge.

Beim Nachtisch öffnete Goethe eins der Pakete. Es waren die Gedichte von Emile Deschamps[208], begleitet von einem Brief, den Goethe mir zu lesen gab. Hier sah ich nun zu meiner Freude, welcher Einfluß Goethen auf das neue Leben der französischen Literatur zugestanden wird, und wie die jungen Dichter ihn als ihr geistiges Oberhaupt verehren und lieben. So hatte in Goethes Jugend Shakespeare gewirkt. Von Voltaire läßt sich nicht sagen, daß er auf junge Poeten des Auslandes einen Einfluß der Art gehabt, daß sie sich in seinem Geist versammelten und ihn als ihren Herrn und Meister erkannten. Überall war der Brief von Emile Deschamps mit sehr liebenswürdiger herzlicher Freiheit geschrieben. „Man blickt in den Frühling eines schönen Gemüts", sagte Goethe.

Ferner befand sich unter der Sendung von David ein Blatt mit dem Hute Napoleons, in den verschiedensten Stellungen. „Das ist etwas für meinen Sohn", sagte Goethe und sendete das Blatt schnell hinauf. Es verfehlte auch seine Wirkung nicht, indem der junge

[207] Jacques Louis David (1748–1825). Begründer der klassizistischen Malerei in Frankreich. [208] Emile Deschamps (1791–1871). Französischer Dichter, übersetzte Goethes und Schillers Gedichte ins Französische.

Goethe sehr bald herunterkam und voller Freude diese Hüte seines Helden für das non plus ultra seiner Sammlung erklärte. Ehe fünf Minuten vergingen, befand sich das Bild unter Glas und Rahmen und an seinem Ort, unter den übrigen Attributen und Denkmälern des Helden.

Dienstag, den 16. März 1830

Morgens besucht mich Herr von Goethe und eröffnet mir, daß seine lange beabsichtigte Reise nach Italien entschieden, daß von seinem Vater die nötigen Gelder bewilligt worden, und daß er wünsche, daß ich mitgehe. Wir freuen uns gemeinschaftlich über diese Nachricht und bereden viel wegen der Vorbereitung.

Als ich darauf gegen Mittag bei Goethes Hause vorbeigehe, winkt Goethe mir am Fenster, und ich bin schnell zu ihm hinauf. Er ist in den vorderen Zimmern und sehr heiter und frisch. Er fängt sogleich an, von der Reise seines Sohnes zu reden, daß er sie billige, sie vernünftig finde und sich freue, daß ich mitgehe. „Es wird für euch beide gut sein", sagte er, „und Ihre Kultur insbesondere wird sich nicht schlecht dabei befinden."

Er zeigt mir sodann einen Christus mit zwölf Aposteln, und wir reden über das Geistlose solcher Figuren, als Gegenstände der Darstellung für den Bildhauer. „Der eine Apostel", sagte Goethe, „ist immer ungefähr wie der andere, und die wenigsten haben Leben und Taten hinter sich, um ihnen Charakter und Bedeutung zu geben. Ich habe mir bei dieser Gelegenheit den Spaß gemacht, einen Zyklus von zwölf biblischen Figuren zu erfinden, wo jede bedeutend, jede anders und daher jede ein dankbarer Gegenstand für den Künstler ist.

Zuerst Adam, der schönste Mann, so vollkommen, wie man sich ihn nur zu denken fähig ist. Er mag die eine Hand auf einen Spaten legen, als ein Symbol, daß der Mensch berufen sei, die Erde zu bauen.

Nach ihm Noah, womit wieder eine neue Schöpfung angeht. Er kultiviert den Weinstock, und man kann dieser Figur etwas von einem indischen Bacchus geben.

Nächst diesem Moses, als ersten Gesetzgeber.

Sodann David, als Krieger und König.

Auf diesen Jesaias, ein Fürst und Prophet.

Daniel sodann, der auf Christus, den künftigen, hindeutet.

Christus

Ihm zunächst Johannes, der den gegenwärtigen liebt. Und so

wäre denn Christus von zwei jugendlichen Figuren eingeschlossen, von denen der eine (Daniel) sanft und mit langen Haaren zu bilden wäre, der andere (Johannes) leidenschaftlich, mit kurzem Lockenhaar. Nun, auf den Johannes, wer kommt?

Der Hauptmann von Kapernaum, als Repräsentant der Gläubigen, eine unmittelbare Hülfe Erwartenden.

Auf diesen die Magdalena, als Symbol der reuigen, der Vergebung bedürfenden, der Besserung sich zuwendenden Menschheit. In welchen beiden Figuren der Inbegriff des Christentums enthalten wäre. Dann mag Paulus folgen, welcher die Lehre am kräftigsten verbreitet hat.

Auf diesen Jacobus, der zu den entferntesten Völkern ging und die Missionäre repräsentiert.

Petrus machte den Schluß. Der Künstler müßte ihn in die Nähe der Tür stellen und ihm einen Ausdruck geben, als ob er die Hereintretenden forschend betrachte, ob sie denn auch wert seien, das Heiligtum zu betreten.

Was sagen Sie zu diesem Zyklus? – Ich dächte, er wäre reicher als die zwölf Apostel, wo jeder aussieht wie der andere. Den Moses und die Magdalena würde ich sitzend bilden."

Ich war sehr glücklich, dieses alles zu hören, und bat Goethe, daß er es zu Papier bringen möge, welches er mir versprach. „Ich will es noch alles durchdenken", sagte er, „und es dann nebst andern neuesten Dingen Ihnen zum neununddreißigsten Band geben."

Sonntag, den 21. März 1830

Mit Goethe zu Tisch. Er spricht zunächst über die Reise seines Sohnes, und daß wir uns über den Erfolg keine zu große Illusion machen sollen. „Man kommt gewöhnlich zurück, wie man gegangen ist", sagte er, „ja man muß sich hüten, nicht mit Gedanken zurückzukommen, die später für unsere Zustände nicht passen. So brachte ich aus Italien den Begriff der schönen Treppen zurück, und ich habe dadurch offenbar mein Haus verdorben, indem dadurch die Zimmer alle kleiner ausgefallen sind, als sie hätten sein sollen. Die Hauptsache ist, daß man lerne, sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zugrunde zu richten."

Wir sprachen sodann über krankhafte körperliche Zustände und über die Wechselwirkung zwischen Körper und Geist.

„Es ist unglaublich", sagte Goethe, „wieviel der Geist zur Erhaltung des Körpers vermag. Ich leide oft an Beschwerden des Unter-

leibes, allein der geistige Wille und die Kräfte des oberen Teiles halten mich im Gange. Der Geist muß nur dem Körper nicht nachgeben! – So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefem; da ich nun dieses weiß, so suche ich, bei tiefem Barometer, durch größere Anstrengung die nachteilige Einwirkung aufzuheben, und es gelingt mir.

In der Poesie jedoch lassen sich gewisse Dinge nicht zwingen, und muß man von guten Stunden erwarten, was durch geistigen Willen nicht zu erreichen ist. So lasse ich mir jetzt in meiner ‚Walpurgisnacht' Zeit, damit alles die gehörige Kraft und Anmut erhalten möge. Ich bin gut vorgerückt und hoffe, es zu vollenden, bevor Sie gehen.

Was darin von Piken vorkommt, habe ich so von den besonderen Gegenständen abgelöst und ins Allgemeine gespielt, daß es zwar dem Leser nicht an Beziehungen fehlen, aber niemand wissen wird, worauf es eigentlich gemeint ist. Ich habe jedoch gestrebt, daß alles, im antiken Sinne, in bestimmten Umrissen dastehe, und daß nichts Vages, Ungewisses vorkomme, welches dem romantischen Verfahren gemäß sein mag.

Der Begriff von klassischer und romantischer Poesie, der jetzt über die ganze Welt geht und so viel Streit und Spaltungen verursacht", fuhr Goethe fort, „ist ursprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poesie die Maxime des objektiven Verfahrens und wollte nur dieses gelten lassen. Schiller aber, der ganz subjektiv wirkte, hielt seine Art für die rechte, und, um sich gegen mich zu wehren, schrieb er den Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung. Er bewies mir, daß ich selber, wider Willen, romantisch sei und meine ‚Iphigenie', durch das Vorwalten der Empfindung, keineswegs so klassisch und im antiken Sinne sei, als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben sie weiter, so daß sie sich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat und nun jedermann von Klassizismus und Romantizismus redet, woran vor funfzig Jahren niemand dachte."

Ich lenkte das Gespräch wieder auf den Zyklus der zwölf Figuren, und Goethe sagte mir noch einiges zur Ergänzung.

„Den Adam müßte man bilden, wie ich gesagt, jedoch nicht ganz nackt, indem ich ihn mir am besten nach dem Sündenfall denke; man müßte ihn mit einem dünnen Rehfellchen bekleiden. Und zugleich, um auszudrücken, daß er der Vater der Menschheit, so würde man wohltun, ihm seinen ältesten Sohn beizugeben, einen trotzigen, kühn um sich blickenden Knaben, einen kleinen Herkules, in der Hand eine Schlange erdrückend.

Auch wegen Noah habe ich einen anderen Gedanken gehabt, der mir besser gefällt; ich würde ihn nicht dem indischen Bacchus anähneln, sondern ich würde ihn als Winzer darstellen, wobei man sich eine Art von Erlöser denken könnte, der, als erster Pfleger des Weinstocks, die Menschheit von der Qual der Sorgen und Bedrängnisse frei machte."

Ich war beglückt über diese guten Gedanken und nahm mir vor, sie zu notieren. . .

Mittwoch, den 21. April 1830

Ich nahme heute Abschied von Goethe, indem die Abreise nach Italien mit seinem Sohn, dem Kammerherrn, auf morgen früh bestimmt war. Wir sprachen manches auf die Reise Bezügliche durch, besonders empfahl er mir, gut zu beobachten und ihm dann und wann zu schreiben.

Ich fühlte eine gewisse Rührung, Goethe zu verlassen; doch tröstete mich der Anblick seiner besten Gesundheit und die Zuversicht, ihn glücklich wiederzusehen.

Als ich ging, schenkte er mir ein Stammbuch, worin er sich mit folgenden Worten eingeschrieben:

‚Es geht vorüber, eh' ich's gewahr werde,
Und verwandelt sich, eh' ich's merke.'

Hiob.

Den Reisenden

Weimar,
den 21. April 1830.

Goethe

Frankfurt, Sonnabend, den 24. April 1830

Ich machte gegen eilf Uhr einen Spaziergang um die Stadt und durch die Gärten, nach dem Taunusgebirge zu, und freute mich an dieser herrlichen Natur und Vegetation. Vorgestern, in Weimar, waren die Bäume noch in Knospen; hier aber fand ich die neuen Triebe der Kastanien schon einen Fuß lang, die der Linden eine Viertelelle; das Laub der Birken war schon dunkelgrün, die Eichen waren alle ausgeschlagen. Das Gras sah ich einen Fuß hoch, so daß am Tor mir Mädchen begegneten, die schwere Graskörbe hereintrugen.

Ich ging durch die Gärten, um eine freie Ansicht des Taunusgebirges zu gewinnen; es war ein muntrer Wind, die Wolken zogen

aus Südwest und warfen ihre Schatten auf das Gebirge, sowie sie nach Nordost vorbeizogen. Zwischen den Gärten sah ich einige Störche niedergehen und sich wieder aufheben, welches in dem Sonnenschein, zwischen den ziehenden weißen Wolken und blauem Himmel, ein schöner Anblick war und den Charakter der Gegend vollendete. Als ich zurückging, kamen mir vor dem Tore die schönsten Kühe entgegen, braun, weiß, gefleckt und von glänzender Haut.

Die hiesige Luft ist anmutig und wohltätig, das Wasser von süßlichem Geschmack. Beefsteaks habe ich seit Hamburg nicht so gute gegessen als hier; auch freue ich mich über das treffliche Weißbrot.

Es ist Messe, und das Getreibe und Geleier und Gedudel auf der Stadt geht vom Morgen bis spät in die Nacht. Ein Savoyardenknabe war mir merkwürdig, der eine Leier drehte und hinter sich einen Hund zog, auf welchem ein Affe ritt. Er pfiff und sang zu uns herauf und reizte uns lange, ihm etwas zu geben. Wir warfen ihm hinunter mehr, als er erwarten konnte, und ich dachte, er würde einen Blick des Dankes heraufsenden. Er tat aber nicht dergleichen, sondern steckte sein Geld ein und blickte sogleich nach anderen, die ihm geben sollten.

Frankfurt, Sonntag, den 25. April 1830

Wir machten diesen Morgen eine Spazierfahrt um die Stadt, in einem sehr eleganten Wagen unseres Wirtes. Die reizenden Anlagen, die prächtigen Gebäude, der schöne Strom, die Gärten und einladenden Gartenhäuser erquickten die Sinne; ich machte jedoch bald die Bemerkung, daß es ein Bedürfnis des Geistes sei, den Gegenständen einen Gedanken abzugewinnen, und daß, ohne dieses, am Ende alles gleichgültig und ohne Bedeutung an uns vorübergehe.

Mittags, an Table d'hôte, sah ich viele Gesichter, allein wenige von solchem Ausdruck, daß sie mir merkwürdig sein konnten. Der Oberkellner jedoch interessierte mich in hohem Grade, so daß denn meine Augen nur ihm und seinen Bewegungen folgten. Und wirklich, er war ein merkwürdiger Mensch! Gegen zweihundert Gäste saßen wir an langen Tischen, und es klingt beinahe unglaublich, wenn ich sage, daß dieser Oberkellner fast allein die ganze Bedienung machte, indem er alle Gerichte aufsetzte und abnahm, und die übrigen Kellner ihm nur zureichten und aus den Händen nahmen. Dabei wurde nie etwas verschüttet, auch nie jemand der Speisenden berührt, sondern alles geschah luftartig, behende, wie durch Geistergewalt. Und so flogen Tausende von Schüsseln und Tellern aus seinen Händen auf

den Tisch, und wiederum vom Tisch in die Hände ihm folgender Bedienung. Ganz in seine Intention vertieft, war der ganze Mensch bloß Blick und Hand, und er öffnete seine geschlossenen Lippen nur zu flüchtigen Antworten und Befehlen. Und er besorgte nicht bloß den Tisch, sondern auch die einzelnen Bestellungen an Wein und dergleichen; und dabei merkte er sich alles, so daß er am Ende der Tafel eines jeden Zeche wußte und das Geld einkassierte. Ich bewunderte den Überblick, die Gegenwart des Geistes und das große Gedächtnis dieses merkwürdigen jungen Mannes. Dabei war er immer vollkommen ruhig und sich bewußt, und immer bereit zu einem Scherz und einer geistreichen Erwiderung, so daß ein beständiges Lächeln auf seinen Lippen schwebte. Ein französischer Rittmeister der alten Garde beklagte ihn gegen Ende der Tafel, daß die Damen sich entfernten; er antwortete schnell ablehnend: „C'est pour vous autres; nous sommes sans passion[209].“ Das Französische sprach er vollkommen, ebenso das Englische, und man versicherte mich, daß er noch drei andere Sprachen in seiner Gewalt habe. Ich ließ mich später mit ihm in ein Gespräch ein und hatte nach allen Seiten hin eine seltene Bildung an ihm zu schätzen.

Abends im ‚Don Juan‘ hatten wir Ursache, mit Liebe an Weimar zu denken. Im Grunde waren alles gute Stimmen und hübsche Talente, allein sie spielten und redeten fast alle wie Naturalisten, die keinem Meister etwas schuldig geworden. Sie waren undeutlich und taten, als ob kein Publikum da wäre. Das Spiel einiger Personen gab zu der Bemerkung Anlaß, daß das Unedle, ohne Charakter, sogleich gemein und unerträglich werde, während es durch Charakter sich sogleich in die höhere Sphäre der Kunst erhebt. Das Publikum war sehr laut und ungestüm, und es fehlte nicht an vielfältigem Dakapo- und Hervorgerufe. Der Zerline ging es gut und übel zugleich, indem die eine Hälfte des Hauses zischte, während die andere applaudierte, so daß sich die Parteien steigerten und es jedesmal mit einem wüsten Lärm und Tumult endigte.

Mailand, den 30. Mai 1830, am 1. Pfingsttage

Ich will noch einiges notieren, was mir bis jetzt in Italien zu bemerken Freude machte oder sonst ein Interesse erweckte.

Oben auf dem Simplon, in der Einöde von Schnee und Nebel, in der Nähe einer Refuge[210], kam ein Knabe mit seinem Schwesterchen den Berg herauf an unsern Wagen. Beide hatten kleine Körbe auf dem Rücken, mit Holz, das sie in dem untern Gebirge, wo noch

[209] Das geht euch an, uns macht es nichts aus. [210] Unterkunftshaus.

einige Vegetation ist, geholt hatten. Der Knabe reichte uns einige Bergkristalle und sonstiges Gestein, wofür wir ihm einige kleine Münze gaben. Nun hat sich mir als unvergeßlich eingeprägt, mit welcher Wonne er verstohlen auf sein Geld blickte, indem er an unserm Wagen herging. Diesen himmlischen Ausdruck von Glückseligkeit habe ich nie vorher gesehen. Ich hatte zu bedenken, daß Gott alle Quellen und alle Fähigkeiten des Glücks in das menschliche Gemüt gelegt hat, und daß es zum Glück völlig gleich ist, wo und wie einer wohnt.

Ich wollte in meinen Mitteilungen fortfahren, allein ich ward unterbrochen und kam während meines ferneren Aufenthaltes in Italien, wo freilich kein Tag ohne bedeutende Eindrücke und Beobachtungen verging, nicht wieder zum Schreiben. Erst nachdem ich mich von Goethe dem Sohne getrennt und die Alpen im Rücken hatte, richtete ich folgendes wieder an Goethe.

Genf, Sonntag, den 12. September 1830

Ich habe Ihnen diesmal so viel mitzuteilen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen und wo ich endigen soll.

Eure Exzellenz haben oft im Scherz gesagt, daß das Fortreisen eine recht gute Sache sei, wenn nur das Wiederkommen nicht wäre. Ich finde dies nun zu meiner Qual bestätigt, indem ich mich an einer Art von Scheideweg befinde und nicht weiß, welchen ich einschlagen soll.

Mein Aufenthalt in Italien, so kurz er auch war, ist doch wie billig nicht ohne große Wirkung für mich gewesen. Eine reiche Natur hat mit ihren Wundern zu mir gesprochen und mich gefragt, wie weit ich denn gekommen, um solche Sprache zu vernehmen. Große Werke der Menschen, große Tätigkeiten haben mich angeregt und mich auf meine eigenen Hände blicken lassen, um zu sehen, was denn ich selbst vermöge. Existenzen tausendfacher Art haben mich berührt und mich gefragt, wie denn die meinige beschaffen. Und so sind drei große Bedürfnisse in mir lebendig: Mein Wissen zu vermehren, meine Existenz zu verbessern und, daß beides möglich sei, vor allen Dingen etwas zu tun.

Was nun dieses letztere betrifft, so bin ich über das, was zu tun sei, keineswegs in Zweifel. Es liegt mir seit lange ein Werk am Herzen, womit ich mich diese Jahre her in freien Stunden beschäftiget habe, und das so weit fertig ist, wie ungefähr ein neugebautes Schiff, dem noch das Tauwerk und die Segel fehlen, um in die See zu gehen.

Es sind dies jene Gespräche über große Maximen in allen Fächern des Wissens und der Kunst, so wie Aufschlüsse über höhere menschliche Interessen, Werke des Geistes und vorzügliche Personen des Jahrhunderts, wozu sich im Laufe der sechs Jahre, die ich in Ihrer Nähe zu sein das Glück hatte, die häufigsten Anlässe fanden. Es sind diese Gespräche für mich ein Fundament von unendlicher Kultur geworden, und wie ich im höchsten Grade beglückt war, sie zu hören und in mich aufzunehmen, so wollte ich auch anderen Guten dieses Glück bereiten, indem ich sie niederschrieb und sie der besseren Menschheit bewahrte.

Eure Exzellenz haben von diesen Konversationen hin und wieder einige Bogen gesehen, Sie haben selbigen Ihren Beifall geschenkt und mich wiederholt aufgemuntert, in diesem Unternehmen fortzufahren. Solches ist denn periodenweise geschehen, wie mein zerstreutes Leben in Weimar es zuließ, so daß sich etwa zu zwei Bänden reichliche Materialien gesammelt finden.

Vor meiner Abreise nach Italien habe ich diese wichtigen Manuskripte nicht mit meinen übrigen Schriften und Sachen in meine Koffer verpackt, sondern ich habe sie, in einem besonderen Paket versiegelt, unserm Freunde Soret zur Aufbewahrung vertraut, mit dem Ersuchen, im Fall mir auf der Reise ein Unheil zustieße und ich nicht zurückkäme, sie in Ihre Hände zu geben.

Nach dem Besuche in Venedig, bei unserm zweiten Aufenthalt in Mailand, überfiel mich ein Fieber, so daß ich einige Nächte sehr krank war und eine ganze Woche, ohne Neigung zu der geringsten Nahrung, ganz schmählich daniederlag. In diesen einsamen verlassenen Stunden gedachte ich vorzüglich jenes Manuskriptes, und es beunruhigte mich, daß es sich nicht in einem so klaren abgeschlossenen Zustand befinde, um davon entschieden Gebrauch zu machen. Es trat mir vor Augen, daß es häufig nur mit der Bleifeder geschrieben, daß einige Stellen undeutlich und nicht gehörig ausgedrückt, daß manches sich nur in Andeutungen befinde und, mit einem Wort, eine gehörige Redaktion und die letzte Hand fehle.

In solchen Zuständen und bei solchem Gefühl erwachte in mir ein dringendes Verlangen nach jenen Papieren. Die Freude, Neapel und Rom zu sehen, verschwand, und eine Sehnsucht ergriff mich, nach Deutschland zurückzukehren, um, von allem zurückgezogen, einsam, jenes Manuskript zu vollenden.

Ohne von dem, was tiefer in mir vorging, zu reden, sprach ich mit Ihrem Herrn Sohn über meine körperlichen Zustände; er empfand das Gefährliche, mich in der großen Hitze weiter mitzuschleppen, und wir wurden eins, daß ich noch Genua versuchen und,

wenn dort mein Befinden sich nicht bessern sollte, es meiner Wahl überlassen sei, nach Deutschland zurückzugehen.

So hatten wir uns einige Zeit in Genua aufgehalten, als ein Brief von Ihnen uns erreichte, worin Sie aus der Ferne her zu empfinden schienen, wie es ungefähr mit uns stehen möchte, und worin Sie aussprachen, daß, im Fall ich etwa Neigung hätte, zurückzukehren, ich Ihnen willkommen sein solle.

Wir verehrten Ihren Blick und waren erfreut, daß Sie jenseits der Alpen Ihre Zustimmung zu einer Angelegenheit gaben, die soeben unter uns ausgemacht worden. Ich war entschlossen, sogleich zu gehen, Ihr Herr Sohn jedoch fand es artig, wenn ich noch bleiben und an demselbigen Tage mit ihm zugleich abreisen wollte.

Dieses tat ich mit Freuden, und so war es denn Sonntag, den 25. Juli morgens vier Uhr, als wir uns auf der Straße in Genua zum Lebewohl umarmten. Zwei Wagen standen, der eine, um an der Küste hinauf nach Livorno zu gehen, welchen Ihr Herr Sohn bestieg, der andere über das Gebirge nach Turin bereit, worin ich mich zu anderen Gefährten setzte. So fuhren wir auseinander, in entgegengesetzten Richtungen, beide gerührt und mit den treuesten Wünschen für unser wechselseitiges Wohl.

Nach einer dreitägigen Reise, in großer Hitze und Staub, über Novi, Alexandria und Asti, kam ich nach Turin, wo es nötig war, mich einige Tage zu erholen und umzusehen, und eine weitere passende Gelegenheit über die Alpen zu erwarten. Diese fand sich Montag, den 2. August über den Mont Cenis nach Chambéry, wo wir abends den 6. ankamen. Am 7. nachmittags fand ich weitere Gelegenheit nach Aix, und am 8. spät, in Dunkelheit und Regen, erreichte ich Genf, wo ich im Gasthof zur Krone ein Unterkommen fand.

Hier war alles voll von Engländern, die, von Paris geflohen, als Augenzeugen der dortigen außerordentlichen Auftritte viel zu erzählen hatten. Sie können denken, welchen Eindruck das erste Erfahren jener welterschütternden Begebenheiten auf mich machte, mit welchem Interesse ich die Zeitungen las, die im Piemontesischen unterdrückt waren, und wie ich den Erzählungen der täglich neu Ankommenden, so wie dem Hin- und Widerreden und Streiten politisierender Menschen an Table d'hôte zuhörte. Alles war in der höchsten Aufregung, und man versuchte die Folgen zu übersehen, die aus so großen Gewaltschritten für das übrige Europa hervorgehen könnten. Ich besuchte Freundin Sylvestre, Sorets Eltern und Bruder, und da jeder in so aufgeregten Tagen eine Meinung haben mußte, so bildete ich mir die, daß die französischen Minister vor-

züglich deswegen strafbar seien, weil sie den Monarchen zu Schritten verleitet, wodurch beim Volke das Vertrauen und das königliche Ansehen verletzt worden.

Es war meine Absicht gewesen, Ihnen bei meiner Ankunft in Genf sogleich ausführlich zu schreiben; allein die Aufregung und Zerstreuung der ersten Tage war zu groß, als daß ich die Sammlung finden konnte, um mich Ihnen mitzuteilen, wie ich es wollte. Sodann am 15. August erreichte mich ein Brief unseres Freundes Sterling[211] aus Genua, mit einer Nachricht, die mich im tiefsten betrübte und mir jede Kommunikation nach Weimar untersagte. Jener Freund meldete, daß Ihr Herr Sohn, am Tage seiner Trennung von mir, bei einem Umsturz mit dem Wagen, das Schlüsselbein gebrochen habe und in Spezzia daniederliege. Ich schrieb sogleich als Erwiderung, daß ich bereit sei, auf den ersten Wink über die Alpen zurückzukommen, und daß ich Genf auf keinen Fall zur Fortsetzung meiner Reise nach Deutschland verlassen würde, bis nicht durchaus beruhigende Nachrichten aus Genua bei mir eingegangen. In Erwartung solcher, richtete ich mich in einem Privatlogis wirtschaftlich ein und benutzte meinen Aufenthalt zu meiner weiteren Ausbildung in der französischen Sprache.

Endlich, am 28. August, ward mir ein doppelter Festtag bereitet, indem an diesem Tage ein zweiter Brief von Sterling des Inhalts mich beglückte, daß Ihr Herr Sohn von seinem Unfall in kurzer Zeit völlig hergestellt sei und durchaus heiter, wohl und stark sich in Livorno befinde. So waren denn alle meine Besorgnisse von jener Seite mit einem Mal völlig gehoben, und ich betete in der Stille meines Herzens die Verse:

‚Du, danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.'

Ich schickte mich nun ernstlich an, Ihnen Nachricht von mir zu geben; ich wollte Ihnen sagen, was ungefähr auf den vorliegenden Blättern enthalten; ich wollte ferner ersuchen, ob es mir nicht vergönnt sein wolle, jenes Manuskript, das mir so sehr am Herzen liegt, von Weimar entfernt, in stiller Zurückgezogenheit zu vollenden; indem ich nicht eher völlig frei und froh zu werden glaube, als bis ich Ihnen jenes lange gehegte Werk in deutlicher Reinschrift, geheftet, zur Genehmigung der Publikation vorlegen könne.

Nun aber erhalte ich Briefe aus Weimar, woraus ich sehe, daß meine baldige Zurückkunft erwartet wird, und daß man die Absicht hat, mir eine Stelle zu geben. Solches Wohlwollen habe ich

[211] Charles Sterling (1804–1880), Sohn des englischen Konsuls in Genua.

zwar mit Dank zu erkennen, allein es durchkreuzt meine jetzigen Pläne und bringt mich in einen wunderlichen Zwiespalt mit mir selber.

Käme ich jetzt nach Weimar zurück, so wäre an eine schnelle Vollendung meiner nächsten literarischen Vorsätze gar nicht zu denken. Ich käme dort sogleich wieder in die alte Zerstreuung; ich wäre in der kleinen Stadt, wo einer dem andern auf dem Halse liegt, sogleich wieder von verschiedenen kleinen Verhältnissen hin und her gezerrt, die mich zerstören, ohne mir und andern entschieden zu nutzen.

Zwar enthält sie viel Gutes und Treffliches, das ich seit lange geliebt habe, und das ich ewig lieben werde; denke ich aber daran zurück, so ist es mir, als sähe ich vor den Toren der Stadt einen Engel mit einem feurigen Schwert, um mir den Eingang zu wehren und mich davon hinwegzutreiben.

Ich bin, wie ich mich kenne, ein wunderliches Wesen von einem Menschen. An gewissen Dingen hänge ich treu und fest, ich halte an Vorsätzen durch viele Jahre hindurch und führe sie aus, hartnäckig, durch tausend Umwege und Schwierigkeiten; aber in einzelnen Berührungen des täglichen Lebens ist niemand abhängiger, wankender, bestimmbarer, allerlei Eindrücke fähiger als ich, welches beides denn das höchst veränderliche und wiederum feste Geschick meines Lebens bildet. Sehe ich auf meine durchlaufene Bahn zurück, so sind die Verhältnisse und Zustände, durch die ich gegangen, höchst bunt und verschieden; blicke ich aber tiefer, so sehe ich durch alle hindurch einen gewissen einfachen Zug eines höheren Hinaufstrebens hindurchgehen, so daß es mir denn auch gelungen ist, von Stufe zu Stufe mich zu veredeln und zu verbessern.

Aber eben jene große Bestimmbarkeit und Fügsamkeit meines Wesens macht es von Zeit zu Zeit nötig, meine Lebensverhältnisse zu rektifizieren[212]; so wie ein Schiffer, den die Launen verschiedener Winde von seiner Bahn gebracht, immer wieder die alte Richtung sucht.

Eine Stelle anzunehmen, ist mit meinen so lange zurückgedrängten literarischen Zwecken jetzt nicht zu vereinigen. Stunden an junge Engländer zu geben, ist nicht ferner meine Absicht. Ich habe die Sprache gewonnen, und das ist alles, was mir fehlte, und worüber ich nun froh bin. Ich verkenne nicht das Gute, das mir aus dem langen Verkehr mit den jungen Fremdlingen erwachsen ist, allein jedes Ding hat seine Zeit und seinen Wechsel.

[212] berichtigen.

Überall ist das mündliche Lehren und Wirken gar nicht meine Sache. Es ist ein Metier, wozu ich so wenig Talent als Ausbildung besitze. Es fehlt mir alle rednerische Gabe, indem jedes lebendige vis-à-vis gewöhnlich eine solche Gewalt über mich ausübt, daß ich mich selber vergesse, daß es mich in sein Wesen und Interesse zieht, daß ich mich dadurch bedingt fühle und selten zur Freiheit und zu kräftigem Hinwirken des Gedankens gelange.

Dagegen, dem Papiere gegenüber, fühle ich mich durchaus frei und ganz im Besitz meiner selbst; das schriftliche Entwickeln meiner Gedanken ist daher auch meine eigentliche Lust und mein eigentliches Leben, und ich halte jeden Tag für verloren, an dem ich nicht einige Seiten geschrieben habe, die mir Freude machen.

Meine ganze Natur bedrängt mich jetzt, aus mir selber heraus auf einen größeren Kreis zu wirken, in der Literatur Einfluß zu gewinnen und zu weiterem Glück mir endlich einigen Namen zu machen.

Zwar ist der literarische Ruhm, an sich betrachtet, kaum der Mühe wert; ja ich habe gesehen, daß er etwas sehr Lästiges und Störendes sein kann; allein doch hat er das Gute, daß er den tätig Strebenden gewahr werden läßt, daß seine Wirkungen einen Boden gefunden, und dies ist ein Gefühl göttlicher Art, welches erhebt und Gedanken und Kräfte gibt, wozu man sonst nicht gekommen wäre.

Wenn man sich dagegen zu lange in engen kleinen Verhältnissen herumdrückt, so leidet der Geist und Charakter, man wird zuletzt großer Dinge unfähig und hat Mühe, sich zu erheben.

Hat die Frau Großherzogin wirklich die Absicht, etwas für mich zu tun, so finden so hohe Personen sehr leicht eine Form, um ihre gnädigen Gesinnungen auszulassen. Will sie meine nächsten literarischen Schritte unterstützen und begünstigen, so wird sie ein gutes Werk tun, dessen Früchte nicht verloren sein sollen.

Vom Prinzen kann ich sagen, daß er eine besondere Stelle in meinem Herzen hat. Ich hoffe viel Gutes von seinen geistigen Fähigkeiten und seinem Charakter und werde gern meine wenigen Kenntnisse zu seiner Disposition stellen. Ich werde mich immer weiter auszubilden suchen, und er wird immer älter werden, um das empfangen zu können, was ich etwa Besseres zu geben hätte.

Zunächst aber liegt mir vor allen Dingen die völlige Ausarbeitung jenes mehrerwähnten Manuskriptes am Herzen. Ich möchte einige Monate in stiller Zurückgezogenheit, bei meiner Geliebten und deren Verwandten in der Nähe von Göttingen, mich dieser Sache widmen, damit ich, von einer alten Bürde mich befreiend, zu künftigen neuen mich wieder geneigt und bereit machte. Mein

Leben ist seit einigen Jahren in Stocken geraten, und ich möchte gern, daß es noch einmal einigen frischen Kurs bekäme. Zudem ist meine Gesundheit schwach und wankend, ich bin meines langen Bleibens nicht sicher, und ich möchte gern etwas Gutes zurücklassen, das meinen Namen in dem Andenken der Menschen eine Weile erhielte.

Nun aber vermag ich nichts ohne Sie, ohne Ihre Zustimmung und Ihren Segen. Ihre ferneren Wünsche in bezug auf mich sind mir verborgen; auch weiß ich nicht, was man höchsten Orts vielleicht Gutes mit mir im Sinne hat. So aber, wie ich es ausgesprochen, steht es mit mir, und da ich Ihnen nun klar vorliege, so werden Sie leicht sehen, ob wichtigere Gründe zu meinem Glück meine nächste Zurückkunft wünschen lassen, oder ob ich getrost vorderhand meinen eigenen geistigen Vorsätzen folgen kann.

Ich gehe in einigen Tagen von hier über Neufchâtel, Kolmar und Straßburg, mit gehöriger Muße und Umherschauung, nach Frankfurt, so wie ich die Reisegelegenheit finde. Nun würde es mich sehr beglücken, wenn ich in Frankfurt einige Zeilen von Ihnen erwarten könnte, die ich dorthin poste restante an mich gehen zu lassen bitte.

Ich bin nun froh, daß ich diese schwere Beichte von der Seele habe, und freue mich, in einem nächsten Brief über Dinge leichterer Art mich Euer Exzellenz mitzuteilen.

Ich bitte um einen herzlichen Gruß an Hofrat Meyer, Oberbaudirektor Coudray, Professor Riemer, Kanzler von Müller, und was Ihnen sonst nahe ist und meiner gedenken mag.

Sie selbst aber drücke ich zu meinem Herzen und verharre in den Gesinnungen der höchsten Verehrung und Liebe, wo ich auch sei, ganz der Ihrige.

Genf, den 14. September 1830

Zu meiner großen Freude habe ich aus einem Ihrer letzten Briefe in Genua ersehen, daß die Lücken und das Ende der ‚Klassischen Walpurgisnacht' glücklich erobert worden. Die drei ersten Akte wären also vollkommen fertig, die ‚Helena' verbunden, und demnach das Schwierigste getan. Das Ende ist, wie Sie mir sagten, schon da, und so wird, wie ich hoffe, der vierte Akt sich Ihnen bald überwunden ergeben, und etwas Großes wäre zustande gebracht, woran künftige Jahrhunderte sich erbauen und üben möchten. Ich freue mich dazu ganz außerordentlich und werde jede Nachricht, die mir das Vorrücken der poetischen Mächte vermeldet, mit Jubel empfangen.

Ich habe auf meiner Reise häufige Gelegenheit gehabt, des ‚Faust' zu gedenken und daraus einige klassische Stellen anzuwenden. Wenn ich in Italien die schönen Menschen und das Gedeihen der frischen Kinder sah, waren mir die Verse zugegen:

‚Hier ist das Wohlbehagen erblich!
Die Wange heitert wie der Mund;
Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich,
Sie sind zufrieden und gesund.

Und so entwickelt sich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind.
Wir staunen drob, noch immer bleibt die Frage:
Ob's Götter, ob es Menschen sind.'

Dagegen wenn ich, von dem Anblick der schönen Natur hingerissen, Herz und Augen an Seen, Bergen und Tälern weidete, schien irgendein unsichtbarer kleiner Teufel sein Spiel mit mir zu treiben, indem er mir jedesmal die Verse zuflüsterte:

‚Und hätt' ich nicht gerüttelt und geschüttelt,
Wie wäre diese Welt so schön?'

Alle vernünftige Anschauung war sodann mit einem Mal verschwunden, die Absurdität fing an zu herrschen, ich fühlte eine Art Umwälzung in meinem Innern, und es war keine Hülfe, als jedesmal mit Lachen zu endigen.

Bei solchen Gelegenheiten habe ich recht empfunden, daß der Poet eigentlich immer positiv sein sollte. Der Mensch gebraucht den Dichter, um das auszusprechen, was er selbst nicht auszudrücken vermag. Von einer Erscheinung, von einer Empfindung wird er ergriffen, er sucht nach Worten, seinen eigenen Vorrat findet er unzulänglich, und so muß ihm der Dichter zu Hilfe kommen, der ihn frei macht, indem er ihn befriedigt.

In diesem Gefühl habe ich denn jene ersteren Verse wiederholt gesegnet und die letzteren täglich lachend verwünscht. Wer aber möchte sie an der Stelle entbehren, für die sie gemacht sind, und wo sie im schönsten Sinne wirken!

Ein eigentliches Tagebuch habe ich in Italien nicht geführt; die Erscheinungen waren zu groß, zu viel, zu schnell wechselnd, als daß man sich ihrer im nächsten Augenblick hätte bemächtigen mögen und können. Ich habe jedoch meine Augen und Ohren immer offen gehabt und mir vieles gemerkt. Solche Erinnerungen will ich nun zueinander gruppieren und unter einzelnen Rubriken behandeln.

Besonders habe ich hübsche Bemerkungen zur Farbenlehre gemacht, auf deren nächste Darstellung ich mich freue. Es ist natürlich nichts Neues, allein immer ist es erwünscht, neue Manifestationen des alten Gesetzes zu finden ...

Nordheim, den 6. November 1830

Der Mensch denkt, und Gott lenkt, und ehe man eine Hand umwendet, sind unsere Zustände und Wünsche anders, als wir es voraus dachten.

Vor einigen Wochen hatte ich eine gewisse Furcht, nach Weimar zurückzukehren, und jetzt stehen die Sachen so, daß ich nicht allein bald und gerne zurückkomme, sondern auch mit Gedanken umgehe, mich dort häuslich einzurichten und für immer zu befestigen.

Ich habe vor einigen Tagen ein Schreiben von Soret erhalten, mit dem Anerbieten eines fixen Gehaltes von seiten der Frau Großherzogin, wenn ich zurückkommen und in meinem bisherigen Unterricht mit dem Prinzen fortfahren wolle. Noch anderes Gute will Soret mir mündlich mitteilen, und so sehe ich denn aus allem, daß man gnädige Gesinnungen gegen mich hegen mag.

Ich schriebe nun gerne eine zustimmende Antwort an Soret; allein ich höre, er ist zu den Seinigen nach Genf gereiset, und so bleibt mir weiter nichts übrig, als mich an Eure Exzellenz mit der Bitte zu wenden: der kaiserlichen Hoheit den Entschluß meiner baldigen Zurückkunft geneigtest mitzuteilen.

Ihnen selbst hoffe ich zugleich durch diese Nachricht einige Freude zu machen, indem doch mein Glück und meine Beruhigung Ihnen seit lange am Herzen liegt.

Ich sende die schönsten Grüße allen lieben Ihrigen und hoffe ein baldiges frohes Wiedersehen.

Am 20. November nachmittags reiste ich von Nordheim ab, auf dem Wege nach Göttingen, das ich in der Dunkelheit erreichte.

Abends an Table d'hôte, als der Wirt hörte, daß ich aus Weimar sei und dahin zurück wolle, äußerte er in gemütlicher Ruhe, daß doch der große Dichter Goethe in seinem hohen Alter noch ein schweres Leid habe erfahren müssen, indem, wie er heut in den Zeitungen gelesen, sein einziger Sohn in Italien am Schlage gestorben sei.

Man mag denken, was ich bei diesen Worten empfand. Ich nahm ein Licht und ging auf mein Zimmer, um nicht die anwesenden Fremden zu Zeugen meiner inneren Bewegung zu machen.

Ich verbrachte die Nacht schlaflos. Das mich so nahe berührende Ereignis war mir beständig vor der Seele. Die folgenden Tage und Nächte unterwegs, und in Mühlhausen und Gotha, vergingen mir nicht besser. Einsam im Wagen, bei den trüben Novembertagen, und in den öden Feldern, wo nichts Äußeres mich zu zerstreuen und aufzuheitern geeignet war, bemühte ich mich vergebens, andere Gedanken zu fassen, und in den Gasthöfen unter Menschen hörte ich, als von einer Neuigkeit des Tages, immer von dem mich so nahe betreffenden traurigen Fall. Meine größte Besorgnis war, daß Goethe in seinem hohen Alter den heftigen Sturm väterlicher Empfindungen nicht überstehen möchte. Und welchen Eindruck – sagte ich mir – wird deine Ankunft machen, da du mit seinem Sohne gegangen bist und nun alleine zurückkommst! Er wird ihn erst zu verlieren glauben, wenn er dich wiedersieht!

Unter solchen Gedanken und Empfindungen erreichte ich Dienstag den 23. November abends sechs Uhr das letzte Chausseehaus vor Weimar. Ich fühlte abermals in meinem Leben, daß das menschliche Dasein schwere Momente habe, durch die man hindurch müsse. Meine Gedanken verkehrten mit höheren Wesen über mir, als mich ein Blick des Mondes traf, der auf einige Sekunden aus dichtem Gewölk glänzend hervortrat und sich dann wieder finster verhüllte wie zuvor. War dieses nun Zufall, oder war es etwas mehr, genug, ich nahm es als ein günstiges Zeichen von oben und gewann daraus eine unerwartete Stärkung.

Kaum daß ich meine Wirtsleute begrüßt hatte, so war mein erster Weg in das Goethesche Haus. Ich ging zuerst zu Frau von Goethe. Ich fand sie bereits in tiefer Trauerkleidung, jedoch ruhig und gefaßt, und wir hatten viel gegeneinander auszusprechen.

Ich ging sodann zu Goethe hinunter. Er stand aufrecht und fest und schloß mich in seine Arme. Ich fand ihn vollkommen heiter und ruhig; wir setzten uns und sprachen sogleich von gescheiten Dingen, und ich war höchst beglückt, wieder bei ihm zu sein. Er zeigte mir zwei angefangene Briefe, die er nach Nordheim an mich geschrieben, aber nicht hatte abgehen lassen. Wir sprachen sodann über die Frau Großherzogin, über den Prinzen und manches andere; seines Sohnes jedoch ward mit keiner Silbe gedacht.

Donnerstag, den 25. November 1830

Goethe sendete mir am Morgen einige Bücher, die als Geschenk englischer und deutscher Autoren für mich angekommen waren. Mittags ging ich zu ihm zu Tisch. Ich fand ihn eine Mappe mit Kupfer-

stichen und Handzeichnungen betrachtend, die ihm zum Verkauf zugesendet waren. Er erzählte mir, daß die Frau Großherzogin ihn am Morgen mit einem Besuche erfreut, und daß er Ihr meine Ankunft verkündiget habe.

Frau von Goethe gesellte sich zu uns, und wir setzten uns zu Tisch. Ich mußte von meiner Reise erzählen. Ich sprach über Venedig, über Mailand, über Genua, und es schien ihm besonders interessant, nähere Nachrichten über die Familie des dortigen englischen Konsuls zu vernehmen. Ich erzählte sodann von Genf, und er erkundigte sich teilnehmend nach der Familie Soret und Herrn von Bonstetten[213]. Von letzterem wünschte er eine nähere Schilderung, die ich ihm gab, so gut es gelingen wollte.

Nach Tisch war es mir lieb, daß Goethe von meinen Konversationen zu reden anfing. „Es muß Ihre erste Arbeit sein", sagte er, „und wir wollen nicht eher nachlassen, als bis alles vollkommen getan und im reinen ist."

Übrigens erschien Goethe mir heute besonders stille und oft in sich verloren, welches mir kein gutes Zeichen war.

Dienstag, den 30. November 1830

Goethe setzte uns vorigen Freitag in nicht geringe Sorge, indem er in der Nacht von einem heftigen Blutsturz überfallen wurde und den ganzen Tag nicht weit vom Tode war. Er verlor, einen Aderlaß mit eingerechnet, sechs Pfund Blut, welches bei seinem achtzigjährigen Alter viel sagen will. Die große Geschicklichkeit seines Arztes, des Hofrats Vogel, verbunden mit seiner unvergleichlichen Natur, haben jedoch auch diesmal gesiegt, so daß er mit raschen Schritten seiner Genesung entgegengeht, schon wieder den besten Appetit zeigt und auch die ganze Nacht wieder schläft. Es darf niemand zu ihm, das Reden ist ihm verboten, doch sein ewig reger Geist kann nicht ruhen, er denkt schon wieder an seine Arbeiten. Diesen Morgen erhielt ich von ihm folgendes Billett, das er mit der Bleifeder im Bette geschrieben.

„Haben Sie die Güte, mein bester Doktor, beikommende schon bekannte Gedichte nochmals durchzugehen und die voranliegenden neuen einzuordnen, damit es sich zum Ganzen schicke. ‚Faust' folgt hierauf!

Ein frohes Wiedersehen!

Goethe."

[213] Karl Viktor von Bonstetten (1745–1832). Schweizer Schriftsteller, behandelte vor allem Geschichte und Kultur der Schweiz.

Nach Goethes rasch erfolgender völligen Genesung wendete er sein ganzes Interesse auf den vierten Akt des ‚Faust', so wie auf die Vollendung des vierten Bandes von ‚Wahrheit und Dichtung'.

Mir empfahl er die Redaktion seiner kleinen, bis dahin ungedruckten Schriften, desgleichen eine Durchsicht seiner Tagebücher und abgegangenen Briefe, damit es uns klar werden möchte, wie damit bei künftiger Herausgabe zu verfahren.

An eine Redaktion meiner Gespräche mit ihm war nicht mehr zu denken; auch hielt ich es für vernünftiger, anstatt mich mit dem bereits Geschriebenen zu befassen, den Vorrat ferner durch Neues zu vermehren, solange ein gütiges Geschick geneigt sein wolle, es mir zu vergönnen.

1831, 1832

Sonnabend, den 1. Januar 1831

Von Goethes Briefen an verschiedene Personen, wovon die Konzepte seit dem Jahre 1807 geheftet aufbewahrt und vorhanden sind, habe ich in den letzten Wochen einige Jahrgänge sorgfältig betrachtet und will nunmehr in nachstehenden Paragraphen einige allgemeine Bemerkungen niederschreiben, die bei einer künftigen Redaktion und Herausgabe vielleicht möchten genutzt werden.

§ 1

Zunächst ist die Frage entstanden, ob es geraten sei, diese Briefe stellenweise und gleichsam im Auszuge mitzuteilen.

Hierauf sage ich, daß es im allgemeinen Goethes Natur und Verfahren ist, auch bei den kleinsten Gegenständen mit einiger Intention zu Werke zu gehen, welches denn auch vorzüglich in diesen Briefen erscheint, wo der Verfasser immer als ganzer Mensch bei der Sache gewesen, so daß jedes Blatt von Anfang bis zu Ende nicht allein vollkommen gut geschrieben ist, sondern auch darin eine superiore Natur und vollendete Bildung sich in keiner Zeile verleugnet hat.

Ich bin demnach dafür, die Briefe ganz zu geben von Anfang bis zu Ende, zumal da einzelne bedeutende Stellen durch das Vorangehende und Nachfolgende oft erst ihren wahren Glanz und wirksamstes Verständnis erhalten.

Und genau besehen, und diese Briefe vis-à-avis einer mannigfaltigen großen Welt betrachtet, wer wollte sich denn anmaßen und sagen, welche Stelle bedeutend und also mitzuteilen sei, und welche nicht? – Hat doch der Grammatiker, der Biograph, der Philosoph, der Ethiker, der Naturforscher, der Künstler, der Poet, der Akademiker, der Schauspieler, und so ins Unendliche, hat doch jeder seine verschiedenen Interessen, so daß der eine grade über die Stelle hinauslieset, die der andere als höchst bedeutend ergreift und sich aneignet.

So findet sich zum Beispiel in dem ersten Hefte von 1807 ein Brief an einen Freund, dessen Sohn sich dem Forstfache widmen will, und dem Goethe die Karriere vorzeichnet, die der junge Mann zu machen hat. Einen solchen Brief wird vielleicht ein junger Literator überschlagen, während ein Forstmann sicher mit Freuden bemerken wird, daß der Dichter auch in sein Fach hineingeblickt und auch darin guten Rat hat erteilen wollen.

Ich wiederhole daher, daß ich dafür bin, diese Briefe, ohne Zerstückelung, ganz so zu geben, wie sie sind, und zwar um so mehr, als sie in der Welt in solcher Gestalt verbreitet existieren und man sicher darauf rechnen kann, daß die Personen, die sie erhalten, sie einst ganz so werden drucken lassen, wie sie geschrieben worden.

§ 2

Fänden sich jedoch Briefe, deren unzerstückelte Publikation bedenklich wäre, die aber im einzelnen gute Sachen enthielten, so ließe man diese Stellen ausschreiben und verteilte sie entweder in das Jahr, wohin sie gehören, oder machte auch daraus nach Gutbefinden eine besondere Sammlung.

§ 3

Es könnte der Fall vorkommen, daß ein Brief uns in dem ersten Hefte, wo wir ihm begegnen, von keiner sonderlichen Bedeutung erschiene und wir also nicht für seine Mitteilung gestimmt wären. Fände sich nun aber in den späteren Jahrgängen, daß ein solcher Brief Folge gehabt und also als Anfangsglied einer ferneren Kette zu betrachten wäre, so würde er durch diesen Umstand bedeutend werden und unter die mitzuteilenden aufzunehmen sein.

§ 4

Man könnte zweifeln, ob es besser sei, die Briefe nach den Personen zusammenzustellen, an die sie geschrieben worden; oder sie, nach den verschiedenen Jahren, bunt durcheinander fortlaufen zu lassen.

Ich bin für dieses letztere, zunächst, weil es eine schöne, immer wieder anfrischende Abwechslung gewähren würde, indem, einer anderen Person gegenüber, nicht allein immer ein anders nuancierter Ton des Vortrages eintritt, sondern auch stets andere Sachen zur Sprache gebracht werden, so daß denn Theater, poetische Arbeiten, Naturstudien, Familienangelegenheiten, Bezüge zu höchsten Personen, freundschaftliche Verhältnisse usw. sich abwechselnd darstellen.

Sodann aber bin ich für eine gemischte Herausgabe nach Jahren

auch aus dem Grunde, weil die Briefe eines Jahres, durch die Berührung dessen, was gleichzeitig lebte und wirkte, nicht allein den Charakter des Jahres tragen, sondern auch die Zustände und Beschäftigungen der schreibenden Person nach allen Seiten und Richtungen hin zur Sprache bringen, so daß denn solche Jahresbriefe ganz geeignet sein möchten, die bereits gedruckte summarische Biographie der ‚Tag- und Jahreshefte' mit dem frischen Detail des Augenblicks zu ergänzen.

§ 5

Briefe, die andere Personen bereits haben drucken lassen, indem sie vielleicht eine Anerkennung ihrer Verdienste oder sonst ein Lob und eine Merkwürdigkeit enthalten, soll man in dieser Sammlung noch einmal bringen, indem sie teils in die Reihe gehören, anderenteils aber jenen Personen damit ein Wille geschehen möchte, indem sie dadurch vor der Welt bestätigt sehen, daß ihre Dokumente echt waren.

§ 6

Die Frage, ob ein Empfehlungsbrief in die Sammlung aufzunehmen sei oder nicht, soll in Erwägung der empfohlenen Person entschieden werden. Ist aus ihr nichts geworden, so soll man den Brief, im Fall er nicht sonstige gute Dinge enthält, nicht aufnehmen; hat aber die empfohlene Person sich in der Welt einen rühmlichen Namen gemacht, so soll man den Brief aufnehmen.

§ 7

Briefe an Personen, die aus Goethes Leben bekannt sind, wie zum Beispiel Lavater, Jung, Behrisch, Kniep[214], Hackert und andere haben an sich Interesse, und ein solcher Brief wäre mitzuteilen, wenn er auch außerdem eben nichts Bedeutendes enthalten sollte.

§ 8

Man soll überhaupt in Mitteilung dieser Briefe nicht zu ängstlich sein, indem sie uns von Goethes breiter Existenz und mannigfaltiger Wirkung nach allen Ecken und Enden einen Begriff geben, und indem sein Benehmen gegen die verschiedensten Personen und in den mannigfaltigsten Lagen als im hohen Grade lehrreich zu betrachten ist.

[214] Christoph Heinrich Kniep (1755–1825). Maler, begleitete Goethe als Zeichner nach Sizilien.

§ 9

Wenn verschiedene Briefe über eine und dieselbe Tatsache reden, so soll man die vorzüglichsten auswählen, und wenn ein gewisser Punkt in verschiedenen Briefen vorkommt, so soll man ihn in einigen unterdrücken und ihn dort stehen lassen, wo er am besten ausgesprochen ist.

§ 10

In den Briefen von 1811 und 1812 dagegen kommen vielleicht zwanzig Stellen vor, wo um Handschriften merkwürdiger Menschen gebeten wird. Solche und ähnliche Stellen müssen nicht unterdrückt werden, indem sie als durchaus charakterisierend und liebenswürdig erscheinen.

Vorstehende Paragraphen sind durch Betrachtung der Briefe von den Jahren 1807, 1808 und 1809 angeregt. Was sich im ferneren Verlauf der Arbeit an allgemeinen Bemerkungen noch ergeben möchte, soll Gegenwärtigem nachträglich hinzugefügt werden.

W. d. 1. Januar 1831.

Heute nach Tisch besprach ich mit Goethe die vorstehende Angelegenheit punktweise, wo er denn diesen meinen Vorschlägen seine beifällige Zustimmung gab. „Ich werde", sagte er, „in meinem Testament Sie zum Herausgeber dieser Briefe ernennen und darauf hindeuten, daß wir über das dabei zu beobachtende Verfahren im allgemeinen miteinander einig geworden."

Mittwoch, den 9. Februar 1831

Ich las gestern mit dem Prinzen in Vossens ‚Luise' weiter und hatte über das Buch für mich im stillen manches zu bemerken. Die großen Verdienste der Darstellung der Lokalität und äußeren Zustände der Personen entzückten mich; jedoch wollte mir erscheinen, daß das Gedicht eines höheren Gehaltes entbehre, welche Bemerkung sich mir besonders an solchen Stellen aufdrang, wo die Personen in wechselseitigen Reden ihr Inneres auszusprechen in dem Fall sind. Im ‚Vikar of Wakefield'[215] ist auch ein Landprediger mit seiner Familie dargestellt, allein der Poet besaß eine höhere Weltkultur, und so hat sich dieses auch seinen Personen mitgeteilt, die alle ein mannig-

[215] Roman des englischen Dichters Oliver Goldsmith.

faltigeres Innere an den Tag legen. In der ‚Luise' steht alles auf dem Niveau einer beschränkten mittleren Kultur, und so ist freilich immer genug da, um einen gewissen Kreis von Lesern durchaus zu befriedigen. Die Verse betreffend, so wollte es mir vorkommen, als ob der Hexameter für solche beschränkte Zustände viel zu prätentiös, auch oft ein wenig gezwungen und geziert sei, und daß die Perioden nicht immer natürlich genug hinfließen, um bequem gelesen zu werden.

Ich äußerte mich über diesen Punkt heute mittag bei Tisch gegen Goethe. „Die früheren Ausgaben jenes Gedichts", sagte er, „sind in solcher Hinsicht weit besser, so daß ich mich erinnere, es mit Freuden vorgelesen zu haben. Später jedoch hat Voß viel daran gekünstelt und aus technischen Grillen das Leichte, Natürliche der Verse verdorben. Überhaupt geht alles jetzt aufs Technische aus, und die Herren Kritiker fangen an, zu quängeln, ob in einem Reim ein s auch wieder auf ein s komme und nicht etwa ein ß auf ein s. – Wäre ich noch jung und verwegen genug, so würde ich absichtlich gegen alle solche technische Grillen verstoßen, ich würde Alliterationen, Assonanzen und falsche Reime, alles gebrauchen, wie es mir käme und bequem wäre; aber ich würde auf die Hauptsache losgehen und so gute Dinge zu sagen suchen, daß jeder gereizt werden sollte, es zu lesen und auswendig zu lernen."

Freitag, den 11. Februar

Heute bei Tisch erzählte mir Goethe, daß er den vierten Akt des ‚Faust' angefangen habe und so fortzufahren gedenke, welches mich sehr beglückte . . .

„Es ist immer ein Zeichen einer unproduktiven Zeit, wenn sie so ins Kleinliche des Technischen geht, und ebenso ist es ein Zeichen eines unproduktiven Individuums, wenn es sich mit dergleichen befaßt.

Und dann sind auch wieder andere Mängel hinderlich. So finden sich z. B. im Grafen Platen fast alle Haupterfordernisse eines guten Poeten: Einbildungskraft, Erfindung, Geist, Produktivität besitzt er im hohen Grade; auch findet sich bei ihm eine vollkommene technische Ausbildung und ein Studium und ein Ernst wie bei wenigen andern; allein ihn hindert seine unselige polemische Richtung.

Daß er in der großen Umgebung von Neapel und Rom die Erbärmlichkeiten der deutschen Literatur nicht vergessen kann, ist einem so hohen Talent gar nicht zu verzeihen. ‚Der Romantische Ödipus' trägt Spuren, daß, besonders was das Technische betrifft,

grade Platen der Mann war, um die beste deutsche Tragödie zu schreiben; allein, nachdem er in gedachtem Stück die tragischen Motive parodistisch gebraucht hat, wie will er jetzt noch in allem Ernst eine Tragödie machen!

Und dann, was nie genug bedacht wird, solche Händel okkupieren das Gemüt, die Bilder unserer Feinde werden zu Gespenstern, die zwischen aller freien Produktion ihren Spuk treiben und in einer ohnehin zarten Natur große Unordnung anrichten. Lord Byron ist an seiner polemischen Richtung zugrunde gegangen, und Platen hat Ursache, zur Ehre der deutschen Literatur, von einer so unerfreulichen Bahn für immer abzulenken."

Sonnabend, den 12. Februar 1831

Ich lese im Neuen Testament und gedenke eines Bildes, das Goethe mir in diesen Tagen zeigte, wo Christus auf dem Meere wandelt und Petrus, ihm auf den Wellen entgegenkommend, in einem Augenblick anwandelnder Mutlosigkeit sogleich einzusinken anfängt.

„Es ist dies eine der schönsten Legenden", sagte Goethe, „die ich vor allen liebhabe. Es ist darin die hohe Lehre ausgesprochen, daß der Mensch durch Glauben und frischen Mut in schwierigsten Unternehmen siegen werde; dagegen bei anwandelndem geringsten Zweifel sogleich verloren sei."

Sonntag, den 13. Februar 1831

Bei Goethe zu Tisch. Er erzählt mir, daß er im vierten Akt des ‚Faust' fortfahre, und daß ihm jetzt der Anfang so gelungen, wie er es gewünscht. „Das, was geschehen sollte", sagte er, „hatte ich, wie Sie wissen, längst; allein mit dem Wie war ich noch nicht ganz zufrieden, und da ist es mir nun lieb, daß mir gute Gedanken gekommen sind. Ich werde nun diese ganze Lücke, von der Helena bis zum fertigen fünften Akt, durcherfinden und in einem ausführlichen Schema niederschreiben, damit ich sodann mit völligem Behagen und Sicherheit ausführen und an den Stellen arbeiten kann, die mich zunächst anmuten. Dieser Akt bekommt wieder einen ganz eigenen Charakter, so daß er, wie eine für sich bestehende kleine Welt, das übrige nicht berührt und nur durch einen leisen Bezug zu dem Vorhergehenden und Folgenden sich dem Ganzen anschließt."

„Es wird also", sagte ich, „völlig im Charakter des übrigen sein; denn im Grunde sind doch der Auerbachsche Keller, die Hexenküche,

der Blocksberg, der Reichstag, die Maskerade, das Papiergeld, das Laboratorium, die klassische Walpurgisnacht, die Helena lauter für sich bestehende kleine Weltenkreise, die, in sich abgeschlossen, wohl aufeinander wirken, aber doch einander wenig angehen. Dem Dichter liegt daran, eine mannigfaltige Welt auszusprechen, und er benutzt die Fabel eines berühmten Helden bloß als eine Art von durchgehender Schnur, um darauf aneinanderzureihen, was er Lust hat. Es ist mit der ‚Odyssee' und dem ‚Gil-Blas'[216] auch nicht anders."

„Sie haben vollkommen recht", sagte Goethe; „auch kommt es bei einer solchen Komposition bloß darauf an, daß die einzelnen Massen bedeutend und klar seien, während es als ein Ganzes immer inkommensurabel bleibt, aber eben deswegen, gleich einem unaufgelösten Problem, die Menschen zu wiederholter Betrachtung immer wieder anlockt."

Ich erzählte sodann von dem Brief eines jungen Militärs, dem ich nebst anderen Freunden, geraten hatte, in ausländische Dienste zu gehen, und der nun, da er die fremden Zustände nicht nach seinem Sinne gefunden, auf alle diejenigen schilt, die ihm geraten.

„Es ist mit dem Ratgeben ein eigenes Ding", sagte Goethe, „und wenn man eine Weile in der Welt gesehen hat, wie die gescheitesten Dinge mißlingen und das Absurdeste oft zu einem glücklichen Ziele führt, so kommt man wohl davon zurück, jemanden einen Rat erteilen zu wollen. Im Grunde ist es auch von dem, der einen Rat verlangt, eine Beschränktheit, und von dem, der ihn gibt, eine Anmaßung. Man sollte nur Rat geben in Dingen, in denen man selber mitwirken will. Bittet mich ein anderer um guten Rat, so sage ich wohl, daß ich bereit sei, ihn zu geben, jedoch nur mit dem Beding, daß er versprechen wolle, nicht danach zu handeln."

Das Gespräch lenkte sich auf das Neue Testament, indem ich erzählte, daß ich die Stelle nachgelesen, wo Christus auf dem Meere wandelt und Petrus ihm entgegengeht. „Wenn man die Evangelisten lange nicht gelesen", sagte ich, „so erstaunt man immer wieder über die sittliche Großheit der Figuren. Man findet in den hohen Anforderungen an unsere moralische Willenskraft auch eine Art von kategorischem Imperativ." „Besonders", sagte Goethe, „finden Sie den kategorischen Imperativ des Glaubens, welches sodann Mahomet noch weiter getrieben hat." „Übrigens", sagte ich, „sind die Evangelisten, wenn man sie näher ansieht, voller Abweichungen und

[216] Roman des französischen Dichters Alain René Lesage (1668–1747). ‚Gil Blas' ist nach dem Muster des spanischen Schelmenromans angelegt und schildert das zeitgenössische Frankreich.

Widersprüche, und die Bücher müssen wunderliche Schicksale gehabt haben, ehe sie so beisammengebracht sind, wie wir sie nun haben." „Es ist ein Meer auszutrinken", sagte Goethe, „wenn man sich in eine historische und kritische Untersuchung dieserhalb einläßt. Man tut immer besser, sich ohne weiteres an das zu halten, was wirklich da ist, und sich davon anzueignen, was man für seine sittliche Kultur und Stärkung gebrauchen kann. Übrigens ist es hübsch, sich die Lokalität deutlich zu machen, und da kann ich Ihnen nichts Besseres empfehlen als das herrliche Buch von Röhr über Palästina.[217] Der verstorbene Großherzog hatte über dieses Buch eine solche Freude, daß er es zweimal kaufte, indem er das erste Exemplar, nachdem er es gelesen, der Bibliothek schenkte und das andere für sich behielt, um es immer in seiner Nähe zu haben."

Ich wunderte mich über des Großherzogs Teilnahme an solchen Dingen. „Darin", sagte Goethe, „war er groß. Er hatte Interesse für alles, wenn es einigermaßen bedeutend war, es mochte nun in ein Fach schlagen, in welches es wollte. Er war immer vorschreitend, und was in der Zeit irgend an guten neuen Erfindungen und Einrichtungen hervortrat, suchte er bei sich einheimisch zu machen. Wenn etwas mißlang, so war davon weiter nicht die Rede. Ich dachte oft, wie ich dies oder jenes Verfehlte bei ihm entschuldigen wollte, allein er ignorierte jedes Mißlingen auf die heiterste Weise und ging immer sogleich wieder auf etwas Neues los. Es war dies eine eigene Größe seines Wesens, und zwar nicht durch Bildung gewonnen, sondern angeboren."

Zum Nachtisch betrachteten wir einige Kupfer nach neuesten Meistern, besonders im landschaftlichen Fach, wobei mit Freuden bemerkt wurde, daß daran nichts Falsches wahrzunehmen. „Es ist seit Jahrhunderten so viel Gutes in der Welt", sagte Goethe, „daß man sich billig nicht wundern sollte, wenn es wirkt und wieder Gutes hervorruft." „Es ist nur das Üble", sagte ich, „daß es so viele falsche Lehren gibt, und daß ein junges Talent nicht weiß, welchem Heiligen es sich widmen soll." „Davon haben wir Proben", sagte Goethe; „wir haben ganze Generationen an falschen Maximen verloren gehen und leiden sehen, und haben selber darunter gelitten. Und nun in unsern Tagen die Leichtigkeit, jeden Irrtum durch den Druck sogleich allgemein predigen zu können! Mag ein solcher Kunstrichter nach einigen Jahren auch besser denken, und mag er auch seine bessere Überzeugung öffentlich verbreiten, seine Irrlehre hat doch unterdes gewirkt und wird auch künftig, gleich einem Schlingkraut,

[217] „Palästina oder historisch-geographische Beschreibung des jüdischen Landes zur Zeit Jesu" des Weimarer Generalsuperintendenten Johann Friedrich Röhr.

neben dem Guten immer fortwirken. Mein Trost ist nur, daß ein wirklich großes Talent nicht irrezuleiten und nicht zu verderben ist."

Wir betrachteten die Kupfer weiter. „Es sind wirklich gute Sachen", sagte Goethe; „Sie sehen reine hübsche Talente, die was gelernt, und die sich Geschmack und Kunst in bedeutendem Grade angeeignet haben. Allein doch fehlet diesen Bildern allen etwas und zwar: das Männliche. – Merken Sie sich dieses Wort, und unterstreichen Sie es. Es fehlt den Bildern eine gewisse zudringliche Kraft, die in früheren Jahrhunderten sich überall aussprach, und die dem jetzigen fehlt, und zwar nicht bloß in Werken der Malerei, sondern auch in allen übrigen Künsten. Es lebt ein schwächeres Geschlecht, von dem sich nicht sagen läßt, ob es so ist durch die Zeugung oder durch eine schwächere Erziehung und Nahrung."

„Man sieht aber dabei", sagte ich, „wieviel in den Künsten auf eine große Persönlichkeit ankommt, die freilich in früheren Jahrhunderten besonders zu Hause war. Wenn man in Venedig vor den Werken von Tizian[218] und Paul Veronese[219] steht, so empfindet man den gewaltigen Geist dieser Männer, in ihrem ersten Aperçu von dem Gegenstande, wie in der letzten Ausführung. Ihr großes energisches Empfinden hat die Glieder des ganzen Bildes durchdrungen, und diese höhere Gewalt der künstlerischen Persönlichkeit dehnet unser eigenes Wesen aus und erhebt uns über uns selbst, wenn wir solche Werke betrachten. Dieser männliche Geist, von dem Sie sagen, findet sich auch ganz besonders in den Rubensschen Landschaften. Es sind freilich auch nur Bäume, Erdboden, Wasser, Felsen und Wolken, allein seine kräftige Gesinnung ist in die Formen gefahren, und so sehen wir zwar immer die bekannte Natur, allein wir sehen sie von der Gewalt des Künstlers durchdrungen und nach seinem Sinne von neuem hervorgebracht."

„Allerdings", sagte Goethe, „ist in der Kunst und Poesie die Persönlichkeit alles; allein doch hat es unter den Kritikern und Kunstrichtern der neuesten Zeit schwache Personagen gegeben, die dieses nicht zugestehen, und die eine große Persönlichkeit, bei einem Werke der Poesie oder Kunst, nur als eine Art von geringer Zugabe wollten betrachtet wissen.

Aber freilich, um eine große Persönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man auch wiederum selber etwas sein. Alle, die dem Euripides das Erhabene abgesprochen, waren arme Heringe und einer solchen Erhebung nicht fähig; oder sie waren unverschämte

[218] Tizian, Pseudonym für Tiziano Vecellio (1477–1576). Größter venezianischer Renaissancemaler. [129] Paolo Veronese (1528–1588). Italienischer Renaissancemaler.

Scharlatane, die durch Anmaßlichkeit in den Augen einer schwachen Welt mehr aus sich machen wollten und auch wirklich machten, als sie waren."

Montag, den 14. Februar 1831

Mit Goethe zu Tisch. Er hatte die ‚Memoiren' des General Rapp[220] gelesen, wodurch das Gespräch auf Napoleon kam, und welch ein Gefühl die Madame Lätitia[221] müsse gehabt haben, sich als Mutter so vieler Helden und einer so gewaltigen Familie zu wissen. Sie hatte Napoleon, ihren zweiten Sohn, geboren, als sie achtzehn Jahr alt war und ihr Gemahl dreiundzwanzig, so daß also die frischeste Jugendkraft der Eltern seinem physischen Teile zugute kam. Neben ihm gebiert sie drei andere Söhne, alle bedeutend begabt, tüchtig und energisch in weltlichen Dingen und alle mit einem gewissen poetischen Talent. Auf solche vier Söhne folgen drei Töchter, und zuletzt Jérôme, der am schwächsten von allen ausgestattet gewesen zu sein scheint.

Das Talent ist freilich nicht erblich, allein es will eine tüchtige physische Unterlage, und da ist es denn keineswegs einerlei, ob jemand der Erst- oder Letztgeborene, und ob er von kräftigen und jungen, oder von schwachen und alten Eltern ist gezeugt worden.

„Merkwürdig ist", sagte ich, „daß sich von allen Talenten das musikalische am frühesten zeigt, so daß Mozart in seinem fünften, Beethoven[222] in seinem achten und Hummel in seinem neunten Jahre schon die nächste Umgebung durch Spiel und Kompositionen in Erstaunen setzten."

„Das musikalische Talent", sagte Goethe, „kann sich wohl am frühesten zeigen, indem die Musik ganz etwas Angeborenes, Inneres ist, das von außen keiner großen Nahrung und keiner aus dem Leben gezogenen Erfahrung bedarf. Aber freilich, eine Erscheinung wie Mozart bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu erklären ist. Doch wie wollte die Gottheit überall Wunder zu tun Gelegenheit finden, wenn sie es nicht zuweilen in außerordentlichen Individuen versuchte, die wir anstaunen und nicht begreifen, woher sie kommen."

[220] Jean Graf Rapp (1772–1821). Adjutant Napoleons I. Die ihm zugeschriebenen Memoiren sind unecht. [221] Mutter Napoleons I. [222] Ludwig van Beethoven (1770–1827). Neben Haydn und Mozart der bedeutendste Vertreter und Vollender der Wiener Klassik. Goethe traf ihn 1812 in Teplitz, fand aber keinen Kontakt mit ihm.

Mit Goethe zu Tisch. Ich erzähle ihm vom Theater; er lobt das gestrige Stück, ‚Heinrich III.' von Dumas[223], als ganz vortrefflich, findet jedoch natürlich, daß es für das Publikum nicht die rechte Speise gewesen. „Ich hätte es unter meiner Direktion nicht zu bringen gewagt", sagte er, „denn ich erinnere mich noch gar wohl, was wir mit dem ‚Standhaften Prinzen'[224] für Not gehabt, um ihn beim Publikum einzuschwärzen, der doch noch weit menschlicher und poetischer ist und im Grunde weit näher liegt als ‚Heinrich III.'"

Ich rede vom ‚Groß-Kophta', den ich in diesen Tagen abermals gelesen. Ich gehe die einzelnen Szenen gesprächsweise durch und schließe mit dem Wunsch, es einmal auf der Bühne zu sehen.

„Es ist mir lieb", sagte Goethe, „daß Ihnen das Stück gefällt, und daß Sie herausfinden, was ich hineingearbeitet habe. Es war im Grunde keine geringe Operation, ein ganz reales Faktum erst poetisch und dann theatralisch zu machen. Und doch werden Sie zugeben, daß das Ganze recht eigentlich für die Bühne gedacht ist. Schiller war auch sehr für das Stück, und wir haben es einmal gegeben, wo es sich denn für höhere Menschen wirklich brillant machte. Für das Publikum im allgemeinen jedoch ist es nicht; die behandelten Verbrechen behalten immer etwas Apprehensives, wobei es den Leuten nicht heimlich ist. Es fällt, seinem verwegenen Charakter nach, ganz in den Kreis der ‚Clara Gazul'[225], und der französische Dichter könnte mich wirklich beneiden, daß ich ihm ein so gutes Sujet vorweggenommen. Ich sage ein so gutes Sujet, denn im Grunde ist es nicht bloß von sittlicher, sondern auch von großer historischer Bedeutung; das Faktum geht der französischen Revolution unmittelbar voran und ist davon gewissermaßen das Fundament. Die Königin, der fatalen Halsbandgeschichte so nahe verflochten, verlor ihre Würde, ja ihre Achtung, und so hatte sie denn in der Meinung des Volkes den Standpunkt verloren, um unantastbar zu sein. Der Haß schadet niemanden, aber die Verachtung ist es, was den Menschen stürzet. Kotzebue wurde lange gehaßt, aber damit der Dolch des Studenten sich an ihn wagen konnte, mußten ihn gewisse Journale erst verächtlich machen."

[223] Alexandre Dumas d. Ä. (1802–1870). Französischer Schriftsteller, Verfasser sehr effektvoller, aber oberflächlicher Theaterstücke und Romane. [224] Drama des spanischen Dichters Calderon. [225] Sammlung angeblich serbischer Volkslieder des Dichters der französischen Romantik Prosper Mérimée (1803–1870).

Mit Goethe zu Tisch. Ich bringe ihm seinen ‚Aufenthalt in Karlsbad' vom Jahre 1807, dessen Redaktion ich am Morgen beendigt. Wir reden über kluge Stellen, die darin als flüchtige Tagesbemerkungen vorkommen. „Man meint immer", sagte Goethe lachend, „man müsse alt werden, um gescheit zu sein; im Grunde aber hat man bei zunehmenden Jahren zu tun, sich so klug zu erhalten, als man gewesen ist. Der Mensch wird in seinen verschiedenen Lebensstufen wohl ein anderer, aber er kann nicht sagen, daß er ein besserer werde, und er kann in gewissen Dingen so gut in seinem zwanzigsten Jahre recht haben als in seinem sechzigsten.

Man sieht freilich die Welt anders in der Ebene, anders auf den Höhen des Vorgebirgs und anders auf den Gletschern des Urgebirgs. Man sieht auf dem einen Standpunkt ein Stück Welt mehr als auf dem andern; aber das ist auch alles, und man kann nicht sagen, daß man auf dem einen mehr recht hätte als auf dem andern. Wenn daher ein Schriftsteller aus verschiedenen Stufen seines Lebens Denkmale zurückläßt, so kommt es vorzüglich darauf an, daß er ein angeborenes Fundament und Wohlwollen besitze, daß er auf jeder Stufe rein gesehen und empfunden, und daß er ohne Nebenzwecke grade und treu gesagt habe, wie er gedacht. Dann wird sein Geschriebenes, wenn es auf der Stufe recht war, wo es entstanden, auch ferner recht bleiben, der Autor mag sich auch später entwickeln und verändern, wie er wolle."

Ich gab diesen guten Worten meine vollkommene Beistimmung. „Es kam mir in diesen Tagen ein Blatt Makulatur in die Hände", fuhr Goethe fort, „das ich las. Hm! sagte ich zu mir selber, was da geschrieben steht, ist gar nicht so unrecht, du denkst auch nicht anders und würdest es auch nicht viel anders gesagt haben. Als ich aber das Blatt recht besehe, war es ein Stück aus meinen eigenen Werken. Denn da ich immer vorwärts strebe, so vergesse ich, was ich geschrieben habe, wo ich denn sehr bald in den Fall komme, meine Sachen als etwas durchaus Fremdes anzusehen."

Ich erkundigte mich nach dem ‚Faust', und wie er vorrücke. „Der läßt mich nun nicht wieder los", sagte Goethe, „ich denke und erfinde täglich daran fort. Ich habe nun auch das ganze Manuskript des zweiten Teiles heute heften lassen, damit es mir als eine sinnliche Masse vor Augen sei. Die Stelle des fehlenden vierten Akts habe ich mit weißem Papier ausgefüllt, und es ist keine Frage, daß das Fertige anlocket und reizet, um das zu vollenden, was noch zu tun ist. Es liegt in solchen sinnlichen Dingen mehr, als man denkt, und man muß dem Geistigen mit allerlei Künsten zu Hülfe kommen."

Goethe ließ den gehefteten neuen ‚Faust' hereinbringen, und ich war erstaunt über die Masse des Geschriebenen, das im Manuskript als ein guter Folioband mir vor Augen war.

„Es ist doch alles", sagte ich, „seit den sechs Jahren gemacht, die ich hier bin, und doch haben Sie bei dem andern vielen, was seitdem geschehen, nur sehr wenige Zeit darauf verwenden können. Man sieht aber, wie etwas heranwächst, wenn man auch nur hin und wieder etwas hinzutut."

„Davon überzeugt man sich besonders, wenn man älter wird" sagte Goethe, „während die Jugend glaubt, es müsse alles an einem Tage geschehen. Wenn aber das Glück mir günstig ist und ich mich ferner wohlbefinde, so hoffe ich, in den nächsten Frühlingsmonaten am vierten Akt sehr weit zu kommen. Es war auch dieser Akt, wie Sie wissen, längst erfunden; allein da sich das übrige während der Ausführung so sehr gesteigert hat, so kann ich jetzt von der früheren Erfindung nur das Allgemeinste brauchen, und ich muß nun auch dieses Zwischenstück durch neue Erfindungen so heranheben, daß es dem andern gleich werde."

„Es kommt doch in diesem zweiten Teil", sagte ich, „eine weit reichere Welt zur Erscheinung als im ersten."

„Ich sollte denken", sagte Goethe. „Der erste Teil ist fast ganz subjektiv; es ist alles aus einem befangeneren, leidenschaftlicheren Individuum hervorgegangen, welches Halbdunkel den Menschen auch so wohltun mag. Im zweiten Teile aber ist fast gar nichts Subjektives, es erscheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenschaftlosere Welt, und wer sich nicht etwas umgetan und einiges erlebt hat, wird nichts damit anzufangen wissen."

„Es sind darin einige Denkübungen", sagte ich, „und es möchte auch mitunter einige Gelehrsamkeit erfordert werden. Es ist mir nur lieb, daß ich Schellings Büchlein über die Kabiren[226] gelesen, und daß ich nun weiß, wohin Sie in jener famösen Stelle der ‚Klassischen Walpurgisnacht' deuten."

„Ich habe immer gefunden", sagte Goethe lachend, „daß es gut sei, etwas zu wissen."

Freitag, den 18. Februar 1831

Mit Goethe zu Tisch. Wir reden über verschiedene Regierungsformen, und es kommt zur Sprache, welche Schwierigkeiten ein zu großer Liberalismus habe, indem er die Anforderungen der

[226] Schrift des Philosophen Friedrich Wilhelm von Schelling (1775–1854), „Über die Gottheiten von Samothrace".

einzelnen hervorrufe und man vor lauter Wünschen zuletzt nicht mehr wisse, welche man befriedigen solle. Man werde finden, daß man von oben herab mit zu großer Güte, Milde und moralischer Delikatesse auf die Länge nicht durchkomme, indem man eine gemischte und mitunter verruchte Welt zu behandeln und in Respekt zu erhalten habe. Es wird zugleich erwähnt, daß das Regierungsgeschäft ein sehr großes Metier sei, das den ganzen Menschen verlange, und daß es daher nicht gut, wenn ein Regent zu große Nebenrichtungen, wie zum Beispiel eine vorwaltende Tendenz zu den Künsten, habe, wodurch nicht allein das Interesse des Fürsten, sondern auch die Kräfte des Staates gewissen nötigeren Dingen entzogen würden. Eine vorwaltende Neigung zu den Künsten sei mehr die Sache reicher Privatleute.

Goethe erzählte mir sodann, daß seine ‚Metamorphose der Pflanzen' mit Sorets Übersetzung gut vorrücke, und daß ihm bei der jetzigen nachträglichen Bearbeitung dieses Gegenstandes, besonders der Spirale, ganz unerwartet günstige Dinge von außen zu Hülfe kommen. „Wir beschäftigen uns", sagte er, „wie Sie wissen, mit dieser Übersetzung schon länger als seit einem Jahre, es sind tausend Hindernisse dazwischengetreten, das Unternehmen hat oft ganz widerwärtig gestockt, und ich habe es oft im stillen verwünscht. Nun aber komme ich in den Fall, alle diese Hindernisse zu verehren, indem im Laufe dieser Zögerungen, außerhalb, bei andern trefflichen Menschen, Dinge herangereift sind, die jetzt, als das schönste Wasser auf meine Mühle, mich über alle Begriffe weiterbringen und meine Arbeit einen Abschluß erlangen lassen, wie es vor einem Jahre nicht wäre denkbar gewesen. Dergleichen ist mir in meinem Leben öfter begegnet, und man kommt dahin, in solchen Fällen an eine höhere Einwirkung, an etwas Dämonisches zu glauben, das man anbetet, ohne sich anzumaßen, es weiter erklären zu wollen."

Sonnabend, den 19. Februar 1831

... „Es ist dem Menschen natürlich", sagte Goethe, „sich als das Ziel der Schöpfung zu betrachten und alle übrigen Dinge nur in bezug auf sich, insofern sie ihm dienen und nützen. Er bemächtiget sich der vegetabilischen und animalischen Welt, und indem er andere Geschöpfe als pasesnde Nahrung verschlingt, erkennet er seinen Gott und preiset dessen Güte, die so väterlich für ihn gesorget. Der Kuh nimmt er die Milch, der Biene den Honig, dem Schaf die Wolle, und indem er den Dingen einen ihm nützlichen

Zweck gibt, glaubt er auch, daß sie dazu sind geschaffen worden. Ja, er kann sich nicht denken, daß nicht auch das kleinste Kraut für ihn da sei, und wenn er dessen Nutzen noch gegenwärtig nicht erkannt hat, so glaubt er doch, daß solches sich künftig ihm gewiß entdecken werde.

Und wie der Mensch nun im allgemeinen denkt, so denkt er auch im besondern, und er unterläßt nicht, seine gewohnte Ansicht aus dem Leben auch in die Wissenschaft zu tragen, und auch bei den einzelnen Teilen eines organischen Wesens nach deren Zweck und Nutzen zu fragen.

Dies mag auch eine Weile gehen, und er mag auch in der Wissenschaft eine Weile damit durchkommen; allein gar bald wird er auf Erscheinungen stoßen, wo er mit einer so kleinen Ansicht nicht ausreicht, und wo er, ohne höheren Halt, sich in lauter Widersprüchen verwickelt.

Solche Nützlichkeitslehrer sagen wohl: der Ochse habe Hörner, um sich damit zu wehren. Nun frage ich aber: warum hat das Schaf keine? und, wenn es solche hat, warum sind sie ihm um die Ohren gewickelt, so daß sie ihm zu nichts dienen?

Etwas anderes aber ist es, wenn ich sage: der Ochse wehrt sich mit seinen Hörnern, weil er sie hat.

Die Frage nach dem Zweck, die Frage Warum? ist durchaus nicht wissenschaftlich. Etwas weiter aber kommt man mit der Frage Wie? – Denn wenn ich frage: wie hat der Ochse Hörner? so führet mich das auf die Betrachtung seiner Organisation und belehret mich zugleich, warum der Löwe keine Hörner hat und haben kann.

So hat der Mensch in seinem Schädel zwei unausgefüllte hohle Stellen. Die Frage Warum? würde hier nicht weit reichen, wogegen aber die Frage Wie? mich belehret, daß diese Höhlen Reste des tierischen Schädels sind, die sich bei solchen geringeren Organisationen in stärkerem Maße befinden, und die sich beim Menschen, trotz seiner Höhe, noch nicht ganz verloren haben.

Die Nützlichkeitslehrer würden glauben, ihren Gott zu verlieren, wenn sie nicht den anbeten sollen, der dem Ochsen die Hörner gab, damit er sich verteidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich den verehre, der in dem Reichtum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach tausendfältigen Tieren ein Wesen, das sie alle enthält: den Menschen.

Man verehre ferner den, der dem Vieh sein Futter gibt und dem Menschen Speise und Trank, soviel er genießen mag. Ich aber bete

den an, der eine solche Produktionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionteste Teil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt. so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das ist mein Gott! –"

Montag, den 21. Februar 1831

Goethe lobte die neueste Rede von Schelling, womit dieser die Münchener Studenten beruhigt. „Die Rede", sagte er, „ist durch und durch gut, und man freuet sich einmal wieder über das vorzügliche Talent, das wir lange kannten und verehrten. Es war in diesem Falle ein trefflicher Gegenstand und ein redlicher Zweck, wo ihm denn das Vorzüglichste gelungen ist. Könnte man von dem Gegenstande und Zweck seiner Kabirenschrift dasselbige sagen, so würden wir ihn auch da rühmen müssen, denn seine rhetorischen Talente und Künste hat er auch da bewiesen."

Schellings ‚Kabiren' brachten das Gespräch auf die ‚Klassische Walpurgisnacht', und wie sich diese von den Brockenszenen des ersten Teiles unterscheide.

„Die alte Walpurgisnacht", sagte Goethe, „ist monarchisch, indem der Teufel dort überall als entschiedenes Oberhaupt respektiert wird. Die klassische aber ist durchaus republikanisch, indem alles in der Breite nebeneinander steht, so daß der eine soviel gilt wie der andere und niemand sich subordiniert und sich um den andern bekümmert."

„Auch", sagte ich, „sondert sich in der klassischen alles in scharf umrissene Individualitäten, während auf dem deutschen Blocksberg jedes einzelne sich in eine allgemeine Hexenmasse auflöst."

„Deshalb", sagte Goethe, „weiß auch der Mephistopheles, was es zu bedeuten hat, wenn der Homunkulus ihm von thessalischen Hexen redet. Ein guter Kenner des Altertums wird bei dem Wort thessalische Hexen sich auch einiges zu denken vermögen, während es dem Ungelehrten ein bloßer Name bleibt."

„Das Altertum", sagte ich, „mußte Ihnen doch sehr lebendig sein, um alle jene Figuren wieder so frisch ins Leben treten zu lassen und sie mit solcher Freiheit zu gebrauchen und zu behandeln, wie Sie es getan haben."

„Ohne eine lebenslängliche Beschäftigung mit der bildenden Kunst", sagte Goethe, „wäre es mir nicht möglich gewesen. Das Schwierige indessen war, sich bei so großer Fülle mäßig zu halten und alle solche Figuren abzulehnen, die nicht durchaus zu meiner Intention paßten. So habe ich zum Beispiel von dem Minotaurus,

den Harpyien[227] und einigen andern Ungeheuern keinen Gebrauch gemacht."

„Aber was Sie in jener Nacht erscheinen lassen", sagte ich, „ist alles so zusammengehörig und so gruppiert, daß man es sich in der Einbildungskraft leicht und gerne zurückruft und alles willig ein Bild macht. Die Maler werden sich so gute Anlässe auch gewiß nicht entgehen lassen; besonders freue ich mich, den Mephistopheles bei den Phorkyaden zu sehen, wo er im Profil die famöse Maske probiert."

„Es stecken darin einige gute Späße", sagte Goethe, „welche die Welt über kurz oder lang auf manche Weise benutzen wird. Wenn die Franzosen nur erst die ‚Helena' gewahr werden und sehen, was daraus für ihr Theater zu machen ist! Sie werden das Stück, wie es ist, verderben; aber sie werden es zu ihren Zwecken klug gebrauchen, und das ist alles, was man erwarten und wünschen kann. Der Phorkyas werden sie sicher einen Chor von Ungeheuern beigeben, wie es an einer Stelle auch bereits angedeutet ist."

„Es käme darauf an", sagte ich, „daß ein tüchtiger Poet von der romantischen Schule das Stück durchweg als Oper behandelte und Rossini sein großes Talent zu einer bedeutenden Komposition zusammennähme, um mit der ‚Helena' Wirkung zu tun. Denn es sind darin Anlässe zu prächtigen Dekorationen, überraschenden Verwandlungen, glänzenden Kostümen und reizenden Balletten, wie nicht leicht in einem anderen Stück, ohne zu erwähnen, daß eine solche Fülle von Sinnlichkeit sich auf dem Fundament einer geistreichen Fabel bewegt, wie sie nicht leicht besser erfunden werden dürfte."

„Wir wollen erwarten", sagte Goethe, „was uns die Götter weiteres bringen. Es läßt sich in solchen Dingen nichts beschleunigen. Es kommt darauf an, daß es den Menschen aufgehe, und daß Theaterdirektoren, Poeten und Komponisten darin ihren Vorteil gewahr werden."

Mittwoch, den 23. Februar 1831

Vor Tisch, bei einem Spaziergange auf der Erfurter Chaussee, begegnet mir Goethe, welcher halten läßt und mich in seinen Wagen nimmt. Wir fahren eine gute Strecke hinaus bis auf die Höhe neben das Tannenhölzchen und reden über naturhistorische Dinge.

Die Hügel und Berge waren mit Schnee bedeckt, und ich erwähne die große Zartheit des Gelben, und daß in der Entfernung

[227] Unholdinnen der griechischen Sage.

von einigen Meilen, mittels zwischenliegender Trübe, ein Dunkeles eher blau erscheine als ein Weißes gelb. Goethe stimmet mir zu, und wir sprechen sodann von der hohen Bedeutung der Urphänomene, hinter welchen man unmittelbar die Gottheit zu gewahren glaube.

„Ich frage nicht", sagte Goethe, „ob dieses höchste Wesen Verstand und Vernunft habe, sondern ich fühle: es ist der Verstand, es ist die Vernunft selber. Alle Geschöpfe sind davon durchdrungen, und der Mensch hat davon so viel, daß er Teile des Höchsten erkennen mag."

Bei Tisch kam das Bestreben gewisser Naturforscher zur Erwähnung, die, um die organische Welt zu durchschreiten, von der Mineralogie aufwärts gehen wollen. „Dieses ist ein großer Irrtum", sagte Goethe. „In der mineralogischen Welt ist das Einfachste das Herrlichste, und in der organischen ist es das Komplizierteste. Man sieht also, daß beide Welten ganz verschiedene Tendenzen haben, und daß von der einen zur andern keineswegs ein stufenartiges Fortschreiten stattfindet."

Ich merkte mir dieses, als von großer Bedeutung.

Sonnabend, den 26. Februar 1831

Ich las heute viel in Goethes ‚Farbenlehre' und freute mich, zu bemerken, daß ich diese Jahre her, durch vielfache Übung mit den Phänomenen, in das Werk so hineingewachsen, um jetzt seine großen Verdienste mit einiger Klarheit empfinden zu können. Ich bewundere, was es gekostet hat, ein solches Werk zusammenzubringen, indem mir nicht bloß die letzten Resultate erscheinen, sondern indem ich tiefer blicke, was alles durchgemacht worden, um zu festen Resultaten zu gelangen.

Nur ein Mensch von großer moralischer Kraft konnte das durchführen, und wer es ihm nachtun wollte, müßte sich daran sehr hoch hinaufbringen. Alles Unzarte, Unwahre, Egoistische würde aus der Seele verschwinden müssen, oder die reine, wahre Natur würde ihn verschmähen. Bedächten dieses die Menschen, so würden sie gern einige Jahre ihres Lebens daran wenden und den Kreis einer solchen Wissenschaft auf solche Weise durchmachen, um daran Sinne, Geist und Charakter zu prüfen und zu erbauen. Sie würden Respekt vor dem Gesetzlichen gewinnen und dem Göttlichen so nahe treten, als es einem irdischen Geiste überall nur möglich.

Dagegen beschäftiget man sich viel zu viel mit Poesie und übersinnlichen Mysterien, welches subjektive nachgiebige Dinge sind,

die an den Menschen weiter keine Anforderungen machen, sondern ihm schmeicheln und im günstigen Fall ihn lassen, wie er ist.

In der Poesie ist nur das wahrhaft Große und Reine förderlich, was wiederum wie eine zweite Natur dasteht und uns entweder zu sich heraufhebt oder uns verschmäht. Eine mangelhafte Poesie hingegen entwickelt unsere Fehler, indem wir die ansteckenden Schwächen des Poeten in uns aufnehmen. Und zwar in uns aufnehmen, ohne es zu wissen, weil wir das unserer Natur Zusagende nicht für mangelhaft erkennen.

Um aber in der Poesie aus Gutem wie aus Schlechtem einigen Vorteil zu ziehen, müßte man bereits auf einer sehr hohen Stufe stehen und ein solches Fundament besitzen, um dergleichen Dinge als außer uns liegende Gegenstände zu betrachten.

Deshalb lobe ich mir den Verkehr mit der Natur, die unsere Schwächen auf keine Weise begünstigt, und die entweder etwas aus uns macht oder überall nichts mit uns zu tun hat.

Montag, den 28. Februar 1831

Ich beschäftige mich den ganzen Tag mit dem Manuskript des vierten Bandes von Goethes ‚Leben', das er mir gestern zusandte, um zu prüfen, was daran etwa noch zu tun sein möchte. Ich bin glücklich über dieses Werk, indem ich bedenke, was es schon ist und was es noch werden kann. Einige Bücher erscheinen ganz vollendet und lassen nichts Weiteres wünschen. An andern dagegen ist noch ein gewisser Mangel an Kongruenz wahrzunehmen, welches daher entstanden sein mag, daß zu sehr verschiedenen Epochen daran ist gearbeitet worden.

Dieser ganze vierte Band ist sehr verschieden von den drei früheren. Jene sind durchaus fortschreitend in einer gewissen gegebenen Richtung, so daß denn auch der Weg durch viele Jahre geht. Bei diesem dagegen scheint die Zeit kaum zu rücken, auch sieht man kein entschiedenes Bestreben der Hauptperson. Manches wird unternommen, aber nicht vollendet, manches gewollt, aber anders geleitet, und so empfindet man überall eine heimlich einwirkende Gewalt, eine Art von Schicksal, das mannigfaltige Fäden zu einem Gewebe aufzieht, das erst künftige Jahre vollenden sollen.

Es war daher in diesem Bande am Ort, von jener geheimen problematischen Gewalt zu reden, die alle empfinden, die kein Philosoph erklärt, und über die der Religiöse sich mit einem tröstlichen Worte hinaushilft.

Goethe nennet dieses unaussprechliche Welt- und Lebensrätsel das Dämonische, und indem er sein Wesen bezeichnet, fühlen wir, daß es so ist, und es kommt uns vor, als würden vor gewissen Hintergründen unsers Lebens die Vorhänge weggezogen. Wir glauben, weiter und deutlicher zu sehen, werden aber bald gewahr, daß der Gegenstand zu groß und mannigfaltig ist, und daß unsere Augen nur bis zu einer gewissen Grenze reichen.

Der Mensch ist überall nur für das Kleine geboren, und er begreift nur und hat nur Freude an dem, was ihm bekannt ist. Ein großer Könner begreift ein Gemälde, er weiß das verschiedene Einzelne dem ihm bekannten Allgemeinen zu verknüpfen, und das Ganze wie das Einzelne ist ihm lebendig. Er hat auch keine Vorliebe für gewisse einzelne Teile, er fragt nicht, ob ein Gesicht garstig oder schön, ob eine Stelle hell oder dunkel, sondern er fragt, ob alles an seinem Ort stehe und gesetzlich und recht sei. Führen wir aber einen Unkundigen vor ein Gemälde von einigem Umfang, so werden wir sehen, wie ihn das Ganze unberührt lässet oder verwirret, wie einzelne Teile ihn anziehen, andere ihn abstoßen, und wie er am Ende bei ihm bekannten ganz kleinen Dingen stehen bleibt, indem er etwa lobt, wie doch dieser Helm und diese Feder so gut gemacht sei.

Im Grunde aber spielen wir Menschen vor dem großen Schicksalsgemälde der Welt mehr oder weniger alle die Rolle dieses Unkundigen. Die Lichtpartien, das Anmutige zieht uns an, die schattigen und widerwärtigen Stellen stoßen uns zurück, das Ganze verwirrt uns, und wir suchen vergebens nach der Idee eines einzigen Wesens, dem wir so Widersprechendes zuschreiben.

Nun kann wohl einer in menschlichen Dingen ein großer Kenner werden, indem es denkbar ist, daß er sich die Kunst und das Wissen eines Meisters vollkommen aneigne, allein in göttlichen Dingen könnte es nur ein Wesen, das dem Höchsten selber gleich wäre. Ja, und wenn nun dieses uns solche Geheimnisse überliefern und offenbaren wollte, so würden wir sie nicht zu fassen und nichts damit anzufangen wissen, und wir würden wiederum jenem Unkundigen vor dem Gemälde gleichen, dem der Kenner seine Prämissen, nach denen er urteilt, durch alles Einreden nicht mitzuteilen imstande wäre.

In dieser Hinsicht ist es denn schon ganz recht, daß alle Religionen nicht unmittelbar von Gott selber gegeben worden, sondern daß sie, als das Werk vorzüglicher Menschen, für das Bedürfnis und die Faßlichkeit einer großen Masse ihresgleichen berechnet sind. Wären sie ein Werk Gottes, so würde sie niemand begreifen; da

sie aber ein Werk der Menschen sind, so sprechen sie das Unerforschliche nicht aus.

Die Religion der hochgebildeten alten Griechen kam nicht weiter, als daß sie einzelne Äußerungen des Unerforschlichen durch besondere Gottheiten versinnlichte. Da aber solche Einzelnheiten beschränkte Wesen waren und im Ganzen des Zusammenhangs eine Lücke blieb, so erfanden sie die Idee des Fatums, das sie über alle setzten, wodurch denn, da dieses wiederum ein vielseitig Unerforschliches blieb, die Angelegenheit mehr abgetan als abgeschlossen wurde.

Christus dachte einen alleinigen Gott, dem er alle die Eigenschaften beilegte, die er in sich selbst als Vollkommenheiten empfand. Er ward das Wesen seines eigenen schönen Innern, voll Güte und Liebe wie er selber, und ganz geeignet, daß gute Menschen sich ihm vertrauensvoll hingeben und diese Idee, als die süßeste Verknüpfung nach oben, in sich aufnehmen.

Da nun aber das große Wesen, welches wir die Gottheit nennen, sich nicht bloß im Menschen, sondern auch in einer reichen gewaltigen Natur und in mächtigen Weltbegebenheiten ausspricht, so kann auch natürlich eine nach menschlichen Eigenschaften von ihm gebildete Vorstellung nicht ausreichen, und der Aufmerkende wird bald auf Unzulänglichkeiten und Widersprüche stoßen, die ihn in Zweifel, ja in Verzweiflung bringen, wenn er nicht entweder klein genug ist, sich durch eine künstliche Ausrede beschwichtigen zu lassen, oder groß genug, sich auf den Standpunkt einer höheren Ansicht zu erheben.

Einen solchen Standpunkt fand Goethe früh in Spinoza[228], und er erkennet mit Freuden, wie sehr die Ansichten dieses großen Denkers den Bedürfnissen seiner Jugend gemäß gewesen. Er fand in ihm sich selber, und so konnte er sich auch an ihm auf das schönste befestigen.

Und da nun solche Ansichten nicht subjektiver Art waren, sondern in den Werken und Äußerungen Gottes durch die Welt ein Fundament hatten, so waren es nicht Schalen, die er bei seiner eigenen spätern tiefen Welt- und Naturforschung als unbrauchbar abzuwerfen in den Fall kam, sondern es war das anfängliche Keimen und Wurzeln einer Pflanze, die durch viele Jahre in gleich gesunder Richtung fortwuchs und sich zuletzt zu der Blüte einer reichen Erkenntnis entfaltete.

Widersacher haben ihn oft beschuldigt, er habe keinen Glauben.

[228] Benedikt Spinoza (1632–1677). Bedeutendster niederländischer Philosoph des Rationalismus, Goethe wurde von ihm sehr beeinflußt.

Er hatte aber bloß den ihrigen nicht, weil er ihm zu klein war. Wollte er den seinigen aussprechen, so würden sie erstaunen, aber sie würden nicht fähig sein, ihn zu fassen.

Goethe selbst aber ist weit entfernt, zu glauben, daß er das höchste Wesen erkenne, wie es ist. Alle seine schriftlichen und mündlichen Äußerungen gehen darauf hin, daß es ein Unerforschliches sei, wovon der Mensch nur annähernde Spuren und Ahndungen habe.

Übrigens ist die Natur und sind wir Menschen alle vom Göttlichen so durchdrungen, daß es uns hält, daß wir darin leben, weben und sind, daß wir nach ewigen Gesetzen leiden und uns freuen, daß wir sie ausüben, und daß sie an uns ausgeübt werden, gleichviel ob wir sie erkennen oder nicht.

Schmeckt doch dem Kinde der Kuchen, ohne daß es vom Bäcker weiß, und dem Sperling die Kirsche, ohne daß er daran denkt, wie sie gewachsen ist.

Mittwoch, den 2. März 1831

Heute bei Goethe zu Tisch kam das Gespräch bald wieder auf das Dämonische, und er fügte zu dessen näheren Bezeichnung noch folgendes hinzu:

„Das Dämonische", sagte er, „ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen."

„Napoleon", sagte ich, „scheint dämonischer Art gewesen zu sein." „Er war es durchaus", sagte Goethe, „im höchsten Grade, so daß kaum ein anderer ihm zu vergleichen ist. Auch der verstorbene Großherzog war eine dämonische Natur, voll unbegrenzter Tatkraft und Unruhe, so daß sein eigenes Reich ihm zu klein war und das größte ihm zu klein gewesen wäre. Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter."

„Erscheint nicht auch", sagte ich, „das Dämonische in den Begebenheiten?" „Ganz besonders", sagte Goethe, „und zwar in allen, die wir durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen vermögen. Überhaupt manifestiert es sich auf die verschiedenste Weise in der ganzen Natur, in der unsichtbaren wie in der sichtbaren. Manche Geschöpfe sind ganz dämonischer Art, in manchen sind Teile von ihm wirksam."

„Hat nicht auch", sagte ich, „der Mephistopheles dämonische Züge?" – „Nein", sagte Goethe; „der Mephistopheles ist ein viel zu negatives Wesen; das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Tatkraft.

„Unter den Künstlern", fuhr Goethe fort, „findet es sich mehr bei Musikern, weniger bei Malern. Bei Paganini[229] zeigt es sich in hohen Grade, wodurch er denn auch so große Wirkungen hervorbringt."

Ich war sehr erfreut über alle diese Bezeichnungen, wodurch es mir nun deutlicher wurde, was Goethe sich unter dem Begriff des Dämonischen dachte.

Wir reden sodann viel über den vierten Band, und Goethe bittet mich, aufzuzeichnen, was noch daran möchte zu tun sein.

Sonntag, den 6. März 1831

Mit Goethe zu Tisch in mancherlei Unterhaltungen. Wir reden auch von Kindern und deren Unarten, und er vergleicht sie den Stengelblättern einer Pflanze, die nach und nach von selber abfallen, und wobei man es nicht so genau und so strenge zu nehmen brauche.

„Der Mensch", sagte er, „hat verschiedene Stufen, die er durchlaufen muß, und jede Stufe führt ihre besonderen Tugenden und Fehler mit sich, die in der Epoche, wo sie kommen, durchaus als naturgemäß zu betrachten und gewissermaßen recht sind. Auf der folgenden Stufe ist er wieder ein anderer, von den früheren Tugenden und Fehlern ist keine Spur mehr, aber andere Arten und Unarten sind an deren Stelle getreten. Und so geht es fort, bis zu der letzten Verwandlung, von der wir noch nicht wissen, wie wir sein werden." ...

Dienstag, den 8. März 1831

Heute mit Goethe zu Tisch erzählte er mir zunächst, daß er den ‚Ivanhoe' lese. „Walter Scott ist ein großes Talent", sagte er, „das nicht seinesgleichen hat, und man darf sich billig nicht verwundern, daß er auf die ganze Lesewelt so außerordentliche Wirkungen hervorbringt. Er gibt mir viel zu denken, und ich entdecke in ihm eine ganz neue Kunst, die ihre eigenen Gesetze hat."

Wir sprachen sodann über den vierten Band der Biographie und waren im Hin- und Widerreden über das Dämonische begriffen, ehe wir es uns versahen.

„In der Poesie", sagte Goethe, „ist durchaus etwas Dämonisches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch so über alle Begriffe wirkt.

[229] Niccolo Paganini (1782–1840). Italienischer Violinvirtuose und Komponist.

Desgleichen ist es in der Musik im höchsten Grade, denn sie steht so hoch, daß kein Verstand ihr beikommen kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die alles beherrscht, und von der niemand imstande ist, sich Rechenschaft zu geben. Der religiöse Kultus kann sie daher auch nicht entbehren; sie ist eins der ersten Mittel, um auf die Menschen wunderbar zu wirken.

So wirft sich auch das Dämonische gern in bedeutende Individuen, vorzüglich wenn sie eine hohe Stellung haben, wie Friedrich und Peter der Große[230].

Beim verstorbenen Großherzog war es in dem Grade, daß niemand ihm widerstehen konnte. Er übte auf die Menschen eine Anziehung durch seine ruhige Gegenwart, ohne daß er sich eben gütig und freundlich zu erweisen brauchte. Alles, was ich auf seinen Rat unternahm, glückte mir, so daß ich in Fällen, wo mein Verstand und meine Vernunft nicht hinreichte, ihn nur zu fragen brauchte, was zu tun sei, wo er es denn instinktmäßig aussprach und ich immer im voraus eines guten Erfolgs gewiß sein konnte.

Ihm wäre zu gönnen gewesen, daß er sich meiner Ideen und höheren Bestrebungen hätte bemächtigen können; denn wenn ihn der dämonische Geist verließ und nur das Menschliche zurückblieb, so wußte er mit sich nichts anzufangen, und er war übel daran.

Auch in Byron mag das Dämonische in hohem Grade wirksam gewesen sein, weshalb er auch die Attraktiva in großer Masse besessen, so daß ihm denn besonders die Frauen nicht haben widerstehen können."

„In die Idee vom Göttlichen", sagte ich versuchend, „scheint die wirkende Kraft, die wir das Dämonische nennen, nicht einzugehen."

„Liebes Kind", sagte Goethe, „was wissen wir denn von der Idee des Göttlichen, und was wollen denn unsere engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen! Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, so würde ich doch noch zu kurz kommen und im Vergleich so grenzenloser Eigenschaften noch nichts gesagt haben."

Dienstag, den 15. März 1831

Ich beschäftige mich den ganzen Morgen mit dem Manuskript des vierten Bandes von „Wahrheit und Dichtung" und schreibe darüber folgende Notiz an Goethe:

Das zweite, vierte und fünfte Buch sind als vollendet anzusehen, bis auf einige Kleinigkeiten, die bei einer letzten Durchsicht sehr leicht werden abzutun sein.

Über das erste und dritte Buch folgen hier einige Bemerkungen.

[230] Peter I., Zar von Rußland (1672–1725).

Erstes Buch

Die Erzählung von Jungs verunglückter Augenkur ist von so ernster Bedeutung, daß es die Menschen auf innere tiefe Betrachtungen führt, und daß, wenn in Gesellschaft erzählt, darauf sicherlich eine Pause im Gespräch entstehen würde. Ich rate daher, das erste Buch damit zu schließen, damit auch auf solche Weise eine Art von Pause eintrete.

Die artigen Anekdoten vom Feuer in der Judengasse und Schlittschuhlaufen im roten Sammetpelz der Mutter, die jetzt am Ende des ersten Buches liegen und da nicht an passender Stelle sind, würden sehr schicklich dort zu verknüpfen sein, wo von dem bewußtlosen, ganz unvorbedachten poetischen Produzieren die Rede ist. Denn jene Fälle deuten auf einen ähnlichen glücklichen Zustand des Gemüts, das auch handelnd sich nicht lange fragt und besinnt, was zu tun sei, sondern schon getan hat, ehe noch der Gedanke kommt.

Drittes Buch

Dieses würde nach der Verabredung dasjenige aufnehmen, was über den äußeren politischen Zustand von 1775, so wie über den inneren von Deutschland, die Bildung des Adels usw. noch zu diktieren sein möchte.

Was über ‚Hanswursts Hochzeit' so wie über andere zustande gekommene und nicht zustande gekommene poetische Unternehmungen zu sagen wäre, könnte, im Fall es sich in dem bereits sehr starken vierten Buche nicht besser anschlösse oder vielleicht gar dort den sehr gut verknüpften Zusammenhang unterbräche, sich gleichfalls diesem dritten Buche anfügen.

Ich habe alle Schemata und Fragmente zu diesem Zweck im dritten Buche zusammengelegt und wünsche nun Glück und Neigung, auch dieses noch Fehlende mit frischem Geist und gewohnter Anmut zu diktieren.

Mittags zu Tisch mit dem Prinzen und Herrn Soret. Wir reden viel über Courier und sodann über den Schluß von Goethes Novelle, wobei ich die Bemerkung mache, daß Gehalt und Kunst darin viel zu hoch stehen, als daß die Menschen wüßten, was sie damit anzufangen haben. Man will immer wieder hören und wieder sehen, was man schon einmal gehört und gesehen hat; und wie man gewohnt ist, die Blume Poesie in durchaus poetischen Gefilden anzutreffen, so ist man in diesem Falle erstaunt, sie aus einem durchaus realen Boden hervorwachsen zu sehen. In der poetischen Region läßt man sich alles gefallen und ist kein Wunder zu unerhört, als

daß man es nicht glauben möchte; hier aber, in diesem hellen Lichte des wirklichen Tages, macht uns das Geringste stutzen, was nur ein weniges vom gewöhnlichen Gange der Dinge abweicht; und von tausend Wundern umgeben, an die wir gewohnt sind, ist uns ein einziges unbequem, das uns bis jetzt neu war. Auch fällt es dem Menschen durchaus nicht schwer, an Wunder einer früheren Zeit zu glauben; allein einem Wunder, das heute geschieht, eine Art von Realität zu geben und es, neben dem sichtbar Wirklichen, als eine höhere Wirklichkeit zu verehren, dieses scheint nicht mehr im Menschen zu liegen, oder wenn es in ihm liegt, durch Erziehung ausgetrieben zu werden. Unser Jahrhundert wird daher auch immer prosaischer werden, und es wird, mit der Abnahme des Verkehrs und Glaubens an das Übersinnliche, alle Poesie auch immer mehr verschwinden.

Zu dem Schluß von Goethes Novelle wird im Grunde weiter nichts verlangt, als die Empfindung, daß der Mensch von höheren Wesen nicht ganz verlassen sei, daß sie ihn vielmehr im Auge haben, an ihm teilnehmen und in der Not ihm helfend zur Seite sind.

Dieser Glaube ist etwas so Natürliches, daß er zum Menschen gehört, daß er einen Bestandteil seines Wesens ausmacht und, als das Fundament aller Religion, allen Völkern angeboren ist. In den ersten menschlichen Anfängen zeigt er sich stark; er weicht aber auch der höchsten Kultur nicht, so daß wir ihn unter den Griechen noch groß in Plato sehen und zuletzt noch ebenso glänzend in dem Verfasser von ‚Daphnis und Chloe'[231]. In diesem liebenswürdigen Gedicht waltet das Göttliche unter der Form von Pan und den Nymphen, die an frommen Hirten und Liebenden teilnehmen, welche sie am Tage schützen und retten, und denen sie nachts im Traum erscheinen und ihnen sagen, was zu tun sei. In Goethes Novelle ist dieses behütende Unsichtbare unter der Form des Ewigen und der Engel gedacht, die einst in der Grube, unter grimmigen Löwen, den Propheten bewahrten, und die hier, in der Nähe eines ähnlichen Ungeheuers, ein gutes Kind schützend umgeben. Der Löwe zerreißt den Knaben nicht, er zeigt sich vielmehr sanft und willig; denn die in alle Ewigkeit fort tätigen höheren Wesen sind vermittelnd im Spiele.

Damit aber dieses einem ungläubigen neunzehnten Jahrhundert nicht zu wunderbar erscheine, so benutzt der Dichter noch ein zweites mächtiges Motiv, nämlich das der Musik, deren magische Gewalt die Menschen von den ältesten Zeiten her empfunden haben, und

[231] Hirtengedicht des griechischen Dichters Longos.

von der auch wir uns noch täglich beherrschen lassen, ohne zu wissen, wie uns geschieht.

Und wie nun Orpheus durch eine solche Magie alle Tiere des Waldes zu sich heranzog und in dem letzten griechischen Dichter ein junger Hirt mit seiner Flöte die Ziegen leitet, so daß sie auf verschiedene Melodien sich zerstreuen und versammeln, vor dem Feind fliehen und ruhig hinweiden, so übt auch in Goethes Novelle die Musik auf den Löwen ihre Macht aus, indem das gewaltige Tier den Melodien der süßen Flöte nachgeht und überall folget, wohin die Unschuld des Knaben ihn leiten will.

Indem ich nun über so unerklärliche Dinge mit verschiedenen Leuten gesprochen, habe ich die Bemerkung gemacht, daß der Mensch von seinen trefflichen Vorzügen so sehr eingenommen ist, daß er sie den Göttern beizulegen gar kein Bedenken trägt, allein den Tieren daran einen Anteil zu vergönnen sich nicht gerne entschließen mag.

Freitag, den 18. März 1831

Mit Goethe zu Tisch. Ich bringe ihm ‚Daphnis und Chloe', welches er einmal wieder zu lesen wünscht.

Wir reden über höhere Maximen, und ob es gut und ob es möglich sei, sie anderen Menschen zu überliefern. „Die Anlage, das Höhere aufzunehmen", sagte Goethe, „ist sehr selten, und man tut daher im gewöhnlichen Leben immer wohl, solche Dinge für sich zu behalten und davon nur so viel hervorzukehren, als nötig ist, um gegen die andern in einiger Avantage zu sein."

Wir berühren sodann den Punkt, daß viele Menschen, besonders Kritiker und Poeten, das eigentlich Große ganz ignorieren und dagegen auf das Mittlere einen außerordentlichen Wert legen.

„Der Mensch", sagte Goethe, „erkennet nur das an und preiset nur das, was er selber zu machen fähig ist; und da nun gewisse Leute in dem Mittleren ihre eigentliche Existenz haben, so gebrauchen sie den Pfiff, daß sie das wirklich Tadelnswürdige in der Literatur, was jedoch immer einiges Gute haben mag, durchaus schelten und ganz tief herabsetzen, damit das Mittlere, was sie anpreisen, auf einer desto größeren Höhe erscheine." . . .

Sonntag, den 20. März 1831

Goethe erzählte mir bei Tisch, daß er in diesen Tagen ‚Daphnis und Chloe' gelesen.

„Das Gedicht ist so schön", sagte er, „daß man den Eindruck davon, bei den schlechten Zuständen, in denen man lebt, nicht in sich behalten kann, und daß man immer von neuem erstaunt, wenn man es wieder liest. Es ist darin der helleste Tag, und man glaubt lauter herkulanische Bilder zu sehen, so wie auch diese Gemälde auf das Buch zurückwirken und unserer Phantasie beim Lesen zu Hülfe kommen."

„Mir hat", sagte ich, „eine gewisse Abgeschlossenheit sehr wohl getan, worin alles gehalten ist. Es kommt kaum eine fremde Anspielung vor, die uns aus dem glücklichen Kreise herausführte. Von Gottheiten sind bloß Pan und die Nymphen wirksam, eine andere wird kaum genannt, und man sieht auch, daß das Bedürfnis der Hirten an diesen Gottheiten genug hat."

„Und doch, bei aller mäßigen Abgeschlossenheit", sagte Goethe, „ist darin eine vollständige Welt entwickelt. Wir sehen Hirten aller Art, Feldbautreibende, Gärtner, Winzer, Schiffer, Räuber, Krieger und vornehme Städter, große Herren und Leibeigene."

„Auch erblicken wir darin", sagte ich, „den Menschen auf allen seinen Lebensstufen, von der Geburt herauf bis ins Alter; auch alle häuslichen Zustände, wie die wechselnden Jahreszeiten sie mit sich führen, gehen an unseren Augen vorüber."

„Und nun die Landschaft!" sagte Goethe, „die mit wenigen Strichen so entschieden gezeichnet ist, daß wir in der Höhe hinter den Personen Weinberge, Äcker und Obstgärten sehen, unten die Weideplätze mit dem Fluß und ein wenig Waldung, so wie das ausgedehnte Meer in der Ferne. Und keine Spur von trüben Tagen, von Nebel, Wolken und Feuchtigkeit, sondern immer der blaueste reinste Himmel, die anmutigste Luft und ein beständig trockener Boden, so daß man sich überall nackend hinlegen möchte.

Das ganze Gedicht", fuhr Goethe fort, „verrät die höchste Kunst und Kultur. Es ist so durchdacht, daß darin kein Motiv fehlt und alle von der gründlichsten besten Art sind, wie zum Beispiel das von dem Schatz bei dem stinkenden Delphin am Meeresufer. Und ein Geschmack und eine Vollkommenheit und Delikatesse der Empfindung, die sich dem Besten gleichstellt, das je gemacht worden. Alles Widerwärtige, was von außen in die glücklichen Zustände des Gedichts störend hereintritt, wie Überfall, Raub und Krieg, ist immer auf das schnelleste abgetan und hinterläßt kaum eine Spur. Sodann das Laster erscheint im Gefolg der Städter, und zwar auch dort nicht in den Hauptpersonen, sondern in einer Nebenfigur, in einem Untergebenen. Das ist alles von der ersten Schönheit."

„Und dann", sagte ich, „hat mir so wohl gefallen, wie das Ver-

hältnis der Herren und Diener sich ausspricht. In ersteren die hu-
manste Behandlung und in letzteren, bei aller naiven Freiheit, doch
der große Respekt und das Bestreben, sich bei dem Herrn auf alle
Weise in Gunst zu setzen. So sucht denn auch der junge Städter, der
sich dem Daphnis durch das Ansinnen einer unnatürlichen Liebe
verhaßt gemacht hat, sich bei diesem, da er als Sohn des Herrn
erkannt ist, wieder in Gnade zu bringen, indem er den Ochsenhirten
die geraubte Chloe auf eine kühne Weise wieder abjagt und zu
Daphnis zurückführt."

„In allen diesen Dingen", sagte Goethe, „ist ein großer Verstand
so auch, daß Chloe gegen den beiderseitigen Willen der Liebenden
die nichts Besseres kennen, als nackt nebeneinander zu ruhen, durch
den ganzen Roman bis ans Ende ihre Jungfrauschaft behält, ist
gleichfalls vortrefflich und so schön motiviert, daß dabei die größten
menschlichen Dinge zur Sprache kommen.

Man müßte ein ganzes Buch schreiben, um alle großen Verdienste
dieses Gedichts nach Würden zu schätzen. Man tut wohl, es alle Jahre
einmal zu lesen, um immer wieder daran zu lernen und den Ein-
druck seiner großen Schönheit aufs neue zu empfinden."

Freitag, den 25. März 1831

Goethe zeigte mir einen eleganten grünen Lehnstuhl, den er dieser
Tage in einer Auktion sich hatte kaufen lassen.

„Ich werde ihn jedoch wenig oder gar nicht gebrauchen", sagte er,
„denn alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen
meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa; ich sitze
immer in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einiger
Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine
Umgebung von bequemen, geschmackvollen Meublen hebt mein
Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zu-
stand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei,
sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräte etwas für Leute,
die keine Gedanken haben und haben mögen."

Sonntag, den 27. März 1831

Das heiterste Frühlingswetter ist nach langem Erwarten endlich
eingetreten; am durchaus blauen Himmel schwebt nur hin und wie-
der ein weißes Wölkchen, und es ist warm genug, um wieder in
Sommerkleidern zu gehen.

Goethe ließ in einem Pavillon am Garten decken, und so aßen

wir denn heute wieder im Freien. Wir sprachen über die Großfürstin, wie sie im stillen überall hinwirke und Gutes tue und sich die Herzen aller Untertanen zu eigen mache.

„Die Großherzogin", sagte Goethe, „hat so viel Geist und Güte als guten Willen; sie ist ein wahrer Segen für das Land. Und wie nun der Mensch überall bald empfindet, woher ihm Gutes kommt, und wie er die Sonne verehrt und die übrigen wohltätigen Elemente, so wundert es mich auch nicht, daß alle Herzen sich ihr mit Liebe zuwenden, und daß sie schnell erkannt wird, wie sie es verdient."

Ich sagte, daß ich mit dem Prinzen ‚Minna von Barnhelm' angefangen, und wie vortrefflich mir dieses Stück erscheine. „Man hat von Lessing behauptet", sagte ich, „er sei ein kalter Verstandesmensch; ich finde aber in diesem Stück so viel Gemüt, liebenswürdige Natürlichkeit, Herz und freie Weltbildung eines heiteren, frischen Lebemenschen, als man nur wünschen kann."

„Sie mögen denken", sagte Goethe, „wie das Stück auf uns jungen Leute wirkte, als es in jener dunkelen Zeit hervortrat. Es war wirklich ein glänzendes Meteor. Es machte uns aufmerksam, daß noch etwas Höheres existiere, als wovon die damalige schwache literarische Epoche einen Begriff hatte. Die beiden ersten Akte sind wirklich ein Meisterstück von Exposition, wovon man viel lernte, und wovon man noch immer lernen kann.

Heutzutage will freilich niemand mehr etwas von Exposition wissen; die Wirkung, die man sonst im dritten Akt erwartete, will man jetzt schon in der ersten Szene haben, und man bedenkt nicht, daß es mit der Poesie wie mit dem Seefahren ist, wo man erst vom Ufer stoßen und erst auf einer gewissen Höhe sein muß, bevor man mit vollen Segeln gehen kann."

Goethe ließ etwas trefflichen Rheinwein kommen, womit Frankfurter Freunde ihm zu seinem letzten Geburtstag ein Geschenk gemacht. Er erzählte mir dabei einige Anekdoten von Merck, der dem verstorbenen Großherzog nicht habe verzeihen können, daß er in der Ruhl bei Eisenach eines Tages einen mittelmäßigen Wein vortrefflich gefunden.

„Merck und ich", fuhr Goethe fort, „waren immer miteinander wie Faust und Mephistopheles. So mokierte er sich über einen Brief meines Vaters aus Italien, worin dieser sich über die schlechte Lebensweise, das ungewohnte Essen, den schweren Wein und die Moskitos beklagt, und er konnte ihm nicht verzeihen, daß in dem herrlichen Lande und der prächtigen Umgebung ihn so kleine Dinge wie Essen, Trinken und Fliegen hätten inkommodieren können.

Alle solche Neckereien gingen bei Merck unstreitig aus dem Fun-

dament einer hohen Kultur hervor; allein da er nicht produktiv war, sondern im Gegenteil eine entschieden negative Richtung hatte, so war er immer weniger zum Lobe bereit als zum Tadel, und suchte unwillkürlich alles hervor, um solchem Kitzel zu genügen." . .

Wir gingen nach Tisch ein wenig im Garten auf und ab und hatten unsere Freude an den blühenden weißen Schneeglöckchen und gelben Krokus. Auch die Tulpen kamen hervor, und wir sprachen über die Pracht und Kostbarkeit der holländischen Gewächse solcher Art. „Ein großer Blumenmaler", sagte Goethe, „ist gar nicht mehr denkbar; es wird jetzt zu große wissenschaftliche Wahrheit verlangt, und der Botaniker zählt dem Künstler die Staubfäden nach, während er für malerische Gruppierung und Beleuchtung kein Auge hat."

Montag, den 28. März 1831

Ich verlebte heute mit Goethe wieder sehr schöne Stunden. „Mit meiner ‚Metamorphose der Pflanzen'", sagte er, „habe ich so gut wie abgeschlossen. Dasjenige, was ich über die Spirale und Herrn von Martius noch zu sagen hatte, ist auch so gut wie fertig, und ich habe mich diesen Morgen schon wieder dem vierten Bande meiner Biographie zugewendet und ein Schema von dem geschrieben, was noch zu tun ist. Ich kann es gewissermaßen beneidenswürdig nennen, daß mir noch in meinem hohen Alter vergönnt ist, die Geschichte meiner Jugend zu schreiben, und zwar eine Epoche, die in mancher Hinsicht von großer Bedeutung ist."

Wir sprachen die einzelnen Teile durch, die mir wie ihm vollkommen gegenwärtig waren.

„Bei dem dargestellten Liebesverhältnis mit Lili", sagte ich, „vermißt man Ihre Jugend keineswegs, vielmehr haben solche Szenen den vollkommenen Hauch der frühen Jahre."

„Das kommt daher", sagte Goethe, „weil solche Szenen poetisch sind und ich durch die Kraft der Poesie das mangelnde Liebesgefühl der Jugend mag ersetzt haben."

Wir gedachten sodann der merkwürdigen Stelle, wo Goethe über den Zustand seiner Schwester redet. „Dieses Kapitel", sagte er, „wird von gebildeten Frauen mit Interesse gelesen werden, denn es werden viele sein, die meiner Schwester darin gleichen, daß sie bei vorzüglichen geistigen und sittlichen Eigenschaften, nicht zugleich das Glück eines schönen Körpers empfinden."

„Daß sie", sagte ich, „bei bevorstehenden Festlichkeiten und Bällen gewöhnlich von einem Ausschlag im Gesicht heimgesucht

wurde, ist ewas so Wunderliches, daß man es der Einwirkung von etwas Dämonischem zuschreiben möchte."

„Sie war ein merkwürdiges Wesen", sagte Goethe, „sie stand sittlich sehr hoch und hatte nicht die Spur von etwas Sinnlichem. Der Gedanke, sich einem Manne hinzugeben, war ihr widerwärtig, und man mag denken, daß aus dieser Eigenheit in der Ehe manche unangenehme Stunde hervorging. Frauen, die eine gleiche Abneigung haben oder ihre Männer nicht lieben, werden empfinden, was dieses sagen will. Ich konnte daher meine Schwester auch nie als verheiratet denken, vielmehr wäre sie als Äbtissin in einem Kloster recht eigentlich an ihrem Platze gewesen.

Und da sie nun, obgleich mit einem der bravsten Männer verheiratet, in der Ehe nicht glücklich war, so widerriet sie so leidenschaftlich meine beabsichtigte Verbindung mit Lili."

Dienstag, den 29. März 1831

Wir sprachen heute über Merck, und Goethe erzählte mir noch einige charaktervolle Züge.

„Der verstorbene Großherzog", sagte er, „war Mercken sehr günstig, so daß er sich einst für eine Schuld von viertausend Talern für ihn verbürgte. Nun dauerte es nicht lange, so schickte Merck zu unserer Verwunderung die Bürgschaft zurück. Seine Umstände hatten sich nicht verbessert, und es war rätselhaft, welche Art von Negoziation[232] er mochte gemacht haben. Als ich ihn wiedersah, löste er mir das Rätsel in folgenden Worten.

„Der Herzog", sagte er, „ist ein freigebiger, trefflicher Herr, der Zutrauen hat und den Menschen hilft, wo er kann. Nun dachte ich mir: betrügst du diesen Herrn um das Geld, so wirket das nachteilig für tausend andere; denn er wird sein köstliches Zutrauen verlieren, und viele unglückliche gute Menschen werden darunter leiden, daß einer ein schlechter Kerl war. – Was habe ich nun getan? – ich habe spekuliert und das Geld von einem Schurken geliehen; denn wenn ich diesen darum betrüge, so tut's nichts, hätte ich aber den guten Herrn darum betrogen, so wäre es schade gewesen."

Wir lachten über die wunderliche Großheit dieses Mannes.

„Merck hatte das Eigene", fuhr Goethe fort, „daß er im Gespräch mitunter he! he! herauszustoßen pflegte. Dieses Angewöhnen steigerte sich, wie er älter wurde, so daß es endlich dem Bellen eines Hundes glich. Er fiel zuletzt in eine tiefe Hypochondrie, als Folge seiner vielen Spekulationen, und endigte damit, sich zu erschießen.

[232] Geschäft.

Er bildete sich ein, er müsse Bankrott machen; allein es fand sich, daß seine Sachen keineswegs so schlecht standen, wie er es sich gedacht hatte."

Mittwoch, den 30. März 1831

Wir reden wieder über das Dämonische.

„Es wirft sich gern an bedeutende Figuren", sagte Goethe, „auch wählt es sich gerne etwas dunkele Zeiten. In einer klaren prosaischen Stadt, wie Berlin, fände es kaum Gelegenheit, sich zu manifestieren."

Goethe sprach hiedurch aus, was ich selber vor einigen Tagen gedacht hatte, welches mir angenehm war, so wie es immer Freude macht, unsere Gedanken bestätigt zu sehen.

Gestern und diesen Morgen las ich den dritten Band seiner Biographie, wobei es mir war wie bei einer fremden Sprache, wo wir, nach gemachten Fortschritten, ein Buch wieder lesen, das wir früher zu verstehen glaubten, das aber erst jetzt in seinen kleinsten Teilen und Nuancen uns entgegentritt.

„Ihre Biographie ist ein Buch", sagte ich, „wodurch wir in unserer Kultur uns auf die entschiedenste Weise gefördert sehen."

„Es sind lauter Resultate meines Lebens", sagte Goethe, „und die erzählten einzelnen Fakta dienen bloß, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit zu bestätigen."

„Was Sie unter andern von Basedow[233] erwähnen", sagte ich, „wie er nämlich zu Erreichung höherer Zwecke die Menschen nötig hat und ihre Gunst erwerben möchte, aber nicht bedenkt, daß er es mit allen verderben muß, wenn er so ohne alle Rücksicht seine abstoßenden religiösen Ansichten äußert und den Menschen dasjenige, woran sie mit Liebe hängen, verdächtig macht, solche und ähnliche Züge erscheinen mir von großer Bedeutung."

„Ich dächte", sagte Goethe, „es steckten darin einige Symbole des Menschenlebens. Ich nannte das Buch ‚Wahrheit und Dichtung', weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niedern Realität erhebt. Jean Paul[234] hat nun, aus Geist des Widerspruchs, ‚Wahrheit' aus seinem Leben geschrieben! – Als ob die Wahrheit aus dem Leben eines solchen Mannes etwas anderes sein könnte, als daß der Autor ein Philister gewesen! – Aber die Deutschen wissen nicht

[233] Johann Bernhard Basedow (1723–1790). Hauptvertreter der Pädagogik der Aufklärung. [234] Jean Paul, Pseudonym für Jean Paul Friedrich Richter (1763–1825). Romanschriftsteller und Ästhetiker. Schöpfer des großen, empfindsamen Seelenromans und des humoristisch-idyllischen bürgerlichen Romans. Nimmt eine bedeutende Stellung zwischen Klassik und Romantik ein.

leicht, wie sie etwas Ungewohntes zu nehmen haben, und das Höhere geht oft an ihnen vorüber, ohne daß sie es gewahr werden. Ein Faktum unseres Lebens gilt nicht, insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hatte."

Montag, den 2. Mai 1831

Goethe erfreute mich mit der Nachricht, daß es ihm in diesen Tagen gelungen, den bisher fehlenden Anfang des fünften Aktes von ‚Faust' so gut wie fertig zu machen.

„Die Intention auch dieser Szenen", sagte er, „ist über dreißig Jahre alt; sie war von solcher Bedeutung, daß ich daran das Interesse nicht verloren, allein so schwer auszuführen, daß ich mich davor fürchtete. Ich bin nun durch manche Künste wieder in Zug gekommen, und wenn das Glück gut ist, so schreibe ich jetzt den vierten Akt hintereinander weg."

Goethe erwähnte darauf eines bekannten Schriftstellers. „Es ist ein Talent", sagte er, „dem der Parteihaß als Alliance dient, und das ohne ihn keine Wirkung getan haben würde. Man findet häufige Proben in der Literatur, wo der Haß das Genie ersetzt, und wo geringe Talente bedeutend erscheinen, indem sie als Organ einer Partei auftreten. So auch findet man im Leben eine Masse von Personen, die nicht Charakter genug haben, um alleine zu stehen; diese werfen sich gleichfalls an eine Partei, wodurch sie sich gestärkt fühlen und nun eine Figur machen." ...

Sonntag, den 15. Mai 1831

Mit Goethe in seiner Arbeitsstube alleine zu Tisch. Nach manchen heiteren Unterhaltungen brachte er zuletzt das Gespräch auf seine persönlichen Angelegenheiten, indem er aufstand und von seinem Pulte ein beschriebenes Papier nahm.

„Wenn einer, wie ich, über die achtzig hinaus ist", sagte er, „hat er kaum noch ein Recht, zu leben; er muß jeden Tag darauf gefaßt sein, abgerufen zu werden, und daran denken, sein Haus zu bestellen. Ich habe, wie ich Ihnen schon neulich eröffnete, Sie in meinem Testament zum Herausgeber meines literarischen Nachlasses ernannt und habe diesen Morgen, als eine Art von Kontrakt, eine kleine Schrift aufgesetzt, die Sie mit mir unterzeichnen sollen."

Mit diesen Worten legte Goethe mir den Aufsatz vor, worin ich die nach seinem Tode herauszugebenden, teils vollendeten, teils noch nicht vollendeten Schriften namentlich aufgeführt und überhaupt

die näheren Bestimmungen und Bedingungen ausgesprochen fand. Ich war im wesentlichen einverstanden, und wir unterzeichneten darauf beiderseitig.

Das benannte Material, mit dessen Redaktion ich mich bisher schon von Zeit zu Zeit beschäftigt hatte, schätzte ich zu etwa fünf- zehn Bänden; wir besprachen darauf einzelne noch nicht ganz ent- schiedene Punkte.

„Es könnte der Fall eintreten", sagte Goethe, „daß der Verleger über eine gewisse Bogenzahl hinauszugehen Bedenken trüge, und daß demnach von dem mitteilbaren Material verschiedenes zurück- bleiben müßte. In diesem Fall könnten Sie etwa den polemischen Teil der ‚Farbenlehre' weglassen. Meine eigentliche Lehre ist in dem theoretischen Teile enthalten, und da nun auch schon der historische vielfach polemischer Art ist, so daß die Hauptirrtümer der New- tonischen Lehre darin zur Sprache kommen, so wäre des Polemischen damit fast genug. Ich desavouiere meine etwas scharfe Zergliederung der Newtonischen Sätze zwar keineswegs, sie war zu ihrer Zeit notwendig und wird auch in der Folge ihren Wert behalten, allein im Grunde ist alles polemische Wirken gegen meine eigentliche Na- tur, und ich habe daran wenig Freude."

Ein zweiter Punkt, der von uns näher besprochen wurde, waren die Maximen und Reflexionen, die am Ende des zweiten und dritten Teiles der ‚Wanderjahre' abgedruckt stehen.

Bei der begonnenen Umarbeitung und Vervollständigung dieses früher in einem Bande erschienenen Romans hatte Goethe nämlich seinen Anschlag auf zwei Bände gemacht, wie auch in der Ankün- digung der neuen Ausgabe der sämtlichen Werke gedruckt steht. Im Fortgange der Arbeit jedoch wuchs ihm das Manuskript über die Erwartung, und da sein Schreiber etwas weitläufig geschrieben, so täuschte sich Goethe und glaubte, statt zu zwei Bänden, zu dreien genug zu haben, und das Manuskript ging in drei Bänden an die Verlagshandlung ab. Als nun aber der Druck bis zu einem gewissen Punkte gediehen war, fand es sich, daß Goethe sich verrechnet hatte, und daß besonders die beiden letzten Bände zu klein ausfielen. Man bat um weiteres Manuskript, und da nun in dem Gang des Romans nichts mehr geändert, auch in dem Drange der Zeit keine neue No- velle mehr erfunden, geschrieben und eingeschaltet werden konnte, so befand sich Goethe wirklich in einiger Verlegenheit.

Unter diesen Umständen ließ er mich rufen; er erzählte mir den Hergang und eröffnete mir zugleich, wie er sich zu helfen gedenke, indem er mir zwei starke Manuskriptbündel vorlegte, die er zu diesem Zweck hatte herbeiholen lassen.

„In diesen beiden Paketen", sagte er, „werden Sie verschiedene bisher ungedruckte Schriften finden, Einzelnheiten, vollendete und unvollendete Sachen, Aussprüche über Naturforschung, Kunst, Literatur und Leben, alles durcheinander. Wie wäre es nun, wenn Sie davon sechs bis acht gedruckte Bogen zusammenredigierten, um damit vorläufig die Lücken der ‚Wanderjahre' zu füllen. Genau genommen gehört es zwar nicht dahin, allein es läßt sich damit rechtfertigen, daß bei Makarien von einem Archiv gesprochen wird, worin sich dergleichen Einzelnheiten befinden. Wir kommen daher für den Augenblick über eine große Verlegenheit hinaus und haben zugleich den Vorteil, durch dieses Vehikel eine Masse sehr bedeutender Dinge schicklich in die Welt zu bringen."

Ich billigte den Vorschlag und machte mich sogleich an die Arbeit und vollendete die Redaktion solcher Einzelnheiten in weniger Zeit. Goethe schien sehr zufrieden. Ich hatte das Ganze in zwei Hauptmassen zusammengestellt; wir gaben der einen den Titel: ‚Aus Makariens Archiv' und der anderen die Aufschrift: ‚Im Sinne der Wanderer', und da Goethe gerade zu dieser Zeit zwei bedeutende Gedichte vollendet hatte, eins auf Schillers Schädel, und ein anderes: ‚Kein Wesen kann zu nichts zerfallen', so hatte er den Wunsch, auch diese Gedichte sogleich in die Welt zu bringen, und wir fügten sie also dem Schlusse der beiden Abteilungen an.

Als nun aber die ‚Wanderjahre' erschienen, wußte niemand, wie ihm geschah. Den Gang des Romans sah man durch eine Menge rätselhafter Sprüche unterbrochen, deren Lösung nur von Männern vom Fach, das heißt, von Künstlern, Naturforschern und Literatoren zu erwarten war, und die allen übrigen Lesern, zumal Leserinnen, sehr unbequem fallen mußten. Auch wurden die beiden Gedichte so wenig verstanden, als es geahnet werden konnte, wie sie nur möchten an solche Stellen gekommen sein.

Goethe lachte dazu. „Es ist nun einmal geschehen", sagte er heute, „und es bleibt jetzt weiter nichts, als daß Sie bei Herausgabe meines Nachlasses diese einzelnen Sachen dahin stellen, wohin sie gehören; damit sie, bei einem abermaligen Abdruck meiner Werke, schon an ihrem Orte verteilt stehen und die ‚Wanderjahre' sodann, ohne die Einzelnheiten und die beiden Gedichte, in zwei Bänden zusammenrücken mögen, wie anfänglich die Intention war."

Wir wurden einig, daß ich alle auf Kunst bezüglichen Aphorismen in einen Band über Kunstgegenstände, alle auf die Natur bezüglichen in einen Band über Naturwissenschaften im allgemeinen, sowie alles Ethische und Literarische in einen gleichfalls passenden Band dereinst zu verteilen habe.

Mittwoch, den 25. Mai 1831

Wir sprachen über ‚Wallensteins Lager'. Ich hatte nämlich häufig erwähnen hören, daß Goethe an diesem Stücke Teil gehabt, und daß besonders die Kapuzinerpredigt von ihm herrühre. Ich fragte ihn deshalb heute bei Tisch, und er gab mir folgende Antwort:

„Im Grunde", sagte er, „ist alles Schillers eigene Arbeit. Da wir jedoch in so engem Verhältnis miteinander lebten und Schiller mir nicht allein den Plan mitteilte und mit mir durchsprach, sondern auch die Ausführung, so wie sie täglich heranwuchs, kommunizierte und meine Bemerkungen hörte und nutzte, so mag ich auch wohl daran einigen Teil haben. Zu der Kapuzinerpredigt schickte ich ihm die Reden des Abraham a Sancta Clara[235], woraus er denn sogleich jene Predigt mit großem Geisto zusammenstellte.

Daß einzelne Stellen von mir herrühren, erinnere ich mich kaum, außer jenen zwei Versen:

‚Ein Hauptmann, den ein andrer erstach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach.'

Denn da ich gerne motiviert wissen wollte, wie der Bauer zu den falschen Würfeln gekommen, so schrieb ich diese Verse eigenhändig in das Manuskript hinein. Schiller hatte daran nicht gedacht, sondern in seiner kühnen Art dem Bauer geradezu die Würfel gegeben, ohne viel zu fragen, wie er dazu gekommen. Ein sorgfältiges Motivieren war, wie ich schon gesagt, nicht seine Sache, woher denn auch die größere Theaterwirkung seiner Stücke kommen mag."

Sonntag, den 29. Mai 1831

Goethe erzählte mir von einem Knaben, der sich über einen begangenen kleinen Fehler nicht habe beruhigen können.

„Es war mir nicht lieb, dieses zu bemerken", sagte er, „denn es zeugt von einem so zarten Gewissen, welches das eigene moralische Selbst so hoch schätzet, daß es ihm nichts verzeihen will. Ein solches Gewissen macht hypochondrische Menschen, wenn es nicht durch eine große Tätigkeit balanciert wird."

Man hatte mir in diesen Tagen ein Nest junger Grasemücken gebracht, nebst einem der Alten, den man in Leimruten gefangen. Nun hatte ich zu bewundern, wie der Vogel nicht allein im Zimmer fortfuhr, seine Jungen zu füttern, sondern wie er sogar, aus dem

[235] Abraham a Santa Clara (1644–1709). Volkstümlicher Dichter und Prediger der Barockzeit. Vorbild für den Kapuziner in Schillers ‚Wallensteins Lager'.

Fenster freigelassen, wieder zu den Jungen zurückkehrte. Eine solche, Gefahr und Gefangenschaft überwindende, elterliche Liebe rührte mich innig, und ich äußerte mein Erstaunen darüber heute gegen Goethe. „Närrischer Mensch!“ antwortete er mir lächelnd bedeutungsvoll, „wenn Ihr an Gott glaubtet, so würdet Ihr Euch nicht verwundern.

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

Beseelte Gott den Vogel nicht mit diesem allmächtigen Trieb gegen seine Jungen, und ginge das Gleiche nicht durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht bestehen können! – So aber ist die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige Liebe überall wirksam.“ ...

Montag, den 6. Juni 1831

Goethe zeigte mir heute den bisher noch fehlenden Anfang des fünften Aktes von ‚Faust‘. Ich las bis zu der Stelle, wo die Hütte von Philemon und Baucis verbrannt ist und Faust in der Nacht, auf dem Balkon seines Palastes stehend, den Rauch riecht, den ein leiser Wind ihm zuwehet.

„Die Namen Philemon und Baucis“, sagte ich, „versetzen mich an die phrygische Küste und lassen mich jenes berühmten altertümlichen Paares gedenken; aber doch spielet unsere Szene in der neueren Zeit und in einer christlichen Landschaft.“

„Mein Philemon und Baucis“, sagte Goethe, „hat mit jenem berühmten Paare des Altertums und der sich daran knüpfenden Sage nichts zu tun. Ich gab meinem Paare bloß jene Namen, um die Charaktere dadurch zu heben. Es sind ähnliche Personen und ähnliche Verhältnisse, und da wirken denn die ähnlichen Namen durchaus günstig.“

Wir redeten sodann über den Faust, den das Erbteil seines Charakters, die Unzufriedenheit, auch im Alter nicht verlassen hat, und den, bei allen Schätzen der Welt, und in einem selbstgeschaffenen neuen Reiche, ein paar Linden, eine Hütte und ein Glöckchen genieren, die nicht sein sind. Er ist darin dem israelitischen König Ahab nicht unähnlich, der nichts zu besitzen wähnte, wenn er nicht auch den Weinberg Naboths hätte.

„Der Faust, wie er im fünften Akt erscheint“, sagte Goethe fer-

ner, „soll nach meiner Intention gerade hundert Jahre alt sein, und ich bin nicht gewiß, ob es nicht etwa gut wäre, dieses irgendwo ausdrücklich zu bemerken.“

Wir sprachen sodann über den Schluß, und Goethe machte mich auf die Stelle aufmerksam, wo es heißt:

‚Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.‘

„In diesen Versen“, sagte er, „ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten. In Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe. Es steht dieses mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade.

Übrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, sehr schwer zu machen war, und daß ich, bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen, mich sehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen, durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen, eine wohltätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte.“

Den noch fehlenden vierten Akt vollendete Goethe darauf in den nächsten Wochen, so daß im August der ganze zweite Teil geheftet und vollkommen fertig dalag. Dieses Ziel, wonach er so lange gestrebt, endlich erreicht zu haben, machte Goethe überaus glücklich. „Mein ferneres Leben“, sagte er, „kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa tue.“

Anfangs März 1832

Wir sprachen über die tragische Schicksalsidee der Griechen.

„Dergleichen“, sagte Goethe, „ist unserer jetzigen Denkungsweise nicht mehr gemäß, es ist veraltet und überhaupt mit unseren religiösen Vorstellungen in Widerspruch. Verarbeitet ein moderner Poet

solche früheren Ideen zu einem Theaterstück, so sieht es immer aus wie eine Art von Affektation. Es ist ein Anzug, der längst aus der Mode gekommen ist, und der uns, gleich der römischen Toga, nicht mehr zu Gesichte steht.

Wir Neueren sagen jetzt besser mit Napoleon: die Politik ist das Schicksal. Hüten wir uns aber, mit unseren neuesten Literatoren zu sagen, die Politik sei die Poesie, oder sie sei für den Poeten ein passender Gegenstand. Der englische Dichter Thomson schrieb ein sehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein sehr schlechtes über die Freiheit; und zwar nicht aus Mangel an Poesie im Poeten, sondern aus Mangel an Poesie im Gegenstande.

Sowie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben; und sowie er dieses tut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Überblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Borniertheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen.

Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt, und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er hinabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft.

Und was heißt denn: sein Vaterland lieben, und was heißt denn, patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln, was soll er denn da Besseres tun? und wie soll er denn da patriotischer wirken? – An einen Dichter so ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre ebenso, als wenn man von einem Regimentschef verlangen wolle: er müsse, um ein rechter Patriot zu sein, sich in politische Neuerungen verflechten und darüber seinen nächsten Beruf vernachlässigen. Das Vaterland eines Regimentschefs aber ist sein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot sein, wenn er sich um politische Dinge gar nicht bemüht, als soweit sie ihn angehen, und wenn er dagegen seinen ganzen Sinn und seine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillons richtet und sie so gut einzuexerzieren und in so guter Zucht und Ordnung zu erhalten sucht, daß sie, wenn das Vaterland einst in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann stehen.

Ich hasse alle Pfuscherei wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht.

Sie wissen, ich bekümmere mich im ganzen wenig um das, was über mich geschrieben wird, aber es kommt mir doch zu Ohren, und ich weiß recht gut, daß, so sauer ich es mir auch mein lebelang habe werden lassen, all mein Wirken in den Augen gewisser Leute für nichts geachtet wird, eben weil ich verschmäht habe, mich in politische Parteiungen zu mengen. Um diesen Leuten recht zu sein, hätte ich müssen Mitglied eines Jakobinerklubs werden und Mord und Blutvergießen predigen! – Doch kein Wort mehr über diesen schlechten Gegenstand, damit ich nicht unvernünftig werde, indem ich das Unvernünftige bekämpfe."

Gleicherweise tadelte Goethe die von anderen so sehr gepriesene politische Richtung in Uhland. „Geben Sie acht", sagte er, „der Politiker wird den Poeten aufzehren. Mitglied der Stände sein und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, ist keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. Mit seinem Gesange wird es aus sein, und das ist gewissermaßen zu bedauern. Schwaben besitzt Männer genug, die hinlänglich unterrichtet, wohlmeinend, tüchtig und beredt sind, um Mitglied der Stände zu sein, aber es hat nur einen Dichter der Art wie Uhland."

Der letzte Fremde, den Goethe gastfreundlich bei sich bewirtete, war der älteste Sohn[236] der Frau von Arnim; das letzte, was er geschrieben, waren einige Verse in das Stammbuch des gedachten jungen Freundes.

Am andern Morgen nach Goethes Tode ergriff mich eine tiefe Sehnsucht, seine irdische Hülle noch einmal zu sehen. Sein treuer Diener Friedrich schloß mir das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhabenen edlen Gesichts. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Ich hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich, sie ihm abzuschneiden. Der Körper lag nackend in ein weißes Bettuch gehüllt, große Eisstücke hatte man in einiger Nähe umhergestellt, um ihn frisch zu erhalten so lange als möglich. Friedrich schlug das Tuch auseinander, und ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder. Die Brust überaus

[236] Sigmund von Arnim, Sohn des romantischen Dichters Achim von Arnim (1781 bis 1831) und Bettinas, geb. Brentano (1785–1859).

mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form; und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz, – es war überall eine tiefe Stille, – und ich wendete mich abwärts, um meinen verhaltenen Tränen freien Lauf zu lassen.

DRITTER TEIL

1848

VORREDE

Indem ich endlich diesen längst versprochenen dritten Teil meiner Gespräche mit Goethe abgeschlossen vor mir sehe, beglückt mich das freudige Gefühl überwundener großer Hindernisse.

Mein Fall war sehr schwierig. Er glich dem eines Schiffers, der nicht mit dem Winde segeln kann, der heute weht, sondern mit großer Geduld oft wochen- und monatelang einen Fahrwind erwarten muß, wie er vor Jahren geweht hat. – Als ich so glücklich war, die beiden ersten Teile zu schreiben, konnte ich gewissermaßen mit gutem Winde gehen, weil mir damals das frischgesprochene Wort noch in den Ohren klang und der lebendige Verkehr mit jenem wunderbaren Manne mich in dem Element einer Begeisterung erhielt, wodurch ich mich zum Ziele getragen fühlte wie auf Flügeln.

Jetzt aber, wo jene Stimme schon seit so viel Jahren verstummt ist und das Glück jener persönlichen Berührungen so weit hinter mir liegt, konnte ich die so nötige Begeisterung nur in solchen Stunden erlangen, wo es mir vergönnt war, in mein eigenes Innere zu gehen und in ungestörter Vertiefung das Vergangene wieder zu frischen Farben zu beleben, wo es denn anfing, sich zu regen, und ich große Gedanken und große Charakterzüge vor mir liegen sah, gleich Gebirgen, fernen zwar, aber deutlich und wie von der Sonne des wirklichen Tages beschienen.

So kam mir denn die Begeisterung aus der Freude am Großen; das Einzelne des Ideenganges und mündlichen Ausdrucks ward wieder frisch, als ob ich es gestern erlebt hätte. Der lebendige Goethe war wieder da; ich hörte wieder den besonderen lieben Klang seiner Stimme, die mit keines anderen zu vergleichen. Ich sah ihn wieder abends in schwarzem Frack und Stern bei heller Erleuchtung seiner Zimmer im geselligen Kreise scherzen und lachen

und heiteres Gespräch führen. Dann anderen Tages bei schönem Wetter war er im Wagen neben mir, im braunen Oberrock und blauer Tuchmütze, den hellgrauen Mantel über seine Knie gelegt. Seine Gesichtsfarbe braun-gesund, wie die frische Luft; sein Gespräch geistreich in die freie Welt hinein, das Geräusch des Wagens übertönend. Oder ich sah mich abends bei stillem Kerzenlicht wieder in sein Studierzimmer versetzt, wo er im weißen flanellenen Schlafrock am Tische mir gegenübersaß, milde, wie die Stimmung eines gut verlebten Tages. Wir sprachen über große und gute Dinge, er kehrte das Edelste, was in seiner Natur lag, mir entgegen; mein Geist entzündete sich an dem seinigen. Es war zwischen uns die innigste Harmonie; er reichte mir über den Tisch herüber seine Hand, die ich drückte. Dann ergriff ich wohl ein neben mir stehendes gefülltes Glas, das ich, ohne etwas zu sagen, ihm zutrank, indem meine Blicke über den Wein hin in seinen Augen ruhten.

So war ich ihm in voller Lebendigkeit wieder zugesellt, und seine Worte klangen wieder wie ehemals.

Aber wie es auch sonst im Leben zu gehen pflegt, daß wir wohl eines geliebten Toten gedenken, doch bei dem Geräusch des fordernden Tages oft wochen- und monatelang nur flüchtig, und daß die stillen Augenblicke einer solchen Vertiefung, wo wir ein vor uns dahingegangenes Geliebte in der ganzen Frische des Lebens wieder zu besitzen glauben, zu den seltenen schönen Stunden gehören, so erging es mir auch mit Goethe.

Es vergingen oft Monate, wo meine Seele, durch Berührungen des täglichen Lebens hingenommen, für ihn tot war und er meinem Geiste mit keinem Worte zusprach. Und wiederum traten andere Wochen und Monate unfruchtbarer Stimmung ein, wo in meinem Gemüt nichts keimen und nichts blühen wollte. Solche nichtige Zeiten mußte ich mit großer Geduld nutzlos vorübergehen lassen, denn das in solchen Zuständen Geschriebene wäre nichts wert gewesen. Ich mußte vom guten Glück die Wiederkehr von Stunden erwarten, wo das Vergangene mir in voller Lebendigkeit gegenwärtig und mein Inneres an geistiger Kraft und sinnlichem Behagen auf einer Höhe stand, um zur Einkehr Goethescher Gedanken und Empfindungen eine würdige Behausung zu sein. Denn ich hatte es mit einem Helden zu tun, den ich nicht durfte sinken lassen. In der ganzen Milde der Gesinnung, in der vollen Klarheit und Kraft des Geistes und in der gewohnten Würde einer hohen Persönlichkeit mußte er erscheinen, um wahr zu sein, – und das war keineswegs etwas Geringes!

Mein Verhältnis zu ihm war eigentümlicher Art und sehr zarter

Natur. Es war das des Schülers zum Meister, das des Sohnes zum Vater, das des Bildungsbedürftigen zum Bildungsreichen. Er zog mich in seine Kreise und ließ mich an den geistigen und leiblichen Genüssen seines höheren Daseins teilnehmen. Oft sah ich ihn nur alle acht Tage, wo ich ihn in den Abendstunden besuchte; oft auch jeden Tag, wo ich mittags mit ihm, bald in größerer Gesellschaft, bald tête-à-tête, zu Tisch zu sein das Glück hatte.

Seine Unterhaltung war mannigfaltig, wie seine Werke. Er war immer derselbige und immer ein anderer. Bald okkupierte ihn irgendeine große Idee, und seine Worte quollen reich und unerschöpflich. Sie glichen oft einem Garten im Frühling, wo alles in Blüte stand und man, von dem allgemeinen Glanz geblendet, nicht daran dachte, sich einen Strauß zu pflücken. Zu anderen Zeiten dagegen fand man ihn stumm und einsilbig, als lagerte ein Nebel auf seiner Seele; ja es konnten Tage kommen, wo es war, als wäre er voll eisiger Kälte, und als striche ein scharfer Wind über Reif- und Schneefelder. Und wiederum, wenn man ihn sah, war er wieder wie ein lachender Sommertag, wo alle Sänger des Waldes uns aus Büschen und Hecken entgegenjubeln, der Kuckuck durch blaue Lüfte ruft und der Bach durch blumige Auen rieselt. Dann war es eine Lust, ihn zu hören; seine „Nähe" war dann „beseligend", und das Herz erweiterte sich bei seinen Worten.

Winter und Sommer, Alter und Jugend schienen bei ihm im ewigen Kampf und Wechsel zu sein; doch war es an ihm, dem Siebzig- bis Achtzigjährigen, wohl zu bewundern, daß die Jugend immer wieder obenauf war und jene angedeuteten Herbst- und Wintertage zu seltenen Ausnahmen gehörten.

Seine Selbstbeherrschung war groß, ja sie bildete eine hervorragende Eigentümlichkeit seines Wesens. Sie war eine Schwester jener hohen Besonnenheit, wodurch es ihm gelang, immer Herr seines Stoffes zu sein und seinen einzelnen Werken diejenige Kunstvollendung zu geben, die wir an ihnen bewundern. Durch eben jene Eigenschaft aber ward er, so wie in manchen seiner Schriften, so auch in manchen seiner mündlichen Äußerungen, oft gebunden und voller Rücksicht. Sobald aber in glücklichen Momenten ein mächtigerer Dämon in ihm rege wurde und jene Selbstbeherrschung ihn verließ, dann ward sein Gespräch jugendlich frei dahinbrausend, gleich einem aus der Höhe herabkommenden Bergstrome. In solchen Augenblicken sagte er das Größte und Beste, was in seiner reichen Natur lag, und von solchen Augenblicken ist es wohl zu verstehen, wenn seine früheren Freunde über ihn geäußert, daß sein gesprochenes Wort besser sei als sein geschriebenes

und gedrucktes. So sagte Marmontel[237] von Diderot[238], daß, wer diesen nur aus seinen Schriften gekannt, ihn nur halb gekannt; daß er aber, sobald er bei mündlicher Unterhaltung lebhaft geworden, einzig und hinreißend gewesen.

Darf ich nun hoffen, daß von jenen glücklichen Momenten in diesen Gesprächen manches festzuhalten mir gelungen, so mag es diesem Bande nicht weniger zugute kommen, daß darin an einigen Stellen eine doppelte Spiegelung von Goethes Persönlichkeit stattfindet, einmal nämlich gegen mich und dann gegen einen jungen Freund.

Herr Soret aus Genf, als freisinniger Republikaner zur Leitung der Erziehung Sr. K. H. des Erbgroßherzogs im Jahre 1822 nach Weimar berufen, hatte von gedachtem Jahre bis zu Goethes Tode zu ihm gleichfalls ein sehr nahes Verhältnis. Er war in Goethes Hause ein häufiger Tischgenosse, auch in seinen Abendgesellschaften ein oft und gerne gesehener Gast. Außerdem boten seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse vielfache Berührungspunkte zu einem dauernden Umgange. Als gründlicher Mineraloge ordnete er Goethes Kristalle, so wie seine Kenntnisse der Botanik ihn fähig machten, Goethes ‚Metamorphose der Pflanze' ins Französische zu übersetzen und dadurch jener wichtigen Schrift eine größere Verbreitung zu geben. Seine Stellung am Hofe ferner führte ihn gleichfalls oft in Goethes Nähe, indem er bald den Prinzen zu ihm begleitete, bald Aufträge Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs und Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin ihm zu Besuchen bei Goethe Veranlassung gaben.

Von solchen persönlichen Berührungen hat nun Herr Soret in seinen Tagebüchern häufig Notiz genommen und vor einigen Jahren die Güte gehabt, ein daraus zusammengestelltes kleines Manuskript mir in dem Sinne zu übergeben, daß es mir gestattet sein solle, daraus das Beste und Interessanteste in meinen dritten Band chronologisch zu verweben.

Diese in französischer Sprache abgefaßten Notizen waren bald ausführlich, bald aber nur flüchtig und lückenhaft, so wie die eiligen, oft sehr geschäftsreichen Tage des Verfassers es ihm hatten erlauben wollen. Da jedoch in dem ganzen Manuskript kein Gegenstand vorgekommen, der nicht zwischen Goethe und mir wiederholt und ausführlich wäre besprochen worden, so waren meine eigenen

[237] Jean-François Marmontel (1723–1799). Französischer Schriftsteller und Literaturkritiker. Schrieb literaturkritische Aufsätze für die Enzyklopädie. [238] Denis Diderot (1713–1784). Französischer Dichter und Philosoph der Aufklärung, universal gebildeter Geist, den Goethe hoch schätzte.

Tagebücher ganz geeignet, das von Soret Geschriebene zu ergänzen, dort gelassene Lücken auszufüllen und das oft nur Angedeutete in minlänglicher Entwickelung darzustellen. Alle Gespräche jedoch, bei denen das Manuskript von Soret zugrunde liegt oder stark benutzt worden, wie es besonders in den beiden ersten Jahren der Fall, sind oben am Datum mit einem Sternchen bezeichnet, um sie von denen, die bloß von mir sind, und welche, bis auf weniges, die Jahre 1824 bis 1829 und einen großen Teil von 1830, 1831 und 1832 ausmachen, zu unterscheiden.

Und so wüßte ich nun weiter nichts hinzuzufügen, als daß ich diesem lange und mit Liebe gehegten dritten Band dieselbe gute Aufnahme wünsche, wie sie in so reichlichem Maße den beiden ersten zuteil geworden.

Weimar, den 21. Dezember 1847

Sonnabend, den 21. September 1822*

Diesen Abend bei Goethe mit Hofrat Meyer. Die Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um Mineralogie, Chemie und Physik. Die Phänomene der Polarisation des Lichts schienen ihn besonders zu interessieren. Er zeigte mir verschiedene Vorrichtungen, größtenteils nach seinen eigenen Angaben konstruiert, und äußerte den Wunsch, mit mir einige Experimente zu machen.

Goethe ward im Laufe des Gesprächs immer freier und mitteilender. Ich blieb länger als eine Stunde, und er sagte mir beim Abschiede viel Gutes.

Seine Gestalt ist noch schön zu nennen, seine Stirn und Augen sind besonders majestätisch. Er ist groß und wohlgebaut und von so rüstigem Ansehen, daß man nicht wohl begreift, wie er sich schon seit Jahren hat für zu alt erklären können, um noch in Gesellschaft und an Hof zu gehen.

Montag, den 23. Februar 1823*

Goethe ist seit einigen Tagen gefährlich krank geworden; gestern lag er ohne Hoffnung. Doch hat sich heute eine Krisis eingestellt, wodurch er gerettet zu werden scheint. Noch diesen Morgen äußerte er, daß er sich für verloren halte; später, mittags, schöpfte er Hoffnung, daß er es überwinden werde; und wieder abends meinte er, wenn er davonkomme, so müsse man gestehen, daß er für einen Greis ein zu hohes Spiel gespielt.

Dienstag, den 24. Februar 1823*

Der heutige Tag war in bezug auf Goethe noch sehr beunruhigend, indem diesen Mittag die Besserung nicht erfolgte wie gestern. In einem Anfall von Schwäche sagte er zu seiner Schwiegertochter: „Ich fühle, daß der Moment gekommen, wo in mir der Kampf zwischen Leben und Tod beginnt."

Doch hatte der Kranke am Abend sein volles geistiges Bewußtsein und zeigte schon wieder einigen scherzhaften Übermut. „Ihr seid zu furchtsam mit Euren Mitteln", sagte er zu Rehbein, „Ihr schonet mich zu sehr! – Wenn man einen Kranken vor sich hat, wie ich es bin, so muß man ein wenig napoleontisch mit ihm zu Werke gehen." Er trank darauf eine Tasse eines Dekokts[239] von Arnika, welche gestern, im gefährlichsten Moment von Huschke angewendet, die glückliche Krisis bewirkt hatte. Goethe machte eine graziöse Beschreibung dieser Pflanze und erhob ihre energischen Wirkungen in den Himmel. – Man sagte ihm, daß die Ärzte nicht hätten zugeben wollen, daß der Großherzog ihn sehe. „Wäre ich der Großherzog", rief Goethe, „so würde ich viel gefragt und mich viel um euch bekümmert haben!"

In einem Augenblick, wo er sich besser befand, und wo seine Brust freier zu sein schien, sprach er mit Leichtigkeit und klarem

[239] Absud.

Geiste; worauf Rehbein einem der Nahestehenden ins Ohr flüsterte: „Eine bessere Respiration pflegt eine bessere Inspiration mit sich zu führen.“ Goethe, der es gehört, rief darauf mit großer Heiterkeit: „Das weiß ich längst; aber diese Wahrheit paßt nicht auf Euch, Ihr Schelm!“

Goethe saß aufrecht in seinem Bette, der offenen Tür seines Arbeitszimmers gegenüber, wo seine näheren Freunde versammelt waren, ohne daß er es wußte. Seine Züge erschienen mir wenig verändert, seine Stimme war rein und deutlich; doch war darin ein feierlicher Ton, wie der eines Sterbenden. „Ihr scheint zu glauben“, sagte er zu seinen Kindern, „daß ich besser bin; aber ihr betrügt euch.“ Man suchte ihm jedoch seine Apprehensionen scherzend auszureden, welches er sich denn auch gefallen zu lassen schien. Es waren indes immer noch mehr Personen in das Zimmer hereingetreten, welches ich keineswegs für gut finden konnte, indem die Gegenwart so vieler Menschen unnötigerweise die Luft verschlechterte und der Bedienung des Kranken im Wege war. Ich konnte nicht unterlassen, mich darüber auszusprechen, und ging hinab in das untere Zimmer, von wo aus ich meine Bulletins der Kaiserlichen Hoheit zuschickte.

Mittwoch, den 25. Februar 1823*

Goethe hat sich Rechenschaft ablegen lassen über das Verfahren, das man bisher mit ihm beobachtet; auch hat er die Listen der Personen gelesen, die sich bisher nach seinem Befinden erkundigt, und deren Zahl täglich sehr groß war. Er empfing darauf den Großherzog und schien später von dem Besuch nicht angegriffen. In seinem Arbeitszimmer fand ich heute weniger Personen, woraus ich zu meiner Freude schloß, daß meine gestrige Bemerkung etwas gefruchtet hatte.

Nun aber, da die Krankheit gehoben ist, scheint man die Folgen zu fürchten. Seine linke Hand ist geschwollen, und es zeigen sich drohende Vorboten der Wassersucht. Erst in einigen Tagen wird man wissen, was man von dem endlichen Ausgang der Krankheit zu halten hat. Goethe hat heute das erstemal nach einem seiner Freunde verlangt, nämlich nach seinem ältesten Freunde Meyer. Er wollte ihm eine seltene Medaille zeigen, die er aus Böhmen erhalten hat, und worüber er entzückt ist.

Ich kam um zwölf Uhr; und da Goethe hörte, daß ich dort war, ließ er mich in seine Nähe rufen. Er reichte mir die Hand, indem er mir sagte: „Sie sehen in mir einen vom Tode Erstandenen.“ Er

beauftragte mich sodann, Ihrer Kaiserlichen Hoheit für die Teilnahme zu danken, die sie ihm während seiner Krankheit bewiesen. „Meine Genesung wird sehr langsam sein", fügte er darauf hinzu, „aber den Herren Ärzten bleibt doch nichtsdestoweniger die Ehre, ein kleines Wunder an mir getan zu haben."

Nach ein paar Minuten zog ich mich zurück. Seine Farbe ist gut, allein er ist sehr abgemagert und atmet noch mit einiger Beschwerde. Es kam mir vor, als würde ihm das Sprechen schwieriger als gestern. Die Geschwulst des linken Armes ist sehr sichtbar; er hält die Augen geschlossen und öffnet sie nur, wenn er spricht.

Montag, den 2. März 1823*

Diesen Abend bei Goethe, den ich in mehreren Tagen nicht gesehen. Er saß in seinem Lehnstuhl und hatte seine Schwiegertochter und Riemer bei sich. Er war auffallend besser. Seine Stimme hatte wieder ihren natürlichen Klang, sein Atemholen war frei, seine Hand nicht mehr geschwollen, sein Aussehen wieder wie in gesundem Zustand, und seine Unterhaltung leicht. Er stand auf und ging ohne Umstände in sein Schlafzimmer und wieder zurück. Man trank den Tee bei ihm, und da es heute wieder das erstemal war, so machte ich Frau von Goethe scherzhafte Vorwürfe, daß sie vergessen habe, einen Blumenstrauß auf das Teebrett zu stellen. Frau von Goethe nahm sogleich ein farbiges Band von ihrem Hut und band es an die Teemaschine. Dieser Scherz schien Goethen viel Vergnügen zu machen.

Wir betrachteten darauf eine Sammlung nachgemachter Edelsteine, die der Großherzog hatte von Paris kommen lassen.

Sonntag, den 21. Dezember 1823*

Goethes gute Laune war heute wieder glänzend. Wir haben den kürzesten Tag erreicht, und die Hoffnung, jetzt mit jeder Woche die Tage wieder bedeutend zunehmen zu sehen, scheint auf seine Stimmung den günstigsten Einfluß auszuüben. „Heute feiern wir die Wiedergeburt der Sonne!" rief er mir froh entgegen, als ich diesen Vormittag bei ihm eintrat. Ich höre, daß er jedes Jahr die Wochen vor dem kürzesten Tage in deprimierter Stimmung zu verbringen und zu verseufzen pflegt.

Frau von Goethe trat herein, um ihren Schwiegerpapa zu benachrichtigen, daß sie nach Berlin zu reisen im Begriff sei, um dort mit ihrer nächstens zurückkommenden Mutter zusammenzutreffen.

Als Frau von Goethe gegangen war, scherzte Goethe mit mir über die lebendige Einbildungskraft, welche die Jugend charakterisiere. „Ich bin zu alt", sagte er, „um ihr zu widersprechen und ihr begreiflich zu machen, daß die Freude, ihre Mutter dort oder hier zuerst wiederzusehen, ganz dieselbige sein würde. Diese Winterreise ist viel Mühe um nichts; aber ein solches Nichts ist der Jugend oft unendlich viel. – Und im ganzen genommen, was tut's! Man muß oft etwas Tolles unternehmen, um nur wieder eine Zeitlang leben zu können. In meiner Jugend habe ich es nicht besser gemacht, und doch bin ich noch ziemlich mit heiler Haut davongekommen."

Dienstag, den 30. Dezember 1823*

Abends mit Goethe allein, in allerlei Gesprächen. Er sagte mir, daß er die Absicht habe, seine ‚Reise in die Schweiz vom Jahre 1797' in seine Werke aufzunehmen. Sodann war die Rede vom ‚Werther', den er nicht wieder gelesen habe als einmal, ungefähr zehn Jahre nach seinem Erscheinen. Auch mit seinen anderen Schriften habe er es so gemacht. Wir sprachen darauf von Übersetzungen, wobei er mir sagte, daß es ihm sehr schwer werde, englische Gedichte in deutschen Versen wiederzugeben. „Wenn man die schlagenden einsilbigen Worte der Engländer", sagte er, „mit vielsilbigen oder zusammengesetzten deutschen ausdrücken will, so ist gleich alle Kraft und Wirkung verloren." Von seinem ‚Rameau' sagte er, daß er die Übersetzung in vier Wochen gemacht und alles diktiert habe.

Wir sprachen sodann über Naturwissenschaften, insbesondere über die Kleingeisterei, womit diese und jene Gelehrten sich um die Priorität streiten. „Ich habe durch nichts die Menschen besser kennengelernt", sagte Goethe, „als durch meine wissenschaftlichen Bestrebungen. Ich habe es mich viel kosten lassen, und es ist mit manchen Leiden verknüpft gewesen; aber ich freue mich dennoch, die Erfahrung gemacht zu haben."

„In den Wissenschaften", bemerkte ich, „scheint auf eine besondere Weise der Egoismus der Menschen angeregt zu werden; und wenn dieser einmal in Bewegung gesetzt ist, so pflegen sehr bald alle Schwächen des Charakters zum Vorschein zu kommen."

„Die Fragen der Wissenschaft", versetzte Goethe, „sind sehr häufig Fragen der Existenz. Eine einzige Entdeckung kann einen Mann berühmt machen und sein bürgerliches Glück begründen. Deshalb herrscht auch in den Wissenschaften diese große Strenge und dieses Festhalten und diese Eifersucht auf das Aperçu eines anderen. Im Reich der Ästhetik dagegen ist alles weit läßlicher; die Gedanken

sind mehr oder weniger ein angeborenes Eigentum aller Menschen, wobei alles auf die Behandlung und Ausführung ankommt und billigerweise wenig Neid stattfindet. Ein einziger Gedanke kann das Fundament zu hundert Epigrammen hergeben, und es fragt sich bloß, welcher Poet denn nun diesen Gedanken auf die wirksamste und schönste Weise zu versinnlichen gewußt habe.

Bei der Wissenschaft aber ist die Behandlung null, und alle Wirkung liegt im Aperçu. Es ist dabei wenig Allgemeines und Subjektives, sondern die einzelnen Manifestationen der Naturgesetze liegen alle sphinxartig, starr, fest und stumm außer uns da. Jedes wahrgenommene neue Phänomen ist eine Entdeckung, jede Entdeckung ein Eigentum. Taste aber nur einer das Eigentum an, und der Mensch mit seinen Leidenschaften wird sogleich dasein.

Es wird aber", fuhr Goethe fort, „in den Wissenschaften auch zugleich dasjenige als Eigentum angesehen, was man auf Akademien überliefert erhalten und gelernt hat. Kommt nun einer, der etwas Neues bringt, das mit unserem Credo, das wir seit Jahren nachbeten und wiederum anderen überliefern, in Widerspruch steht und es wohl gar zu stürzen droht, so regt man alle Leidenschaften gegen ihn auf und sucht ihn auf alle Weise zu unterdrücken. Man sträubt sich dagegen, wie man nur kann; man tut, als höre man nicht, als verstünde man nicht; man spricht darüber mit Geringschätzung, als wäre es gar nicht der Mühe wert, es nur anzusehen und zu untersuchen; und so kann eine neue Wahrheit lange warten, bis sie sich Bahn macht. Ein Franzose sagte zu einem meiner Freunde in bezug auf meine Farbenlehre: ‚Wir haben funfzig Jahre lang gearbeitet, um das Reich Newtons zu gründen und zu befestigen; es werden andere funfzig Jahre nötig sein, um es zu stürzen.'

Die mathematische Gilde hat meinen Namen in der Wissenschaft so verdächtig zu machen gesucht, daß man sich scheut, ihn nur zu nennen. Es kam mir vor einiger Zeit eine Broschüre in die Hand, worin Gegenstände der Farbenlehre behandelt waren; und zwar schien der Verfasser ganz durchdrungen von meiner Lehre zu sein und hatte alles auf dieselben Fundamente gebaut und zurückgeführt. Ich las die Schrift mit großer Freude; allein zu meiner nicht geringen Überraschung mußte ich sehen, daß der Verfasser mich nicht einmal genannt hatte. Später ward mir das Rätsel gelöst. Ein gemeinschaftlicher Freund besuchte mich und gestand mir: der talentreiche junge Verfasser habe durch jene Schrift seinen Ruf zu gründen gesucht und habe mit Recht gefürchtet, sich bei der gelehrten Welt zu schaden, wenn er es gewagt hätte, seine vorgetragenen Ansichten durch meinen Namen zu stützen. – Die kleine Schrift

machte Glück, und der geistreiche junge Verfasser hat sich mir später persönlich vorgestellt und sich entschuldigt."

„Der Fall erscheint mir um so merkwürdiger", versetzte ich, „da man in allen anderen Dingen auf Ihre Autorität stolz zu sein Ursache hat und jedermann sich glücklich schätzet, in Ihrer Zustimmung vor der Welt einen mächtigen Schutz zu finden. Bei Ihrer Farbenlehre scheint mir das Schlimme zu sein, daß Sie es dabei nicht bloß mit dem berühmten, von allen anerkannten Newton, sondern auch mit seinen in der ganzen Welt verbreiteten Schülern zu tun haben, die ihrem Meister anhängen, und deren Zahl Legion ist. Gesetzt auch, daß Sie am Ende recht behalten, so werden Sie gewiß noch eine geraume Zeit mit Ihrer neuen Lehre allein stehen."

„Ich bin es gewohnt und bin darauf gefaßt", erwiderte Goethe. „Aber sagen Sie selbst", fuhr er fort, „konnte ich nicht stolz sein, wenn ich mir seit zwanzig Jahren gestehen mußte, daß der große Newton und alle Mathematiker und erhabenen Rechner mit ihm in bezug auf die Farbenlehre sich in einem entschiedenen Irrtum befänden, und daß ich unter Millionen der einzige sei, der in diesem großen Naturgegenstande allein das Rechte wisse? Mit diesem Gefühl der Superiorität war es mir denn möglich, die stupide Anmaßlichkeit meiner Gegner zu ertragen. Man suchte mich und meine Lehre auf alle Weise anzufeinden und meine Ideen lächerlich zu machen; aber ich hatte nichtsdestoweniger über mein vollendetes Werk eine große Freude. Alle Angriffe meiner Gegner dienten mir nur, um die Menschen in ihrer Schwäche zu sehen."

Während Goethe so mit einer Kraft und einem Reichtum des Ausdrucks sprach, wie ich in ganzer Wahrheit wiederzugeben nicht imstande bin, glänzten seine Augen von einem außerordentlichen Feuer. Man sah darin den Ausdruck des Triumphs, während ein ironisches Lächeln um seine Lippen spielte. Die Züge seines schönen Gesichtes waren imposanter als je.

Mittwoch, den 31. Dezember 1823

Bei Goethe zu Tisch, in mancherlei Gesprächen. Er zeigte mir ein Portefeuille mit Handzeichnungen, unter denen besonders die Anfänge von Heinrich Füßli[240] merkwürdig.

Wir sprachen sodann über religiöse Dinge und den Mißbrauch des göttlichen Namens.

„Die Leute traktieren ihn", sagte Goethe, „als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchste Wesen nicht viel mehr

[240] Heinrich Füßli (1741–1825). Schweizer Maler, Dichter und Kunstschriftsteller,

als ihresgleichen. Sie würden sonst nicht sagen: Der Herr Gott, der liebe Gott, der gute Gott. Er wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen."

Freitag, den 2. Januar 1824

Bei Goethe zu Tisch in heiteren Gesprächen. Eine junge Schönheit der weimarischen Gesellschaft kam zur Erwähnung, wobei einer der Anwesenden bemerkte, daß er fast auf dem Punkte stehe, sie zu lieben, obgleich ihr Verstand nicht eben glänzend zu nennen.

„Pah!“ sagte Goethe lachend, „als ob die Liebe etwas mit dem Verstand zu tun hätte! Wir lieben an einem jungen Frauenzimmer ganz andere Dinge, als den Verstand. Wir lieben an ihr das Schöne, das Jugendliche, das Neckische, das Zutrauliche, den Charakter, ihre Fehler, ihre Kapricen, und Gott weiß was alles Unaussprechliche sonst; aber wir lieben nicht ihren Verstand. Ihren Verstand achten wir, wenn er glänzend ist, und ein Mädchen kann dadurch in unseren Augen unendlich an Wert gewinnen. Auch mag der Verstand gut sein, uns zu fesseln, wenn wir bereits lieben. Allein der Verstand ist nicht dasjenige, was fähig wäre, uns zu entzünden und eine Leidenschaft zu erwecken.“

Man fand an Goethes Worten viel Wahres und Überzeugendes und war sehr bereit, den Gegenstand ebenfalls von dieser Seite zu betrachten.

Nach Tisch und als die übrigen gegangen waren, blieb ich bei Goethe sitzen und verhandelte mit ihm noch mancherlei Gutes.

Wir sprachen über die englische Literatur, über die Größe Shakespeares, und welch einen ungünstigen Stand alle englischen dramatischen Schriftsteller gehabt, die nach jenem poetischen Riesen gekommen.

„Ein dramatisches Talent“, fuhr Goethe fort, „wenn es bedeutend war, konnte nicht umhin, von Shakespeare Notiz zu nehmen, ja es konnte nicht umhin, ihn zu studieren. Studierte es ihn aber, so mußte ihm bewußt werden, daß Shakespeare die ganze Menschennatur nach allen Richtungen hin, und in allen Tiefen und Höhen bereits erschöpft habe, und daß im Grunde für ihn, den Nachkömmling, nichts mehr zu tun übrigbleibe. Und woher hätte einer den

Mut nehmen sollen, nur die Feder anzusetzen, wenn er sich solcher ereits vorhandener unergründlicher und unerreichbarer Vortrefflichkeiten in ernster anerkennender Seele bewußt war!

Da hatte ich es freilich vor funfzig Jahren in meinem lieben Deutschland besser. Ich konnte mich sehr bald mit dem Vorhandenen abfinden, es konnte mir nicht lange imponieren und mich nicht mehr aufhalten. Ich ließ die deutsche Literatur und das Studium derselben sehr bald hinter mir und wendete mich zum Leben und zur Produktion. So nach und nach vorschreitend, ging ich in meiner natürlichen Entwicklung fort und bildete mich nach und nach zu allen Produktionen heran, die mir von Epoche zu Epoche gelangen. Und meine Idee vom Vortrefflichen war auf jeder meiner Lebens- und Entwickelungsstufen nie viel größer, als was ich auch auf jeder Stufe zu machen imstande war. Wäre ich aber als Engländer geboren, und wären alle jene vielfältigen Meisterwerke bei meinem ersten jugendlichen Erwachen mit all ihrer Gewalt auf mich eingedrungen, es hätte mich überwältigt, und ich hätte nicht gewußt, was ich hätte tun wollen. Ich hätte nicht so leichten frischen Mutes vorschreiten können, sondern mich sicher erst lange besinnen und umsehen müssen, um irgendwo einen neuen Ausweg zu finden."

Ich lenkte das Gespräch auf Shakespeare zurück. „Wenn man ihn", sagte ich, „aus der englischen Literatur gewissermaßen herausreißt und als einen einzelnen nach Deutschland versetzt und betrachtet, so kann man nicht umhin, seine riesenhafte Größe als ein Wunder anzustaunen. Sucht man ihn aber in seiner Heimat auf, versetzt man sich auf den Boden seines Landes und in die Atmosphäre des Jahrhunderts, in dem er lebte, studiert man ferner seine Mitlebenden und unmittelbaren Nachfolger, atmet man die Kraft, die uns aus Ben Jonson[241], Massinger[242], Marlow[243] und Beaumont und Fletcher[244] anweht, so bleibt zwar Shakespeare immer noch eine gewaltig hervorragende Größe, aber man kommt doch zu der Überzeugung, daß viele Wunder seines Geistes einigermaßen zugänglich werden, und daß vieles von ihm in der kräftigen produktiven Luft seines Jahrhunderts und seiner Zeit lag."

„Sie haben vollkommen recht", erwiderte Goethe. „Es ist mit Shakespeare wie mit den Gebirgen der Schweiz. Verpflanzen Sie

[241] Ben Jonson (1573–1637). Englischer Dramatiker und Moralist, Verfasser von Charakter- und Sittenkomödien. [242] Philip Massinger (1584–1640). Englischer Dramatiker, Verfasser von Charakterkomödien und Tragödien. [243] Christopher Marlowe (1564–1593). Englischer Dichter. Als Dramatiker größter Vorläufer Shakespeares. Schrieb das erste Faustdrama der Weltliteratur. [244] John Fletcher (1579–1625). Englischer Dramatiker. Schrieb gemeinsam mit Francis Beaumont zwanzig Dramen. Beherrschte nach Shakespeares Tod die englische Bühne.

den Montblanc unmittelbar in die große Ebene der Lüneburg
Heide, und Sie werden vor Erstaunen über seine Größe keine Wor
finden. Besuchen Sie ihn aber in seiner riesigen Heimat, kommen S
zu ihm über seine großen Nachbarn: die Jungfrau, das Finsteraa
horn, den Eiger, das Wetterhorn, den Gotthard und Monte Ros
so wird zwar der Montblanc immer ein Riese bleiben, allein er wi
uns nicht mehr in ein solches Erstaunen setzen.

Wer übrigens nicht glauben will", fuhr Goethe fort, „daß viel
von der Größe Shakespeares seiner großen kräftigen Zeit angehöi
der stelle sich nur die Frage, ob er denn eine solche staunenerregen
Erscheinung in dem heutigen England von 1824, in diesen schlecht
Tagen kritisierender und zersplitternder Journale, für möglich halt

Jenes ungestörte, unschuldige, nachtwandlerische Schaffen, w
durch allein etwas Großes gedeihen kann, ist gar nicht mehr mö
lich. Unsere jetzigen Talente liegen alle auf dem Präsentierteller d
Öffentlichkeit. Die täglich an fünfzig verschiedenen Orten ersch
nenden kritischen Blätter, und der dadurch im Publikum bewirk
Klatsch, lassen nichts Gesundes aufkommen. Wer sich heutzuta
nicht ganz davon zurückhält und sich nicht mit Gewalt isoliert,
verloren. Es kommt zwar durch das schlechte, größtenteils negativ
ästhetisierende und kritisierende Zeitungswesen eine Art Halbkult
in die Massen, allein dem hervorbringenden Talent ist es ein bösi
Nebel, ein fallendes Gift, das den Baum seiner Schöpfungskraft ze
stört, vom grünen Schmuck der Blätter bis in das tiefste Mark u
die verborgenste Faser.

Und dann, wie zahm und schwach ist seit den lumpigen pa
hundert Jahren nicht das Leben selber geworden! Wo kommt u
noch eine originelle Natur unverhüllt entgegen! Und wo hat ein
die Kraft, wahr zu sein und sich zu zeigen, wie er ist! Das wir
aber zurück auf den Poeten, der alles in sich selber finden soll, wä
rend von außen ihn alles in Stich läßt."

Das Gespräch wendet sich auf den ‚Werther'. „Das ist auch
ein Geschöpf", sagte Goethe, „das ich gleich dem Pelikan mit de
Blut meines eigenen Herzens gefüttert habe. Es ist darin so viel I
nerliches aus meiner eigenen Brust, so viel von Empfindungen u
Gedanken, um damit wohl einen Roman von zehn solcher Bändch
auszustatten. Übrigens habe ich das Buch, wie ich schon öfter gesag
seit seinem Erscheinen nur ein einziges Mal wieder gelesen und mi
gehütet, es abermals zu tun. Es sind lauter Brandraketen! – Es wi
mir unheimlich dabei, und ich fürchte, den pathologischen Zustan
wieder durchzuempfinden, aus dem es hervorging."

Ich erinnerte an sein Gespräch mit Napoleon, das ich aus d

Skizze kenne, die unter seinen ungedruckten Papieren vorhanden, und die ich ihn wiederholt ersucht habe weiter auszuführen. „Napoleon", sagte ich, „bezeichnet gegen Sie im ‚Werther' eine Stelle, die ihm, einer scharfen Prüfung gegenüber, nicht Stich zu halten scheint, welches Sie ihm auch zugeben. Ich möchte sehr gerne wissen, welche Stelle er gemeint hat." „Raten Sie!" sagte Goethe mit einem geheimnisvollen Lächeln. „Nun", sagte ich, „ich dächte fast, es wäre die, wo Lotte Werthern die Pistolen schickt, ohne gegen Alberten ein Wort zu sagen, und ohne ihm ihre Ahnungen und Befürchtungen mitzuteilen. Sie haben sich zwar alle Mühe gegeben, dieses Schweigen zu motivieren, allein es scheint doch alles gegen die dringende Notwendigkeit, wo es das Leben des Freundes galt, nicht Stich zu halten." „Ihre Bemerkung", erwiderte Goethe, „ist freilich nicht schlecht. Ob aber Napoleon dieselbe Stelle gemeint hat oder eine andere, halte ich für gut, nicht zu verraten. Aber wie gesagt, Ihre Beobachtung ist ebenso richtig wie die seinige."

Ich brachte zur Erwähnung, ob denn die große Wirkung, die der ‚Werther' bei seinem Erscheinen gemacht, wirklich in der Zeit gelegen. „Ich kann mich", sagte ich, „nicht zu dieser allgemein verbreiteten Ansicht bekennen. Der ‚Werther' hat Epoche gemacht, weil er erschien, nicht weil er in einer gewissen Zeit erschien. Es liegt in jeder Zeit so viel unausgesprochenes Leiden, so viel heimliche Unzufriedenheit und Lebensüberdruß, und in einzelnen Menschen so viele Mißverhältnisse zur Welt, so viele Konflikte ihrer Natur mit bürgerlichen Einrichtungen, daß der ‚Werther' Epoche machen würde, und wenn er erst heute erschiene."

„Sie haben wohl recht", erwiderte Goethe, „weshalb denn auch das Buch auf ein gewisses Jünglingsalter noch heute wirkt, wie damals. Auch hätte ich kaum nötig gehabt, meinen eigenen jugendlichen Trübsinn aus allgemeinen Einflüssen meiner Zeit und aus der Lektüre einzelner englischer Autoren herzuleiten. Es waren vielmehr individuelle naheliegende Verhältnisse, die mir auf die Nägel brannten und mir zu schaffen machten, und die mich in jenen Gemütszustand brachten, aus dem der ‚Werther' hervorging. Ich hatte gelebt, geliebt, und sehr viel gelitten! – Das war es.

Die vielbesprochene Wertherzeit gehört, wenn man es näher betrachtet, freilich nicht dem Gange der Weltkultur an, sondern dem Lebensgange jedes einzelnen, der mit angeborenem freiem Natursinn sich in die beschränkenden Formen einer veralteten Welt finden und schicken lernen soll. Gehindertes Glück, gehemmte Tätigkeit, unbefriedigte Wünsche sind nicht Gebrechen einer besonderen Zeit, sondern jedes einzelnen Menschen, und es müßte schlimm sein, wenn

nicht jeder einmal in seinem Leben eine Epoche haben sollte, wo ihm der ‚Werther' käme, als wäre er bloß für ihn geschrieben."

Sonntag, den 4. Januar 1824

Heute nach Tisch ging Goethe mit mir das Portefeuille von Raphael durch. Er beschäftigt sich mit Raphael sehr oft, um sich immerfort im Verkehr mit dem Besten zu erhalten und sich immerfort zu üben, die Gedanken eines hohen Menschen nachzudenken. Dabei macht es ihm Freude, mich in ähnliche Dinge einzuführen.

Hernach sprachen wir über den ‚Divan'; besonders über das ‚Buch des Unmuts', worin manches ausgeschüttet, was er gegen seine Feinde auf dem Herzen hatte.

„Ich habe mich übrigens sehr mäßig gehalten", fügte er hinzu; – „wenn ich alles hätte aussprechen wollen, was mich wurmte und mir zu schaffen machte, so hätten die wenigen Seiten wohl zu einem ganzen Bande anwachsen können.

Man war im Grunde nie mit mir zufrieden und wollte mich immer anders, als es Gott gefallen hatte, mich zu machen. Auch war man selten mit dem zufrieden, was ich hervorbrachte. Wenn ich mich Jahr und Tag mit ganzer Seele abgemüht hatte, der Welt mit einem neuen Werke etwas zuliebe zu tun, so verlangte sie, daß ich mich noch obendrein bei ihr bedanken sollte, daß sie es nur erträglich fand. – Lobte man mich, so sollte ich das nicht in freudigem Selbstgefühl als einen schuldigen Tribut hinnehmen, sondern man erwartete von mir irgendeine ablehnende bescheidene Phrase, worin ich demütig den völligen Unwert meiner Person und meines Werkes an den Tag lege. Das aber widerstrebte meiner Natur, und ich hätte müssen ein elender Lump sein, wenn ich so hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber stark genug war, mich in ganzer Wahrheit so zu zeigen, wie ich fühlte, so galt ich für stolz und gelte noch so bis auf den heutigen Tag.

In religiösen Dingen, in wissenschaftlichen und politischen, überall machte es mir zu schaffen, daß ich nicht heuchelte, und daß ich den Mut hatte, mich auszusprechen, wie ich empfand.

Ich glaubte an Gott und die Natur, und an den Sieg des Edlen über das Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug, ich sollte auch glauben, daß Drei Eins sei und Eins Drei; das aber widerstrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele; auch sah ich nicht ein, daß mir damit auch nur im mindesten wäre geholfen gewesen.

Ferner bekam es mir schlecht, daß ich einsah, die Newtonische Lehre vom Licht und der Farbe sei ein Irrtum, und daß ich den Mut

hatte, dem allgemeinen Credo zu widersprechen. Ich erkannte das Licht in seiner Reinheit und Wahrheit, und ich hielt es meines Amtes, dafür zu streiten. Jene Partei aber trachtete in allem Ernst, das Licht zu verfinstern, denn sie behauptete: das Schattige sei ein Teil des Lichtes. Es klingt absurd, wenn ich es so ausspreche, aber doch ist es so. Denn man sagte: die Farben, welche doch ein Schattiges und Durchschattetes sind, seien das Licht selber, oder, was auf eins hinauskommt, sie seien des Lichtes bald so und bald so gebrochene Strahlen."

Goethe schwieg, während auf seinem bedeutenden Gesicht ein ironisches Lächeln verbreitet war. Er fuhr fort.

„Und nun gar in politischen Dingen! – Was ich da für Not und was ich da zu leiden gehabt, mag ich gar nicht sagen. Kennen Sie meine ‚Aufgeregten'?"

„Erst gestern", erwiderte ich, „habe ich wegen der neuen Ausgabe Ihrer Werke das Stück gelesen und von Herzen bedauert, daß es unvollendet geblieben. Aber wie es auch ist, so wird sich jeder Wohldenkende zu Ihrer Gesinnung bekennen."

„Ich schrieb es zur Zeit der französischen Revolution", fuhr Goethe fort, „und man kann es gewissermaßen als mein politisches Glaubensbekenntnis jener Zeit ansehen. Als Repräsentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingestellt und mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgesprochen, wie der Adel eigentlich denken soll. Die Gräfin kommt soeben aus Paris zurück, sie ist dort Zeuge der revolutionären Vorgänge gewesen und hat daraus für sich selbst keine schlechte Lehre gezogen. Sie hat sich überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist, und daß die revolutionären Aufstände der unteren Klassen eine Folge der Ungerechtigkeiten der Großen sind. Jede Handlung, die mir unbillig scheint, sagt sie, will ich künftig streng vermeiden, auch werde ich über solche Handlungen anderer, in der Gesellschaft und bei Hofe, meine Meinung laut sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, und wenn ich auch unter dem Namen einer Demokratin verschrien werden sollte.

Ich dächte", fuhr Goethe fort, „diese Gesinnung wäre durchaus respektabel. Sie war damals die meinige und ist es noch jetzt. Zum Lohne dafür aber belegte man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag."

„Man braucht nur den ‚Egmont' zu lesen" versetzte ich, „um zu erfahren, wie Sie denken. Ich kenne kein deutsches Stück, wo der Freiheit des Volkes mehr das Wort geredet würde als in diesem."

„Man beliebt einmal", erwiderte Goethe, „mich nicht so sehen

zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinw
was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen
Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich,
aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürd
Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es
von Herzen und tröste mich damit, daß es anderen vor mir ni
besser gegangen.

Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolut
sein, denn ihre Greuel standen mir zu nahe und empörten mich t
lich und stündlich, während ihre wohltätigen Folgen damals n
nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig da
sein, daß man in Deutschland künstlicherweise ähnliche Szenen h
beizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Notw
digkeit waren.

Ebensowenig aber war ich ein Freund herrischer Willkür. A
war ich vollkommen überzeugt, daß irgendeine große Revolut
nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolution
sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gere
und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemä
Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträub
bis das Notwendige von untenher erzwungen wird.

Weil ich nun aber die Revolutionen haßte, so nannte man m
einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideuti
Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles v
trefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider.
aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes u
Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden
nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten.

Die Zeit aber ist in ewigem Fortschreiten begriffen, und
menschlichen Dinge haben alle funfzig Jahre eine andere Gest
so daß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenh
war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist.

Und wiederum ist für eine Nation nur das gut, was aus ihr
eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervor
gangen, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem ein
Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohltätige Nahrung s
kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle V
suche, irgendeine ausländische Neuerung einzuführen, wozu
Bedürfnis nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, si
daher töricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ol
Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuscher
zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen

form in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm, und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern, denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfnis; er war ebenso sichtbar mit Luthern, denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten großen Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden; vielmehr waren beide lebhaft durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse, und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne."

Dienstag, den 22. März 182

Diese Nacht, bald nach zwölf Uhr, wurden wir durch Feuerl
geweckt; man rief: es brenne im Theater! Ich warf mich sog
in meine Kleider und eilte an Ort und Stelle. Die allgemeine
stürzung war groß. Noch vor wenigen Stunden waren wir d
das treffliche Spiel von La Roche[245] im ‚Juden' von Cum
land[246] entzückt worden, und Seidel hatte durch gute Laune
Späße allgemeines Lachen erregt. Und jetzt raste an dieser selb
Stelle kaum genossener geistiger Freuden das schrecklichste
ment der Vernichtung.

Das Feuer schien, durch Heizung veranlaßt, im Parterre
gebrochen zu sein, hatte bald die Bühne und das dürre Lat
werk der Kulissen ergriffen, und so, durch die reichlichste Nahr
brennbarer Stoffe schnell zum Ungeheuer erwachsen, dauert
nicht lange, bis die Flamme überall zum Dache herausschlug
die Sparren zusammenkrachten.

In den Anstalten zum Löschen war kein Mangel. Das Gebä
war nach und nach ganz mit Spritzen umstellt, die eine Unm
von Wasser in die Glut gossen. Allein es war alles ohne Erf
Die Flamme raste nach wie vor aufwärts und trieb unerschöpf
eine Masse glühender Funken und brennende Stücke leichter St
gegen den dunkelen Himmel, die sodann mit geringem Lufthau
seitwärts über die Stadt zogen. Der Lärm und das Rufen
Schreien der an den Feuerleitern und Spritzen arbeitenden M
schenmasse war groß. Alle Kräfte waren in Aufregung, man sc
mit Gewalt siegen zu wollen. Ein wenig seitwärts, so nahe die G
es erlaubte, stand ein Mann in Mantel und Militärmütze, in
ruhigsten Fassung eine Zigarre rauchend. Er schien beim ersten
blick ein müßiger Zuschauer zu sein; allein er war es nicht. I
sonen gingen von ihm aus, denen er mit wenigen Worten Bef

[245] Schauspieler in Weimar. [246] Richard Cumberland (1732–1811). Engli
Dramatiker.

erteilte, die sogleich vollzogen wurden. Es war der Großherzog Karl August. Er hatte bald gesehen, daß das Gebäude selbst nicht zu retten war; er befahl daher, es in sich zusammenzustürzen und alle nur entbehrlichen Spritzen gegen die Nachbarhäuser zu wenden, die von der nahen Glut sehr zu leiden hatten. Er schien in fürstlicher Resignation zu denken:

‚Das brenne nieder! –
Schöner baut sich's wieder auf.'

Er hatte nicht unrecht. Das Theater war alt, keineswegs schön, und lange nicht geräumig genug, um ein sich mit jedem Jahre vergrößerndes Publikum zu fassen. Allein immerhin war es zu bedauern, gerade dieses Gebäude, an das sich für Weimar so viele Erinnerungen einer großen und lieben Vergangenheit knüpften, rettungslos verloren zu sehen.

Ich sah in schönen Augen viele Tränen, die seinem Untergange flossen. Nicht weniger rührte mich ein Mitglied der Kapelle. Er weinte um seine verbrannte Geige.

Als der Tag anbrach, sah ich viele bleiche Gesichter. Ich bemerkte verschiedene junge Mädchen und Frauen der höheren Stände, die den Verlauf des Brandes die ganze Nacht abgewartet hatten und nun in der kalten Morgenluft einiges Frösteln verspürten. Ich ging nach Hause, um ein wenig zu ruhen, dann im Laufe des Vormittags zu Goethe.

Der Bediente sagte mir, er sei unwohl und im Bette. Doch ließ Goethe mich in seine Nähe rufen. Er streckte mir seine Hand entgegen. „Wir haben alle verloren", sagte er, „allein was ist zu tun! Mein Wölfchen kam diesen Morgen früh an mein Bette. Er faßte meine Hand, und indem er mich mit großen Augen ansah, sagte er: ‚So geht's den Menschen!' – Was läßt sich weiter sagen als dieses Wort meines lieben Wolf, womit er mich zu trösten suchte. Der Schauplatz meiner fast dreißigjährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmer. Allein, wie Wolf sagt: So geht's den Menschen. Ich habe die ganze Nacht wenig geschlafen; ich sah aus meinen vorderen Fenstern die Flamme unaufhörlich gegen den Himmel steigen. Sie mögen denken, daß mir mancher Gedanke an die alten Zeiten, an meine vieljährigen Wirkungen mit Schiller, und an das Herankommen und Wachsen manches lieben Zöglings durch die Seele gegangen ist, und daß ich nicht ohne einige innere Bewegung davongekommen bin. Ich denke mich daher heute auch ganz weislich zu Bette zu halten."

Ich lobte ihn wegen seiner Vorsicht. Doch schien er mir nicht im

geringsten schwach und angegriffen, vielmehr ganz behaglich und heiterer Seele. Es schien mir vielmehr dieses im Bette Liegen eine alte Kriegslist zu sein, die er bei irgendeinem außerordentlichen Ereignis anzuwenden pflegt, wo er den Zudrang vieler Besuche fürchtet.

Goethe bat mich, auf einem Stuhl vor seinem Bette Platz zu nehmen und ein wenig dazubleiben. „Ich habe viel an Euch gedacht und Euch bedauert", sagte er. „Was wollt Ihr nun mit Euren Abenden anfangen!"

„Sie wissen", erwiderte ich, „wie leidenschaftlich ich das Theater liebe. Als ich vor zwei Jahren hierher kam, kannte ich außer drei bis vier Stücken, die ich in Hannover gesehen, so gut wie gar nichts. Nun war mir alles neu, Personal wie Stücke; und da ich nun nach Ihrem Rat mich ganz den Eindrücken der Gegenstände hingab, ohne darüber viel denken und reflektieren zu wollen, so kann ich in Wahrheit sagen, daß ich diese beiden Winter im Theater die harmlosesten, lieblichsten Stunden verlebt habe, die mir je zuteil geworden. Auch war ich in das Theater so vernarrt, daß ich nicht allein keine Vorstellung versäumte, sondern mir auch Zutritt zu den Proben verschaffte; ja, auch damit noch nicht zufrieden, konnte ich wohl am Tage, wenn ich im Vorbeigehen zufällig die Türen offen fand, mich halbe Stunden lang auf die leeren Bänke des Parterres setzen und mir Szenen imaginieren, die man etwa jetzt spielen könnte."

„Ihr seid eben ein verrückter Mensch", erwiderte Goethe lachend; „aber so hab ich's gerne. Wollte Gott, das ganze Publikum bestände aus solchen Kindern! – Und im Grunde habt Ihr recht, es ist was. Wer nicht ganz verwöhnt und hinlänglich jung ist, findet nicht leicht einen Ort, wo es ihm so wohl sein könnte, als im Theater. Man macht an euch gar keine Ansprüche; ihr braucht den Mund nicht aufzutun, wenn ihr nicht wollt, vielmehr sitzt ihr im völligen Behagen wie ein König und laßt euch alles bequem vorführen und euch Geist und Sinne traktieren, wie ihr es nur wünschen könnt. Da ist Poesie, da ist Malerei, da ist Gesang und Musik, da ist Schauspielkunst, und was nicht noch alles! Wenn alle diese Künste und Reize von Jugend und Schönheit an einem einzigen Abend, und zwar auf bedeutender Stufe, zusammenwirken, so gibt es ein Fest, das mit keinem anderen zu vergleichen. Wäre aber auch einiges schlecht und nur einiges gut, so ist es immer noch mehr, als ob man zum Fenster hinaussähe oder in irgendeiner geschlossenen Gesellschaft beim Dampf von Zigarren eine Partie Whist spielte. Das weimarische Theater ist, wie Sie fühlen, noch keineswegs zu

verachten; es ist immer noch ein alter Stamm aus unserer besten Zeit da, dem sich neuere frische Talente zugebildet haben, und wir können immer noch etwas produzieren, das reizt und gefällt und wenigstens den Schein eines Ganzen bietet."

„Ich hätte es vor zwanzig, dreißig Jahren sehen mögen", versetzte ich.

„Das war freilich eine Zeit", erwiderte Goethe, „die uns mit großen Avantagen zu Hilfe kam. Denken Sie sich, daß die langweilige Periode des französischen Geschmacks damals noch nicht gar lange vorbei und das Publikum noch keineswegs überreizt war, daß Shakespeare noch in seiner ersten Frische wirkte, daß die Opern von Mozart jung, und endlich, daß die Schillerschen Stücke erst von Jahr zu Jahr hier entstanden und auf dem weimarischen Theater, durch ihn selber einstudiert, in ihrer ersten Glorie gegeben wurden, und Sie können sich vorstellen, daß mit solchen Gerichten Alte und Junge zu traktieren waren, und daß wir immer ein dankbares Publikum hatten."

„Ältere Personen", bemerkte ich, „die jene Zeit erlebt haben, können mir nicht genug rühmen, auf welcher Höhe das weimarische Theater damals gestanden."

„Ich will nicht leugnen", erwiderte Goethe, „es war etwas. – Die Hauptsache aber war dieses, daß der Großherzog mir die Hände durchaus frei ließ und ich schalten und machen konnte, wie ich wollte. Ich sah nicht auf prächtige Dekorationen und eine glänzende Garderobe, aber ich sah auf gute Stücke. Von der Tragödie bis zur Posse, mir war jedes Genre recht; aber ein Stück mußte etwas sein, um Gnade zu finden. Es mußte groß und tüchtig, heiter und graziös, auf alle Fälle aber gesund sein und einen gewissen Kern haben. Alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche und Sentimentale, sowie alles Schreckliche, Greuelhafte und die gute Sitte Verletzende war ein für allemal ausgeschlossen; ich hätte gefürchtet, Schauspieler und Publikum damit zu verderben.

Durch die guten Stücke aber hob ich die Schauspieler. Denn das Studium des Vortrefflichen und die fortwährende Ausübung des Vortrefflichen mußte notwendig aus einem Menschen, den die Natur nicht im Stich gelassen, etwas machen. Auch war ich mit den Schauspielern in beständiger persönlicher Berührung. Ich leitete die Leseproben und machte jedem seine Rolle deutlich; ich war bei den Hauptproben gegenwärtig und besprach mit ihnen, wie etwas besser zu tun; ich fehlte nicht bei den Vorstellungen und bemerkte am andern Tage alles, was mir nicht recht erschienen.

Dadurch brachte ich sie in ihrer Kunst weiter. – Aber ich suchte

auch den ganzen Stand in der äußern Achtung zu heben, indem ich die Besten und Hoffnungsvollsten in meine Kreise zog und dadurch der Welt zeigte, daß ich sie eines geselligen Verkehrs mit mir wert achtete. Hiedurch geschah aber, daß auch die übrige höhere weimarische Gesellschaft hinter mir nicht zurückblieb, und daß Schauspieler und Schauspielerinnen in die besten Zirkel bald einen ehrenvollen Zutritt gewannen. Durch alles mußte für sie eine große innere wie äußere Kultur hervorgehen.

... Schiller verfuhr in demselbigen Sinne wie ich. Er verkehrte mit Schauspielern und Schauspielerinnen sehr viel. Er war gleich mir bei allen Proben gegenwärtig, und nach jeder gelungenen Vorstellung von einem seiner Stücke pflegte er sie zu sich einzuladen und sich mit ihnen einen guten Tag zu machen. Man freute sich gemeinsam an dem, was gelungen, und besprach sich über das, was etwa das nächstemal besser zu tun sei. Aber schon als Schiller bei uns eintrat, fand er Schauspieler wie Publikum bereits im hohen Grade gebildet vor, und es ist nicht zu leugnen, daß es dem raschen Erfolg seiner Stücke zugute kam."

Es machte mir viele Freude, Goethe so ausführlich über einen Gegenstand sprechen zu hören, der für mich immer ein großes Interesse hatte, und der besonders durch das Unglück dieser Nacht bei mir obenauf war.

„Der heutige Brand des Hauses", sagte ich, „in welchem Sie und Schiller eine lange Reihe von Jahren so viel Gutes gewirkt, beschließt gewissermaßen auch äußerlich eine große Epoche, die für Weimar so bald nicht zurückkommen dürfte. Sie müssen doch in jener Zeit bei Ihrer Leitung des Theaters und bei dem außerordentlichen Erfolg, den es hatte, viele Freude erlebt haben."

„Auch nicht geringe Last und Not!" erwiderte Goethe mit einem Seufzer.

„Es mag schwer sein", sagte ich, „ein so vielköpfiges Wesen in gehöriger Ordnung zu halten."

„Sehr viel", erwiderte Goethe, „ist zu erreichen durch Strenge, mehr durch Liebe. Das meiste aber durch Einsicht und eine unparteiische Gerechtigkeit, bei der kein Ansehen der Person gilt.

Ich hatte mich vor zwei Feinden zu hüten, die mir hätten gefährlich werden können. Das eine war meine leidenschaftliche Liebe des Talents, das leicht in den Fall kommen konnte, mich parteiisch zu machen. Das andere will ich nicht aussprechen, aber Sie werden es erraten. Es fehlte bei unserm Theater nicht an Frauenzimmern, die schön und jung und dabei von großer Anmut der Seele waren. — Ich fühlte mich zu mancher leidenschaftlich hingezogen; auch fehlte

es nicht, daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein ich faßte mich und sagte: nicht weiter! – Ich kannte meine Stellung und wußte, was ich ihr schuldig war. Ich stand hier nicht als Privatmann, sondern als Chef einer Anstalt, deren Gedeihen mir mehr galt, als mein augenblicklich persönliches Glück. Hätte ich mich in irgendeinen Liebeshandel eingelassen, so würde ich geworden sein wie ein Kompaß, der unmöglich recht zeigen kann, wenn er einen einwirkenden Magneten an seiner Seite hat.

Dadurch aber, daß ich mich durchaus rein erhielt und immer Herr meiner selbst blieb, blieb ich auch Herr des Theaters, und es fehlte mir nie die nötige Achtung, ohne welche jede Autorität sehr bald dahin ist."

Dieses Bekenntnis Goethes war mir sehr merkwürdig. Ich hatte bereits von andern etwas Ähnliches über ihn vernommen und freuete mich, jetzt aus seinem eigenen Munde die Bestätigung zu hören. Ich liebte ihn mehr als je und verließ ihn mit einem herzlichen Händedruck.

Ich ging nach der Brandstelle zurück, wo aus dem großen Trümmerhaufen noch Flammen und Qualmsäulen emporstiegen. Man war noch fortwährend mit Löschen und Auseinanderzerren beschäftigt. Ich fand in der Nähe angebrannte Stücke einer geschriebenen Rolle. Es waren Stellen aus Goethes ‚Tasso'.

Donnerstag, den 24. März 1825

Bei Goethe zu Tisch. Der Verlust des Theaters bildete fast den ausschließlichen Gegenstand des Gesprächs. Frau von Goethe und Fräulein Ulrike lebten in Erinnerung glücklicher Stunden, die sie in dem alten Hause genossen. Sie hatten sich aus dem Schutt einige Reliquien gesucht, die sie für unschätzbar hielten; es war aber am Ende weiter nichts als einige Steine und angebrannte Stücke einer Tapete. Aber diese Stücke sollten gerade von der Stelle sein, wo sie auf dem Balkon ihre Plätze gehabt!

„Die Hauptsache ist", sagte Goethe, „daß man sich schnell fasse und sich so schnell als möglich wieder einrichte. – Ich würde schon in nächster Woche wieder spielen lassen. Im Fürstenhause oder im großen Saale des Stadthauses, gleichviel. Nur darf keine zu lange Pause eintreten, damit das Publikum für seine langweiligen Abende sich nicht erst andere Ressourcen[247] suche."

„Aber von Dekorationen ist ja so gut wie gar nichts gerettet!" bemerkte man.

[247] Vergnügungen.

„Es bedarf keiner vielen Dekorationen", erwiderte Goethe. „Auch bedarf es keiner großen Stücke. Auch ist gar nicht nötig, daß man ein Ganzes gebe, noch weniger ein großes Ganze. Die Hauptsache ist, daß man Sachen wähle, bei denen kein großer Ortswechsel stattfindet. Irgendein einaktiges Lustspiel oder eine einaktige Posse oder Operette. Dann irgendeine Arie, irgendein Duett, irgendein Finale einer beliebten Oper – und ihr werdet schon ganz passabel zufrieden sein. Es ist nur, daß der April leidlich vorübergehe, im Mai habt ihr schon die Sänger des Waldes.

Indessen", fuhr Goethe fort, „werdet ihr das Schauspiel haben, im Laufe der Sommermonate ein neues Haus hervorsteigen zu sehen. Dieser Brand ist mir sehr merkwürdig. Ich will euch nur verraten, daß ich die langen Abendstunden des Winters mich mit Coudray beschäftigt habe, den Riß eines für Weimar passenden neuen sehr schönen Theaters zu machen. Wir hatten uns von einigen der vorzüglichsten deutschen Theater Grund- und Durchschnittsrisse kommen lassen, und indem wir daraus das Beste benutzten und das uns fehlerhaft Scheinende vermieden, haben wir einen Riß zustande gebracht, der sich wird können sehen lassen. Sobald der Großherzog ihn genehmigt, kann mit dem Bau begonnen werden, und es ist keine Kleinigkeit, daß dieses Unheil uns sehr merkwürdigerweise so durchaus vorbereitet findet."

Wir begrüßten diese Nachricht Goethes mit großer Freude.

„In dem alten Hause", fuhr Goethe fort, „war für den Adel gesorgt durch den Balkon, und für die dienende Klasse und jungen Handwerker durch die Galerie. Die große Zahl des wohlhabenden und vornehmen Mittelstandes aber war oft übel daran; denn wenn bei gewissen Stücken das Parterre durch die Studenten eingenommen war, so wußten jene nicht wohin. Die paar kleinen Logen hinter dem Parterre und die wenigen Bänke des Parketts waren nicht hinreichend. Jetzt haben wir besser gesorgt. Wir lassen eine ganze Reihe Logen um das Parterre laufen und bringen zwischen Balkon und Galerie noch eine Reihe Logen zweiten Ranges. Dadurch gewinnen wir sehr viel Platz, ohne das Haus sonderlich zu vergrößern."

Wir freueten uns dieser Nachricht und lobten Goethe, daß er es so gut mit dem Theater und Publikum im Sinne habe ...

Sonntag, den 27. März 1825

Bei Goethe zu Tisch in größerer Gesellschaft. Er zeigte uns den Riß des neuen Theaters. Es war so, wie er uns vor einigen Tagen

gesagt hatte; der Riß versprach sowohl für das Äußere als das Innere ein sehr schönes Haus.

Es ward bemerkt, daß ein so hübsches Theater auch schöne Dekorationen und bessere Anzüge als bisher verlange. Auch war man der Meinung, daß auch das Personal anfange, nach und nach lückenhaft zu werden, und daß sowohl für das Schauspiel als die Oper einige ausgezeichnete junge Mitglieder müßten engagiert werden. Zugleich aber verhehlte man sich nicht, daß alles dieses mit einem bedeutenden Kostenaufwande verbunden sei, wozu die bisherigen Mittel der Kasse nicht reichen dürften.

„Ich weiß recht gut", fiel Goethe ein, „man wird, unter dem Vorwand, die Kasse zu schonen, einige Persönchen engagieren, die nicht viel kosten. Aber man denke nur nicht, mit solchen Maßregeln der Kasse zu nützen. Nichts schadet der Kasse mehr, als in solchen wesentlichen Dingen sparen zu wollen. Man muß daran denken, jeden Abend ein volles Haus zu bekommen. Und da tut ein junger Sänger, eine junge Sängerin, ein tüchtiger Held und eine tüchtige junge Heldin von ausgezeichnetem Talent und einiger Schönheit sehr viel. Ja stände ich noch an der Spitze der Leitung, ich würde jetzt zum Besten der Kasse noch einen Schritt weiter gehen, und ihr solltet erfahren, daß mir das nötige Geld nicht ausbliebe."

Man fragte Goethe, was er zu tun im Sinne habe.

„Ein ganz einfaches Mittel würde ich anwenden", erwiderte er. „Ich würde auch die Sonntage spielen lassen. Dadurch hätte ich die Einnahme von wenigstens vierzig Theaterabenden mehr, und es müßte schlimm sein, wenn die Kasse dabei nicht jährlich zehn- bis funfzehntausend Taler gewinnen sollte."

Diesen Ausweg fand man sehr praktisch. Es kam zur Erwähnung, daß die große arbeitende Klasse, die an den Wochentagen gewöhnlich bis spät in die Nacht beschäftiget sei, den Sonntag als einzigen Erholungstag habe, wo sie denn das edlere Vergnügen des Schauspieles dem Tanz und Bier in einer Dorfschenke sicher vorziehen würde. Auch war man der Meinung, daß sämtliche Pächter und Gutsbesitzer, sowie die Beamten und wohlhabenden Einwohner der kleinen Städte in der Umgebung den Sonntag als einen erwünschten Tag ansehen würden, um in das weimarische Theater zu fahren. Auch sei bisher der Sonntagabend in Weimar für jeden, der nicht an Hof gehe oder nicht Mitglied eines glücklichen Familienkreises oder einer geschlossenen Gesellschaft sei, sehr schlimm und langweilig; denn der einzelne wisse nicht wohin. Und doch mache man Ansprüche, als müsse am Abend eines Sonntags sich

irgendein Ort finden lassen, wo es einem wohl sei und man die Plage der Woche vergesse.

Goethes Gedanke, auch die Sonntage spielen zu lassen, wie es in den übrigen deutschen Städten üblich, fand also die vollkommenste Zustimmung und ward als ein sehr glücklicher begrüßt. Nur erhob sich ein leiser Zweifel, ob es auch dem Hofe recht sein würde.

„Der weimarische Hof", erwiderte Goethe, „ist zu gut und weise, als daß er eine Maßregel hindern sollte, die zum Wohl der Stadt und einer bedeutenden Anstalt gereicht. Der Hof wird gewiß gerne das kleine Opfer bringen und seine Sonntagssoireen auf einen anderen Tag verlegen. Wäre dies aber nicht annehmlich, so gäbe es ja für die Sonntage Stücke genug, die der Hof ohnedies nicht gerne sieht, die aber für das eigentliche Volk durchaus geeignet sind und ganz trefflich die Kasse füllen."

Das Gespräch wendete sich auf die Schauspieler, und es ward über den Gebrauch und Mißbrauch ihrer Kräfte sehr viel hin und wider geredet.

„Ich habe in meiner langen Praxis", sagte Goethe, „als Hauptsache gefunden, daß man nie ein Stück oder gar eine Oper einstudieren lassen solle, wovon man nicht einen guten Sukzeß auf Jahre hin mit einiger Bestimmtheit voraussieht. Niemand bedenkt hinreichend das Aufgebot von Kräften, die das Einstudieren eines fünfaktigen Stückes oder gar einer Oper von gleicher Länge in Anspruch nimmt. Ja, ihr Lieben, es gehört viel dazu, ehe ein Sänger eine Partie durch alle Szenen und Akte durchaus innehabe, und sehr viel, ehe die Chöre gehen, wie sie gehen müssen. Es kann mich gelegentlich ein Grauen überfallen, wenn ich höre, wie leichtsinnig man oft den Befehl zum Einstudieren einer Oper gibt, von deren Sukzeß man eigentlich durchaus nichts weiß, und wovon man nur durch einige sehr unsichere Zeitungsnachrichten gehört hat. Da wir in Deutschland schon ganz leidliche Posten besitzen, ja sogar anfangen, Schnellposten zu bekommen, so würde ich bei der Nachricht von irgendeiner auswärts gegebenen und gepriesenen neuen Oper den Regisseur oder ein anderes zuverlässiges Mitglied der Bühne an Ort und Stelle schicken, damit er sich durch seine persönliche Gegenwart bei einer wirklichen Aufführung überzeuge, inwiefern die gepriesene neue Oper gut und tüchtig, und inwiefern unsere Kräfte dazu hinreichen oder nicht. Die Kosten einer solchen Reise kommen gar nicht in Betracht in Vergleich der enormen Vorteile, die dadurch erreicht, und der unseligen Mißgriffe, die dadurch verhütet werden.

Und dann, ist einmal ein gutes Stück oder eine gute Oper ein-

studiert, so soll man sie in kurzen Zwischenpausen so lange hintereinander geben, als sie irgend zieht und irgend das Haus füllet. Dasselbe gilt von einem guten älteren Stück oder einer guten älteren Oper, die vielleicht seit Jahr und Tag geruhet hat und nun gleichfalls eines nicht ganz geringen erneueten Studiums bedurfte, um wieder mit Sukzeß gegeben werden zu können. Eine solche Vorstellung soll man in kurzen Zwischenpausen gleichfalls so oft wiederholen, als das Publikum irgend sein Interesse daran zu erkennen gibt. Die Sucht, immer etwas Neues haben und ein mit unsäglicher Mühe einstudiertes gutes Stück oder Oper nur einmal, höchstens zweimal sehen zu wollen, oder auch zwischen solchen Wiederholungen lange Zeiträume von sechs bis acht Wochen verstreichen zu lassen, wo denn immer wieder ein neues Studium nötig wird, ist ein wahrer Verderb des Theaters und ein Mißbrauch der Kräfte des ausübenden Personals, der gar nicht zu verzeihen ist."

Goethe schien diese Angelegenheit so wichtig zu halten, und sie schien ihm so sehr am Herzen zu liegen, daß er darüber in eine Wärme geriet, wie sie ihn bei seiner großen Ruhe selten anwandelt.

„In Italien", fuhr Goethe fort, „gibt man eine und dieselbige Oper vier bis sechs Wochen lang jeden Abend, und die italienischen großen Kinder verlangen darin keineswegs eine Änderung. Der gebildete Pariser sieht die klassischen Stücke seiner großen Dichter so oft, daß er sie auswendig weiß und für die Betonung einer jeden Silbe ein geübtes Ohr hat. Hier in Weimar hat man mir wohl die Ehre erzeigt, meine ‚Iphigenie' und meinen ‚Tasso' zu geben; allein wie oft? – Kaum alle drei bis vier Jahre einmal. Das Publikum findet sie langweilig. Sehr begreiflich! Die Schauspieler sind nicht geübt, die Stücke zu spielen, und das Publikum ist nicht geübt, sie zu hören. Würden die Schauspieler durch öftere Wiederholung sich in ihre Rollen so hineinspielen, daß die Darstellung ein Leben gewönne, als wäre es nicht eingelernt, sondern als entquölle alles aus ihrem eigenen Herzen, so würde das Publikum sicher auch nicht ohne Interesse und ohne Empfindung bleiben.

Ich hatte wirklich einmal den Wahn, als sei es möglich, ein deutsches Theater zu bilden. Ja ich hatte den Wahn, als könne ich selber dazu beitragen, und als könne ich zu einem solchen Bau einige Grundsteine legen. Ich schrieb meine ‚Iphigenie' und meinen ‚Tasso' und dachte in kindischer Hoffnung, so würde es gehen. Allein es regte sich nicht und rührte sich nicht und blieb alles wie zuvor. – Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, so würde ich euch ein ganzes Dutzend Stücke wie die ‚Iphigenie' und den ‚Tasso' geschrieben haben. An Stoff war kein Mangel. Allein, wie gesagt,

es fehlten die Schauspieler, um dergleichen mit Geist und Leben darzustellen, und es fehlte das Publikum, dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen."

Sonnabend, den 16. April 1825

Bei Goethe zu Tisch mit D'Alton[248], dessen Bekanntschaft ich vorigen Sommer in Bonn gemacht und welchen wiederzusehen ich große Freude hatte. D'Alton ist ganz ein Mann nach Goethes Sinne auch findet zwischen beiden ein sehr schönes Verhältnis statt. In seiner Wissenschaft erscheint er von großer Bedeutung, so daß Goethe seine Äußerungen werthält und jedes seiner Worte beachtet. Dabei ist D'Alton als Mensch liebenswürdig, geistreich, und von einer Redegabe und einer Fülle hervorquellender Gedanken, daß er wohl wenige seinesgleichen hat und man nicht satt wird, ihm zuzuhören.

Goethe, der in seinen Bestrebungen, die Natur zu ergründen, gern das All umfassen möchte, steht gleichwohl gegen jeden einzelnen Naturforscher von Bedeutung, der ein ganzes Leben einer speziellen Richtung widmet, im Nachteil. Bei diesem findet sich die Beherrschung eines Reiches unendlichen Details, während Goethe mehr in der Anschauung allgemeiner großer Gesetze lebt. Daher kommt nun, daß Goethe, der immer irgendeiner großen Synthese auf der Spur ist, dem aber, aus Mangel an Kenntnis der einzelnen Fakta, die Bestätigung seiner Ahndungen fehlt, mit so entschiedener Liebe jedes Verhältnis zu bedeutenden Naturforschern ergreift und festhält. Denn bei ihnen findet er, was ihm mangelt, bei ihnen findet er die Ergänzung dessen, was bei ihm selber lückenhaft geblieben. Er wird nun in wenigen Jahren achtzig Jahre alt, aber des Forschens und Erfahrens wird er nicht satt. In keiner seiner Richtungen ist er fertig und abgetan; er will immer weiter, immer weiter! immer lernen, immer lernen! und zeigt sich eben dadurch als ein Mensch von einer ewigen, ganz unverwüstlichen Jugend.

Diese Betrachtungen wurden bei mir diesen Mittag bei seiner lebhaften Unterhaltung mit D'Alton angeregt. D'Alton sprach über die Nagetiere und die Bildungen und Modifikationen ihrer Skelette, und Goethe konnte nicht satt werden, immer noch mehr einzelne Fakta zu vernehmen.

[248] Joseph Eduard d'Alton (1772–1840). Anatom, Archäologe und Kupferstecher.

Gegen Abend zu Goethe, der mich zu einer Spazierfahrt in den untern Garten hatte einladen lassen. „Ehe wir fahren", sagte er, „will ich Ihnen doch einen Brief von Zelter geben, den ich gestern erhalten, und worin er auch unsere Theaterangelegenheit berührt."

„Daß Du der Mann nicht bist", schreibt Zelter unter andern, „dem Volk in Weimar ein Theater zu bauen, hätte ich Dir schon eher angesehen. Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen. Das möchten nur auch andere Hoheiten bedenken, die den Wein in der Gore pfropfen wollen. Freunde, wir haben's erlebt, ja erleben es."

Goethe sah mich an, und wir lachten. „Zelter ist brav und tüchtig", sagte er, „aber er kommt mitunter in den Fall, mich nicht ganz zu verstehen und meinen Worten eine falsche Auslegung zu geben.

Ich habe dem Volk und dessen Bildung mein ganzes Leben gewidmet, warum sollte ich ihm nicht auch ein Theater bauen! – Allein hier in Weimar, in dieser kleinen Residenz, die, wie man scherzhafterweise sagt, zehntausend Poeten und einige Einwohner hat, wie kann da viel von Volk die Rede sein, und nun gar, von einem Volkstheater! – Weimar wird ohne Zweifel einmal eine recht große Stadt werden, allein wir können immer noch einige Jahrhunderte warten, bis das weimarische Volk eine hinlängliche Masse bildet, um ein Theater füllen und ein Theater bauen und erhalten zu können."

Es war indessen angespannt, und wir fuhren in den untern Garten. Der Abend war still und milde, fast etwas schwül, und es zeigten sich große Wolken, die sich gewitterhaft zu Massen zusammenzogen. Wir gingen in dem trockenen Sandwege auf und ab, Goethe still neben mir, scheinbar von allerlei Gedanken bewegt. Ich horchte indes auf die Töne der Amsel und Drossel, die auf den Spitzen der noch unbelaubten Eschen jenseit der Ilm dem sich bildenden Gewitter entgegensangen.

Goethe ließ seine Blicke umherschweifen, bald an den Wolken, bald über das Grün hin, das überall an den Seiten des Weges und auf der Wiese, wie an Büschen und Hecken, mächtig hervorquoll. „Ein warmer Gewitterregen, wie der Abend es verspricht", sagte er, „und der Frühling wird in der ganzen Pracht und Fülle abermals wieder dasein."

Indessen ward das Gewölk drohender, man hörte ein dumpfes Donnern, auch einige Tropfen fielen, und Goethe fand es geraten, wieder in die Stadt zurückzufahren. „Wenn Sie nichts vorhaben", sagte er, als wir an seiner Wohnung abstiegen, „so gehen Sie wohl

mit hinauf und bleiben noch ein Stündchen bei mir." Welches der mit großer Freude von mir geschah.

Zelters Brief lag noch auf dem Tische. „Es ist wunderlich, g wunderlich", sagte Goethe, „wie leicht man zu der öffentlich Meinung in eine falsche Stellung gerät! – Ich wüßte nicht, daß i je etwas gegen das Volk gesündigt, aber ich soll nun ein für allem kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des rev lutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht u hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die g meinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freun solcher Leute, ebensowenig als ich ein Freund eines Ludwigs X bin. Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei ebensovi Gutes vernichtet, als gewonnen wird. Ich hasse die, welche ihn au führen, wie die, welche dazu Ursache geben. Aber bin ich daru kein Freund des Volkes? – Denkt denn jeder rechtlich gesinn Mann etwa anders?

Sie wissen, wie sehr ich mich über jede Verbesserung freue, welc die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt. Aber, wie gesagt, jedes G waltsame, Sprunghafte, ist mir in der Seele zuwider, denn es i nicht naturgemäß.

Ich bin ein Freund der Pflanze, ich liebe die Rose, als das Vol kommenste, was unsere deutsche Natur als Blume gewähren kan aber ich bin nicht Tor genug, um zu verlangen, daß mein Garte sie mir schon jetzt, Ende April, gewähren soll. Ich bin zufriede wenn ich jetzt die ersten grünen Blätter finde; zufrieden, wenn ic sehe, wie ein Blatt nach dem andern den Stengel von Woche z Woche weiterbildet; ich freue mich, wenn ich im Mai die Knosp sehe, und bin glücklich, wenn endlich der Juni mir die Rose selb in aller Pracht und in allem Duft entgegenreicht. Kann aber j mand die Zeit nicht erwarten, der wende sich an die Treibhäuse

Nun heißt es wieder, ich sei ein Fürstendiener, ich sei ein Fü stenknecht. – Als ob damit etwas gesagt wäre! – Diene ich den etwa einem Tyrannen? einem Despoten? – Diene ich denn etw einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüste lebt? – Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hi ter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhunde auf das innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert m ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich sage wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nic daran gedacht hätte, etwas zu tun und auszuführen, das dem Lan zum Wohl gereichte, und das geeignet wäre, den Zustand des ei zelnen zu verbessern. – Für sich persönlich, was hatte er denn v

seinem Fürstenstande als Last und Mühe! – Ist seine Wohnung, seine Kleidung und seine Tafel etwa besser bestellt, als die eines wohlhabenden Privatmannes? – Man gehe nur in unsere Seestädte, und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmannes besser bestellt finden, als die seinigen.

Wir werden", fuhr Goethe fort, „diesen Herbst den Tag feiern, an welchem der Großherzog seit funfzig Jahren regiert und geherrscht hat. Allein, wenn ich es recht bedenke, dieses sein Herrschen, was war es weiter, als ein beständiges Dienen! Was war es, als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohl seines Volkes! – Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist."

Sonntag, den 1. Mai 1825

... Wir gingen bei dem schönen Wetter im Garten auf und ab; dann setzten wir uns auf eine Bank, mit dem Rücken gegen das junge Laub einer dicken Hecke. Wir sprachen über den Bogen des Odysseus, über die Helden des Homer, dann über die griechischen Tragiker, und endlich über die vielverbreitete Meinung, daß das griechische Theater durch Euripides in Verfall geraten. Goethe war dieser Meinung keineswegs.

„Überhaupt", sagte er, „bin ich nicht der Ansicht, daß eine Kunst durch irgendeinen einzelnen Mann in Verfall geraten könne. Es muß dabei sehr vieles zusammenwirken, was aber nicht so leicht zu sagen. Die tragische Kunst der Griechen konnte so wenig durch Euripides in Verfall geraten, als die bildende Kunst durch irgendeinen großen Bildhauer, der neben Phidias[249] lebte, aber geringer war. Denn die Zeit, wenn sie groß ist, geht auf dem Wege des Besseren fort, und das Geringere bleibt ohne Folge.

Was war aber die Zeit des Euripides für eine große Zeit! Es war nicht die Zeit eines rückschreitenden, sondern die Zeit eines vorschreitenden Geschmackes. Die Bildhauerei hatte ihren höchsten Gipfel noch nicht erreicht, und die Malerei war noch im früheren Werden.

Hatten die Stücke des Euripides, gegen die des Sophokles gehalten, große Fehler, so war damit nicht gesagt, daß die nachkommenden Dichter diese Fehler nachahmen und an diesen Fehlern zugrunde gehen mußten. Hatten sie aber große Tugenden, so daß man einige sogar den Stücken des Sophokles vorziehen mochte,

[249] Phidias (5. Jh. v. Chr.). Griechenlands größter namentlich bekannter Bildhauer.

warum strebten denn die nachkommenden Dichter nicht diese Tugenden nach, und warum wurden sie denn nicht wenigstens so groß als Euripides selber! –

Erschien aber nach den bekannten drei großen Tragikern dennoch kein ebenso großer vierter, fünfter und sechster, so ist das freilich eine Sache, die nicht so leicht zu beantworten ist, worüber man jedoch seine Vermutungen haben, und der man wohl einigermaßen nahekommen kann.

Der Mensch ist ein einfaches Wesen. Und wie reich, mannigfaltig und unergründlich er auch sein mag, so ist doch der Kreis seiner Zustände bald durchlaufen.

Wären es Umstände gewesen wie bei uns armen Deutschen, wo Lessing zwei bis drei, ich selber drei bis vier, und Schiller fünf bis sechs passable Theaterstücke geschrieben, so wäre auch wohl noch für einen vierten, fünften und sechsten tragischen Poeten Raum gewesen.

Allein bei den Griechen und dieser Fülle ihrer Produktion, wo jeder der drei Großen über hundert oder nahe an hundert Stücke geschrieben hatte und die tragischen Sujets des Homer und der Heldensage zum Teil drei- bis viermal behandelt waren, bei solcher Fülle des Vorhandenen, sage ich, kann man wohl annehmen, daß Stoff und Gehalt nach und nach erschöpft war und ein auf die drei großen folgender Dichter nicht mehr recht wußte, wo hinaus.

Und im Grunde, wozu auch! – War es denn nicht endlich für eine Weile genug! Und war das von Äschylos, Sophokles und Euripides Hervorgebrachte nicht der Art und Tiefe, daß man es hören und immer wieder hören konnte, ohne es trivial zu machen und zu töten? – Sind doch diese auf uns gekommenen wenigen grandiosen Trümmer schon von solchem Umfang und solcher Bedeutung, daß wir armen Europäer uns bereits seit Jahrhunderten damit beschäftigen und noch einige Jahrhunderte daran werden zu zehren und zu tun haben."

Montag, den 5. Juni 1826

Goethe erzählte mir, daß Preller[250] bei ihm gewesen und Abschied genommen, um auf einige Jahre nach Italien zu gehen.

„Als Reisesegen", sagte Goethe, „habe ich ihm geraten, sich nicht verwirren zu lassen, sich besonders an Poussin[251] und Claude Lorrain zu halten und vor allem die Werke dieser beiden Großen zu studieren, damit ihm deutlich werde, wie sie die Natur angesehen

[250] Friedrich Preller (1804–1861), Landschaftsmaler. [251] Nicolas Poussin (1594 bis 1665). Französischer Maler heroischer Landschaften.

und zum Ausdruck ihrer künstlerischen Anschauungen und Empfindungen gebraucht haben.

Preller ist ein bedeutendes Talent, und mir ist für ihn nicht bange. Er erscheint mir übrigens von sehr ernstem Charakter, und ich bin fast gewiß, daß er sich eher zu Poussin als zu Claude Lorrain neigen wird. Doch habe ich ihm den letzteren zu besonderem Studium empfohlen, und zwar nicht ohne Grund. Denn es ist mit der Ausbildung des Künstlers wie mit der Ausbildung jedes anderen Talentes. Unsere Stärken bilden sich gewissermaßen von selber, aber diejenigen Keime und Anlagen unserer Natur, die nicht unsere tägliche Richtung und nicht so mächtig sind, wollen eine besondere Pflege, damit sie gleichfalls zu Stärken werden.

So können einem jungen Sänger, wie ich schon oft gesagt, gewisse Töne angeboren sein, die ganz vortrefflich sind und die nichts weiter zu wünschen übriglassen. Andere Töne seiner Stimme aber können weniger stark, rein und voll befunden werden. Aber eben diese muß er durch besondere Übung dahin zu bringen suchen, daß sie den anderen gleich werden.

Ich bin gewiß, daß Prellern einst das Ernste, Großartige, vielleicht auch das Wilde, ganz vortrefflich gelingen wird. Ob er aber im Heiteren, Anmutigen und Lieblichen gleich glücklich sein werde, ist eine andere Frage, und deshalb habe ich ihm den Claude Lorrain ganz besonders ans Herz gelegt, damit er sich durch Studium dasjenige aneigne, was vielleicht nicht in der eigentlichen Richtung seines Naturells liegt.

Sodann war noch eins, worauf ich ihn aufmerksam gemacht. Ich habe bisher viele Studien nach der Natur von ihm gesehen. Sie waren vortrefflich und mit Energie und Leben aufgefaßt; aber es waren alles nur Einzelnheiten, womit später bei eigenen Erfindungen wenig zu machen ist. Ich habe ihm nun geraten, künftig in der Natur nie einen einzelnen Gegenstand allein herauszuzeichnen, nie einen einzelnen Baum, einen einzelnen Steinhaufen, eine einzelne Hütte, sondern immer zugleich einigen Hintergrund und einige Umgebung mit.

Und zwar aus folgenden Ursachen. Wir sehen in der Natur nie etwas als Einzelnheit, sondern wir sehen alles in Verbindung mit etwas anderem, das vor ihm, neben ihm, hinter ihm, unter ihm und über ihm sich befindet. Auch fällt uns wohl ein einzelner Gegenstand als besonders schön und malerisch auf; es ist aber nicht der Gegenstand allein, der diese Wirkung hervorbringt, sondern es ist die Verbindung, in der wir ihn sehen, mit dem, was neben, hinter und über ihm ist, und welches alles zu jener Wirkung beiträgt.

So kann ich bei einem Spaziergange auf eine Eiche stoßen, deren malerischer Effekt mich überrascht. Zeichne ich sie aber alleine heraus, so wird sie vielleicht gar nicht mehr erscheinen, was sie war, weil dasjenige fehlt, was zu ihrem malerischen Effekt in der Natur beitrug und ihn steigerte. – So kann ferner ein Stück Wald schön sein, weil grade dieser Himmel, dieses Licht und dieser Stand der Sonne einwirkt. Lasse ich aber in meiner Zeichnung dieses alles hinweg, so wird sie vielleicht ohne alle Kraft als etwas Gleichgültiges dastehen, dem der eigentliche Zauber fehlt.

Und dann noch dieses. Es ist in der Natur nichts schön, was nicht naturgesetzlich als wahr motiviert wäre. Damit aber jene Naturwahrheit auch im Bilde wahr erscheine, so muß sie durch Hinstellung der einwirkenden Dinge begründet werden.

Ich treffe an einem Bach wohlgeformte Steine, deren der Luft ausgesetzte Stellen mit grünem Moos malerisch überzogen sind. Es ist aber nicht die Feuchtigkeit des Wassers allein, was diese Moosbildung verursachte; sondern es ist etwa ein nördlicher Abhang, oder schattende Bäume und Gebüsch, was an dieser Stelle des Baches auf jene Bildung einwirkte. Lasse ich aber diese einwirkenden Ursachen in meinem Bilde hinweg, so wird es ohne Wahrheit sein und ohne die eigentliche überzeugende Kraft.

So hat der Stand eines Baumes, die Art des Bodens unter ihm, andere Bäume hinter und neben ihm, einen großen Einfluß auf seine Bildung. Eine Eiche, die auf der windigen westlichen Spitze eines felsigen Hügels steht, wird eine ganz andere Form erlangen als eine andere, die unten im weichen Boden eines geschützten Tales grünt. Beide können in ihrer Art schön sein, aber sie werden einen sehr verschiedenen Charakter haben und können daher in einer künstlerisch erfundenen Landschaft wiederum nur für einen solchen Stand gebraucht werden, wie sie ihn in der Natur hatten. Und deshalb ist dem Künstler die mitgezeichnete Umgebung, wodurch der jedesmalige Stand ausgedrückt worden, von großer Bedeutung.

Wiederum aber würde es törigt sein, allerlei prosaische Zufälligkeiten mitzeichnen zu wollen, die so wenig auf die Form und Bildung des Hauptgegenstandes als auf dessen augenblickliche malerische Erscheinung Einfluß hatten.

Von allen diesen kleinen Andeutungen habe ich Prellern die Hauptsachen mitgeteilt, und ich bin gewiß, daß es bei ihm, als einem geborenen Talent, Wurzel schlagen und gedeihen werde."

Mittwoch, den 21. Februar 1827

Bei Goethe zu Tisch. – Er sprach viel und mit Bewunderung über Alexander von Humboldt, dessen Werk über Kuba und Kolumbien er zu lesen angefangen, und dessen Ansichten über das Projekt eines Durchstiches der Landenge von Panama für ihn ein ganz besonderes Interesse zu haben schienen. „Humboldt", sagte Goethe, „hat mit großer Sachkenntnis noch andere Punkte angegeben, wo man mit Benutzung einiger in den mexikanischen Meerbusen fließenden Ströme vielleicht noch vorteilhafter zum Ziele käme, als bei Panama. Dies ist nun alles der Zukunft und einem großen Unternehmungsgeiste vorbehalten. Soviel ist aber gewiß, gelänge ein Durchstich derart, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Größe durch solchen Kanal aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean fahren könnte, so würden daraus für die ganze zivilisierte und nichtzivilisierte Menschheit ganz unberechenbare Resultate hervorgehen. Wundern sollte es mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es sich sollten entgehen lassen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen. Es ist vorauszusehen, daß dieser jugendliche Staat, bei seiner entschiedenen Tendenz nach Westen, in dreißig bis vierzig Jahren auch die großen Landstrecken jenseits der Felsengebirge in Besitz genommen und bevölkert haben wird. – Es ist ferner vorauszusehen, daß an dieser ganzen Küste des Stillen Ozeans, wo die Natur bereits die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, nach und nach sehr bedeutende Handelsstädte entstehen werden, zur Vermittelung eines großen Verkehrs zwischen China nebst Ostindien und den Vereinigten Staaten. In solchem Fall wäre es aber nicht bloß wünschenswert, sondern fast notwendig, daß sowohl Handels- als Kriegsschiffe zwischen der nordamerikanischen westlichen und östlichen Küste eine raschere Verbindung unterhielten, als es bisher durch die langweilige, widerwärtige und kostspielige Fahrt um das Kap Horn möglich gewesen. Ich wiederhole also: es ist für die Vereinigten Staaten durchaus unerläßlich, daß sie sich eine Durchfahrt aus dem Mexikanischen

Meerbusen in den Stillen Ozean bewerkstelligen, und ich bin gewiß, daß sie es erreichen.

Dieses möchte ich erleben; aber ich werde es nicht. Zweitens möchte ich erleben, eine Verbindung der Donau mit dem Rhein hergestellt zu sehen. Aber dieses Unternehmen ist gleichfalls so riesenhaft, daß ich an der Ausführung zweifle, zumal in Erwägung unserer deutschen Mittel. Und endlich drittens möchte ich die Engländer im Besitz eines Kanals von Suez sehen. Diese drei großen Dinge möchte ich erleben, und es wäre wohl der Mühe wert, ihnen zuliebe es noch einige funfzig Jahre auszuhalten."

Mittwoch, den 28. März 1827

Ich brachte Goethen das Buch von Hinrichs[252] zurück, das ich indes eifrig gelesen. Auch hatte ich sämtliche Stücke des Sophokles abermals durchgenommen, um im vollkommenen Besitz des Gegenstandes zu sein.

„Nun?" sagte Goethe, „wie haben Sie ihn gefunden? Nicht wahr? er geht den Dingen zu Leibe."

„Ganz wunderlich", sagte ich, „geht es mir mit diesem Buche. – Es hat keins so viele Gedanken in mir angeregt als dieses, und doch bin ich mit keinem so oft in Widerspruch geraten, als grade mit diesem."

„Das ist's eben!" sagte Goethe. „Das Gleiche läßt uns in Ruhe; aber der Widerspruch ist es, der uns produktiv macht."

„Seine Intentionen", sagte ich, „sind mir im hohen Grade respektabel erschienen; auch haftet er keineswegs an der Oberfläche der Dinge. Allein er verliert sich oft so sehr im Feinen und Innerlichen der Verhältnisse, und zwar auf so subjektive Weise, daß er darüber die wahre Anschauung des Gegenstandes im einzelnen wie die Übersicht des Ganzen verliert und man in den Fall kommt, sich und den Gegenständen Gewalt antun zu müssen, um so zu denken wie er. – Auch ist es mir oft vorgekommen, als wären meine Organe zu grob, um die ungewöhnliche Subtilität seiner Unterscheidungen aufzufassen."

„Wären Sie philosophisch präpariert wie er", sagte Goethe, „so würde es besser gehen. Wenn ich aber ehrlich sagen soll, so tut es mir leid, daß ein ohne Zweifel kräftig geborener Mensch von der norddeutschen Seeküste, wie Hinrichs, durch die Hegelsche Philosophie so zugerichtet worden, daß ein unbefangenes natürliches

[252]Das Buch über das Wesen der antiken Tragödie von Hermann Friedrich Wilhelm Hinrichs (1794–1861).

Anschauen und Denken bei ihm ausgetrieben und eine künstliche und schwerfällige Art und Weise sowohl des Denkens wie des Ausdruckes ihm nach und nach angebildet worden, so daß wir in seinem Buch auf Stellen geraten, wo unser Verstand durchaus stille steht und man nicht mehr weiß, was man lieset."

„Das ist mir nicht besser gegangen", sagte ich. „Doch habe ich mich gefreut, auch auf Stellen zu stoßen, die mir durchaus menschlich und klar erschienen sind, wie zum Beispiel seine Relation der Fabel des Ödip."

„Hiebei", sagte Goethe, „mußte er sich freilich scharf an der Sache halten. Es gibt aber in seinem Buche nicht wenige Stellen, bei denen der Gedanke nicht rückt und fortschreitet, und wobei sich die dunkele Sprache immer auf demselbigen Fleck und immer in demselbigen Kreise bewegt, völlig so, wie das Einmaleins der Hexe in meinem ‚Faust'. Geben Sie mir doch einmal das Buch! Von seiner sechsten Vorlesung über den Chor habe ich so viel wie gar nichts verstanden. Was sagen Sie zum Beispiel zu diesem, welches nahe am Ende steht:

‚Diese Wirklichkeit (nämlich des Volkslebens) ist als die wahre Bedeutung derselben deshalb auch allein nur ihre wahrhafte Wirklichkeit, die zugleich als sich selber die Wahrheit und Gewißheit, darum die allgemein geistige Gewißheit ausmacht, welche Gewißheit zugleich die versöhnende Gewißheit des Chors ist, so daß allein in dieser Gewißheit, die sich als das Resultat der gesamten Bewegung der tragischen Handlung erwiesen, der Chor erst wahrhaft dem allgemeinen Volksbewußtsein gemäß sich verhält, und als solcher nicht bloß das Volk mehr vorstellt, sondern selbst an und für sich dasselbe seiner Gewißheit nach ist.'

Ich dächte, wir hätten genug! – Was sollen erst die Engländer und Franzosen von der Sprache unserer Philosophen denken, wenn wir Deutschen sie selber nicht verstehen."

„Und trotz alledem", sagte ich, „sind wir darüber einig, daß dem Buch ein edles Wollen zugrunde liege, und daß es die Eigenschaft habe, Gedanken zu erregen."

„Seine Idee von Familie und Staat", sagte Goethe, „und daraus hervorgehen könnenden tragischen Konflikten ist allerdings gut und fruchtbar; doch kann ich nicht zugeben, daß sie für die tragische Kunst die beste oder gar die einzig richtige sei.

Freilich leben wir alle in Familien und im Staat, und es trifft uns nicht leicht ein tragisches Schicksal, das uns nicht als Glieder von beiden träfe. Doch können wir auch ganz gut tragische Personen sein, und wären wir bloße Familien- oder wären wir bloße

Staatsglieder. Denn es kommt im Grunde bloß auf den Konflikt an, der keine Auflösung zuläßt, und dieser kann entstehen aus dem Widerspruch welcher Verhältnisse er wolle, wenn er nur einen echten Naturgrund hinter sich hat und nur ein echt tragischer ist. So geht der Ajas zugrunde an dem Dämon verletzten Ehrgefühls, und der Herkules an dem Dämon liebender Eifersucht. In beiden Fällen ist nicht der geringste Konflikt von Familienpietät und Staatstugend vorhanden, welches doch, nach Hinrichs, die Elemente der griechischen Tragödie sein sollen."

„Man sieht deutlich", sagte ich, „daß er bei dieser Theorie bloß die Antigone im Sinne hatte. Auch scheint er bloß den Charakter und die Handlungsweise dieser Heldin vor Augen gehabt zu haben, als er die Behauptung hinstellte, daß die Familienpietät am reinsten im Weibe erscheine und am allerreinsten in der Schwester, und daß die Schwester nur den Bruder ganz rein und geschlechtslos lieben könne."

„Ich dächte", erwiderte Goethe, „daß die Liebe von Schwester zur Schwester noch reiner und geschlechtsloser wäre! Wir müßten denn nicht wissen, daß unzählige Fälle vorgekommen sind, wo zwischen Schwester und Bruder, bekannter- und unbekannterweise, die sinnlichste Neigung stattgefunden.

Überhaupt", fuhr Goethe fort, „werden Sie bemerkt haben, daß Hinrichs bei Betrachtung der griechischen Tragödie ganz von der Idee ausgeht, und daß er sich auch den Sophokles als einen solchen denkt, der bei Erfindung und Anordnung seiner Stücke gleichfalls von einer Idee ausging und danach seine Charaktere und deren Geschlecht und Stand bestimmte. Sophokles ging aber bei seinen Stücken keineswegs von einer Idee aus, vielmehr ergriff er irgendeine längst fertige Sage seines Volkes, worin bereits eine gute Idee vorhanden, und dachte nur darauf, diese für das Theater so gut und wirksam als möglich darzustellen. Den Ajas wollen die Atreiden auch nicht beerdigen lassen; aber so wie in der ‚Antigone' die Schwester für den Bruder strebt, so strebt im ‚Ajas' der Bruder für den Bruder. Daß sich des unbeerdigten Polyneikes die Schwester und des gefallenen Ajas der Bruder annimmt, ist zufällig und gehört nicht der Erfindung des Dichters, sondern der Überlieferung, welcher der Dichter folgte und folgen mußte."

„Auch was er über die Handlungsweise des Kreon sagt", versetzte ich, „scheint ebensowenig Stich zu halten. Er sucht durchzuführen, daß dieser bei dem Verbot der Beerdigung des Polyneikes aus reiner Staatstugend handele; und da nun Kreon nicht bloß ein Mann, sondern auch ein Fürst ist, so stellt er den Satz auf, daß,

da der Mann die tragische Macht des Staates vorstelle, dieses kein anderer sein könne als derjenige, welcher die Persönlichkeit des Staates selber sei, nämlich der Fürst, und daß von allen Personen der Mann als Fürst diejenige Person sei, welche die sittlichste Staatstugend übe."

„Das sind Behauptungen", erwiderte Goethe mit einigem Lächeln, „an die wohl niemand glauben wird. Kreon handelt auch keineswegs aus Staatstugend, sondern aus Haß gegen den Toten. Wenn Polyneikes sein väterliches Erbteil, woraus man ihn gewaltsam vertrieben, wiederzuerobern suchte, so lag darin keineswegs ein so unerhörtes Vergehen gegen den Staat, daß sein Tod nicht genug gewesen wäre, und daß es noch der Bestrafung des unschuldigen Leichnams bedurft hätte.

Man sollte überhaupt nie eine Handlungsweise eine Staatstugend nennen, die gegen die Tugend im allgemeinen geht. Wenn Kreon den Polyneikes zu beerdigen verbietet und durch den verwesenden Leichnam nicht bloß die Luft verpestet, sondern auch Ursache ist, daß Hunde und Raubvögel die abgerissenen Stücke des Toten umherschleppen und damit sogar die Altäre besudeln, so ist eine solche Menschen und Götter beleidigende Handlungsweise keineswegs eine Staatstugend, sondern vielmehr ein Staatsverbrechen. Auch hat er das ganze Stück gegen sich. Er hat die Ältesten des Staats, welche den Chor bilden, gegen sich; er hat das Volk im allgemeinen gegen sich; er hat den Teiresias gegen sich; er hat seine eigene Familie gegen sich. Er aber hört nicht, sondern frevelt eigensinnig fort, bis er alle die Seinigen zugrunde gerichtet hat und er selber am Ende nur noch ein Schatten ist."

„Und doch", sagte ich, „wenn man ihn reden hört, so sollte man glauben, daß er einiges Recht habe."

„Das ist's eben", erwiderte Goethe, „worin Sophokles ein Meister ist, und worin überhaupt das Leben des Dramatischen besteht. Seine Charaktere besitzen alle eine solche Redegabe und wissen die Motive ihrer Handlungsweise so überzeugend darzulegen, daß der Zuhörer fast immer auf der Seite dessen ist, der zuletzt gesprochen hat.

Man sieht, er hat in seiner Jugend eine sehr tüchtige rhetorische Bildung genossen, wodurch er denn geübt worden, alle in einer Sache liegenden Gründe und Scheingründe aufzusuchen. Doch verleitete ihn diese seine große Fähigkeit auch zu Fehlern, indem er mitunter in den Fall kam, zuweit zu gehen.

So kommt in der ‚Antigone' eine Stelle vor, die mir immer als ein Flecken erscheint, und worum ich vieles geben möchte, wenn

ein tüchtiger Philologe uns bewiese, sie wäre eingeschoben und un
echt.

Nachdem nämlich die Heldin im Laufe des Stückes die herrlich
sten Gründe für ihre Handlung ausgesprochen und den Edelmu
der reinsten Seele entwickelt hat, bringt sie zuletzt, als sie zum
Tode geht, ein Motiv vor, das ganz schlecht ist und fast ans Ko
mische streift.

Sie sagt, daß sie das, was sie für ihren Bruder getan, wenn si
Mutter gewesen wäre, nicht für ihre gestorbenen Kinder und nich
für ihren gestorbenen Gatten getan haben würde. Denn, sagt si
wäre mir ein Gatte gestorben, so hätte ich einen anderen genom
men, und wären mir Kinder gestorben, so hätte ich mir von dem
neuen Gatten andere Kinder zeugen lassen. Allein mit meinem
Bruder ist es ein anderes. Einen Bruder kann ich nicht wiederbe
kommen, denn da mein Vater und meine Mutter tot sind, so ist
niemand da, der ihn zeugen könnte.

Dies ist wenigstens der nackte Sinn dieser Stelle, die nach mei
nem Gefühl in dem Munde einer zum Tode gehenden Heldin die
tragische Stimmung stört, und die mir überhaupt sehr gesucht und
gar zu sehr als ein dialektisches Kalkul erscheint. – Wie gesagt, ich
möchte sehr gerne, daß ein guter Philologe uns bewiese, die Stelle
sei unecht."

Wir sprachen darauf über Sophokles weiter, und daß er bei
seinen Stücken weniger eine sittliche Tendenz vor Augen gehabt
als eine tüchtige Behandlung seines jedesmaligen Gegenstandes, be
sonders mit Rücksicht auf theatralische Wirkung.

„Ich habe nichts dawider", sagte Goethe, „daß ein dramatischer
Dichter eine sittliche Wirkung vor Augen habe; allein wenn es
sich darum handelt, seinen Gegenstand klar und wirksam vor die
Augen des Zuschauers vorüberzuführen, so können ihm dabei sein
sittlichen Endzwecke wenig helfen, und er muß vielmehr ein gro
ßes Vermögen der Darstellung und Kenntnis der Bretter besitzen
um zu wissen, was zu tun und zu lassen. Liegt im Gegenstand
eine sittliche Wirkung, so wird sie auch hervorgehen, und hätte der
Dichter weiter nichts im Auge, als seines Gegenstandes wirksame
und kunstgemäße Behandlung. Hat ein Poet den hohen Gehalt
der Seele wie Sophokles, so wird seine Wirkung immer sittlich sein
er mag sich stellen, wie er wolle. Übrigens kannte er die Bretter
und verstand sein Metier wie einer."

„Wie sehr er das Theater kannte", versetzte ich, „und wie sehr
er eine theatralische Wirkung im Auge hatte, sieht man an seinem
‚Philoktet' und der großen Ähnlichkeit, die dieses Stück in der

Anordnung und dem Gange der Handlung mit dem ‚Ödip in Kolonos' hat.

In beiden Stücken sehen wir den Helden in einem hülflosen Zustande, beide alt und an körperlichen Gebrechen leidend. Der Ödip hat als Stütze die führende Tochter zur Seite; der Philoktet den Bogen. Nun geht die Ähnlichkeit weiter. Beide hat man in ihrem Leiden verstoßen; aber nachdem das Orakel über beide ausgesagt, daß nur mit ihrer Hülfe der Sieg erlangt werden könne, so sucht man beider wieder habhaft zu werden. Zum Philoktet kommt der Odysseus, zum Ödip der Kreon. Beide beginnen ihre Reden mit List und süßen Worten; als aber diese nichts fruchten, so brauchen sie Gewalt, und wir sehen den Philoktet des Bogens und den Ödip der Tochter beraubt."

„Solche Gewalttätigkeiten", sagte Goethe, „gaben Anlaß zu trefflichen Wechselreden, und solche hülflose Zustände erregten die Gemüter des hörenden und schauenden Volkes, weshalb denn solche Situationen vom Dichter, dem es um Wirkung auf sein Publikum zu tun war, gerne herbeigeführt wurden. Um diese Wirkung beim Ödip zu verstärken, läßt ihn Sophokles als schwachen Greis auftreten, da er doch, allen Umständen nach, noch ein Mann in seiner besten Blüte sein mußte. Aber in so rüstigem Alter konnte ihn der Dichter in diesem Stück nicht gebrauchen, er hätte keine Wirkung getan, und er machte ihn daher zu einem schwachen, hülfsbedürftigen Greise."

„Die Ähnlichkeit mit dem Philoktet", fuhr ich fort, „geht weiter. Beide Helden des Stückes sind nicht handelnd, sondern duldend. Dagegen hat jeder dieser passiven Helden der handelnden Figuren zwei gegen sich. Der Ödip den Kreon und Polyneikes, der Philoktet den Neoptolemos und Odyß. Und zwei solcher gegenwirkenden Figuren waren nötig, um den Gegenstand von allen Seiten zur Sprache zu bringen, und um auch für das Stück selbst die gehörige Fülle und Körperlichkeit zu gewinnen."

„Sie könnten noch hinzufügen", nahm Goethe das Wort, „daß beide Stücke auch darin Ähnlichkeit haben, daß wir in beiden die höchst wirksame Situation eines freudigen Wechsels sehen, indem dem einen Helden in seiner Trostlosigkeit die geliebte Tochter und dem andern der nicht weniger geliebte Bogen zurückgegeben wird.

Auch sind die versöhnenden Ausgänge beider Stücke sich ähnlich, indem beide Helden aus ihren Leiden Erlösung erlangen: der Ödip, indem er selig entrückt wird, der Philoktet aber, indem wir durch Götterspruch seine Heilung vor Ilion durch den Äskulap voraussehen.

Wenn wir übrigens", fuhr Goethe fort, „für unsere modernen Zwecke lernen wollen, uns auf dem Theater zu benehmen, so wäre Molière der Mann, an den wir uns zu wenden hätten.

Kennen Sie seinen ‚Malade imaginaire'? Es ist darin eine Szene, die mir, so oft ich das Stück lese, immer als Symbol einer vollkommenen Bretterkenntnis erscheint. Ich meine die Szene, wo der eingebildete Kranke seine kleine Tochter Louison befragt, ob nicht in dem Zimmer ihrer älteren Schwester ein junger Mann gewesen.

Nun hätte ein anderer, der das Metier nicht so gut verstand wie Molière, die kleine Louison das Faktum sogleich ganz einfach erzählen lassen, und es wäre getan gewesen.

Was bringt aber Molière durch allerlei retardierende Motive in diese Examination für Leben und Wirkung, indem er die kleine Louison zuerst tun läßt, als verstehe sie ihren Vater nicht; dann leugnet, daß sie etwas wisse; dann, von der Rute bedroht, wie tot hinfällt; dann, als der Vater in Verzweiflung ausbricht, aus ihrer fingierten Ohnmacht wieder schelmisch-heiter aufspringt und zuletzt nach und nach alles gesteht.

Diese meine Andeutung gibt Ihnen von dem Leben jenes Auftritts nur den allermagersten Begriff; aber lesen Sie die Szene selbst und durchdringen Sie sich von ihrem theatralischen Werte, und Sie werden gestehen, daß darin mehr praktische Lehre enthalten, als in sämtlichen Theorien.

Ich kenne und liebe Molière", fuhr Goethe fort, „seit meiner Jugend und habe während meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Ich unterlasse nicht, jährlich von ihm einige Stücke zu lesen, um mich immer im Verkehr des Vortrefflichen zu erhalten. Es ist nicht bloß das vollendete künstlerische Verfahren, was mich an ihm entzückt, sondern vorzüglich auch das liebenswürdige Naturell, das hochgebildete Innere des Dichters. Es ist in ihm eine Grazie und ein Takt für das Schickliche und ein Ton des feinen Umgangs, wie es seine angeborene schöne Natur nur im täglichen Verkehr mit den vorzüglichsten Menschen seines Jahrhunderts erreichen konnte. – Von Menander kenne ich nur die wenigen Bruchstücke; aber diese geben mir von ihm gleichfalls eine so hohe Idee, daß ich diesen großen Griechen für den einzigen Menschen halte, der mit Molière wäre zu vergleichen gewesen."

„Ich bin glücklich", erwiderte ich, „Sie so gut über Molière reden zu hören. Das klingt freilich ein wenig anders als Herr von Schlegel! Ich habe noch in diesen Tagen in seinen ‚Vorlesungen über dramatische Poesie' mit großem Widerwillen verschluckt, was er über Molière sagt. Er behandelt ihn, wie Sie wissen, ganz von oben

herab, als einen gemeinen Possenreißer, der die gute Gesellschaft nur aus der Ferne gesehen, und dessen Gewerbe es gewesen, zur Ergetzung seines Herrn allerlei Schwänke zu erfinden. In solchen niedrig-lustigen Schwänken sei er noch am glücklichsten gewesen; doch habe er das Beste gestohlen. Zu der höheren Gattung des Lustspiels habe er sich zwingen müssen, und es sei ihm nie damit gelungen."

„Einem Menschen wie Schlegel", erwiderte Goethe, „ist freilich eine so tüchtige Natur wie Molière ein wahrer Dorn im Auge; er fühlt, daß er von ihm keine Ader hat, er kann ihn nicht ausstehen. Der ‚Misanthrop', den ich, als eins meiner liebsten Stücke in der Welt, immer wieder lese, ist ihm zuwider; den ‚Tartuffe' lobt er gezwungenerweise ein bißchen, aber er setzt ihn sogleich wieder herab, soviel er nur kann. Daß Molière die Affektationen gelehrter Frauen lächerlich gemacht, kann Schlegel ihm nicht verzeihen; er fühlt wahrscheinlich, wie einer meiner Freunde bemerkte, daß er ihn selbst lächerlich gemacht haben würde, wenn er mit ihm gelebt hätte."

„Es ist nicht zu leugnen", fuhr Goethe fort, „Schlegel weiß unendlich viel, und man erschrickt fast über seine außerordentlichen Kenntnisse und seine große Belesenheit. Allein damit ist es nicht getan. Alle Gelehrsamkeit ist noch kein Urteil. Seine Kritik ist durchaus einseitig, indem er fast bei allen Theaterstücken bloß das Skelett der Fabel und Anordnung vor Augen hat und immer nur kleine Ähnlichkeiten mit großen Vorgängern nachweiset, ohne sich im mindesten darum zu bekümmern, was der Autor uns von anmutigem Leben und Bildung einer hohen Seele entgegenbringt. Was helfen aber alle Künste des Talents, wenn aus einem Theaterstücke uns nicht eine liebenswürdige oder große Persönlichkeit des Autors entgegenkommt! dieses Einzige, was in die Kultur des Volkes übergeht.

In der Art und Weise, wie Schlegel das französische Theater behandelt, finde ich das Rezept zu einem schlechten Rezensenten, dem jedes Organ für die Verehrung des Vortrefflichen mangelt, und der über eine tüchtige Natur und einen großen Charakter hingeht, als wäre es Spreu und Stoppel."

„Den Shakespeare und Calderon dagegen", versetzte ich, „behandelt er gerecht und sogar mit entschiedener Neigung."

„Beide", erwiderte Goethe, „sind freilich der Art, daß man über sie nicht Gutes genug sagen kann, wiewohl ich mich auch nicht wundern würde, wenn Schlegel sie gleichfalls ganz schmählich herabgesetzt hätte. So ist er auch gegen Äschylus und Sophokles

gerecht; allein dies scheint nicht sowohl zu geschehen, weil er von ihrem ganz außerordentlichen Werte lebendig durchdrungen wäre, als weil es bei den Philologen herkömmlich ist, beide sehr hoch zu stellen. Denn im Grunde reicht doch Schlegels eigenes Persönchen nicht hin, so hohe Naturen zu begreifen und gehörig zu schätzen. Wäre dies, so müßte er auch gegen Euripides gerecht sein und auch gegen diesen ganz anders zu Werke gehen, als er getan. Von diesem weiß er aber, daß die Philologen ihn nicht eben sonderlich hoch halten, und er verspürt daher kein geringes Behagen, daß es ihm, auf so große Autorität hin, vergönnt ist, über diesen großen Alten ganz schändlich herzufallen und ihn zu schulmeistern, wie er nur kann.

Ich habe nichts dawider, daß Euripides seine Fehler habe; allein er war von Sophokles und Äschylus doch immerhin ein sehr ehrenwerter Mitstreiter. Wenn er nicht den hohen Ernst und die strenge Kunstvollendung seiner beiden Vorgänger besaß und dagegen als Theaterdichter die Dinge ein wenig läßlicher und menschlicher traktierte, so kannte er wahrscheinlich seine Athenienser hinreichend, um zu wissen, daß der von ihm angestimmte Ton für seine Zeitgenossen eben der rechte sei. Ein Dichter aber, den Sokrates seinen Freund nannte, den Aristoteles hochstellte, den Menander bewunderte, und um den Sophokles und die Stadt Athen bei der Nachricht von seinem Tode Trauerkleider anlegte, mußte doch wohl in der Tat etwas sein. Wenn ein moderner Mensch, wie Schlegel, an einem so großen Alten Fehler zu rügen hätte, so sollte es billig nicht anders geschehen, als auf den Knien."

Sonntag, den 1. April 1827

Abends bei Goethe. Ich sprach mit ihm über die gestrige Vorstellung seiner ‚Iphigenie', worin Herr Krüger, vom Königlichen Theater zu Berlin, den Orest spielte, und zwar zu großem Beifall.

„Das Stück", sagte Goethe, „hat seine Schwierigkeiten. Es ist reich an innerem Leben, aber arm an äußerem. Daß aber das innere Leben hervorgekehrt werde, darin liegt's. Es ist voll der wirksamsten Mittel, die aus den mannigfaltigsten Greueln hervorwachsen, die dem Stück zugrunde liegen. Das gedruckte Wort ist freilich nur ein matter Widerschein von dem Leben, das in mir bei der Erfindung rege war. Aber der Schauspieler muß uns zu dieser ersten Glut, die den Dichter seinem Sujet gegenüber beseelte, wieder zurückbringen. Wir wollen von der Meerluft frisch angewehte

kraftvolle Griechen und Helden sehen, die, von mannigfaltigen Übeln und Gefahren geängstigt und bedrängt, stark herausreden, was ihnen das Herz im Busen gebietet. Aber wir wollen keine schwächlich empfindenden Schauspieler, die ihre Rollen nur so obenhin auswendig gelernt haben; am wenigsten aber solche, die ihre Rollen nicht einmal können.

Ich muß gestehen, es hat mir noch nie gelingen wollen, eine vollendete Aufführung meiner ‚Iphigenie' zu erleben. Das war auch die Ursache, warum ich gestern nicht hineinging. Denn ich leide entsetzlich, wenn ich mich mit diesen Gespenstern herumschlagen muß, die nicht so zur Erscheinung kommen, wie sie sollten."

„Mit dem Orest, wie Herr Krüger ihn gab", sagte ich, „würden Sie wahrscheinlich zufrieden gewesen sein. Sein Spiel hatte eine Deutlichkeit, daß nichts begreiflicher, nichts faßlicher war als seine Rolle. Es drang sich alles ein, und ich werde seine Bewegungen und Worte nicht vergessen.

Dasjenige, was in dieser Rolle der exaltierten Anschauung, der Vision, gehört, trat durch seine körperlichen Bewegungen und den veränderten abwechselnden Ton seiner Stimme so aus seinem Innern heraus, daß man es mit leiblichen Augen zu sehen glaubte. Beim Anblick dieses Orest hätte Schiller die Furien sicher nicht vermißt; sie waren hinter ihm her, sie waren um ihn herum.

Die bedeutende Stelle, wo Orest, aus seiner Ermattung erwachend, sich in die Unterwelt versetzt glaubt, gelang zu hohem Erstaunen. Man sah die Reihen der Ahnherren in Gesprächen wandeln, man sah Orest sich ihnen gesellen, sie befragen und sich an sie anschließen. Man fühlte sich selbst versetzt und in die Mitte dieser Seligen mit aufgenommen, so rein und tief war die Empfindung des Künstlers und so groß sein Vermögen, das Unfaßlichste uns vor die Augen zu bringen."

„Ihr seid doch noch Leute, auf die sich wirken läßt!" erwiderte Goethe lachend. „Aber fahren Sie fort und sagen Sie weiter. Er scheint also wirklich gut gewesen zu sein und seine körperlichen Mittel von Bedeutung?"

„Sein Organ", sagte ich, „war rein und wohltönend, auch viel geübt und dadurch der höchsten Biegsamkeit und Mannigfaltigkeit fähig. Physische Kraft und körperliche Gewandtheit standen ihm sodann bei Ausführung aller Schwierigkeiten zur Seite. Es schien, daß er es sein lebelang an der mannigfaltigsten körperlichen Ausbildung und Übung nicht hatte fehlen lassen."

„Ein Schauspieler", sagte Goethe, „sollte eigentlich auch bei einem Bildhauer und Maler in die Lehre gehen. So ist ihm, um

einen griechischen Helden darzustellen, durchaus nötig, daß er [illegible] auf uns gekommenen antiken Bildwerke wohl studiert und [illegible] die ungesuchte Grazie ihres Sitzens, Stehens und Gehens [illegible] eingeprägt habe.

Auch ist es mit dem Körperlichen noch nicht getan. Er [illegible] auch durch ein fleißiges Studium der besten alten und neuen Schr[illegible] steller seinem Geiste eine große Ausbildung geben, welches [illegible] denn nicht bloß zum Verständnis seiner Rolle zugute komm[illegible] sondern auch seinem ganzen Wesen und seiner ganzen Halt[illegible] einen höheren Anstrich geben wird. Doch erzählen Sie weiter! [illegible] war denn noch sonst Gutes an ihm zu bemerken?"

„Es schien mir", sagte ich, „als habe ihm eine große Liebe [illegible] seinen Gegenstand beigewohnt. Er hatte durch ein emsiges S[illegible] dium sich alles einzelne klargemacht, so daß er in seinem Hel[illegible] mit großer Freiheit lebte und webte und nichts übrig blieb, [illegible] nicht durchaus wäre das Seinige geworden. Hieraus entstand d[illegible] ein richtiger Ausdruck und eine richtige Betonung jedes einzel[illegible] Wortes und eine solche Sicherheit, daß für ihn der Souffleur [illegible] ganz überflüssige Person war."

„Das freut mich", sagte Goethe, „und so ist es recht. Nichts [illegible] schrecklicher, als wenn die Schauspieler nicht Herr ihrer Rolle s[illegible] und bei jedem neuen Satze nach dem Souffleur horchen müssen, [illegible] durch ihr Spiel sogleich null ist und sogleich ohne alle Kraft u[illegible] Leben. Wenn bei einem Stück, wie meine ‚Iphigenie', die Schausp[illegible] ler in ihren Rollen nicht durchaus fest sind, so ist es besser, die A[illegible] führung zu unterlassen. Denn das Stück kann bloß Erfolg hab[illegible] wenn alles sicher, rasch und lebendig geht.

Nun, nun! – Es ist mir lieb, daß es mit Krügern so gut abgelauf[illegible] Zelter hatte ihn mir empfohlen, und es wäre mir fatal gewes[illegible] wenn es mit ihm nicht so gut gegangen wäre, wie es ist. Ich we[illegible] ihm auch meinerseits einen kleinen Spaß machen und ihm ein hüb[illegible] eingebundenes Exemplar der ‚Iphigenie' zum Andenken verehr[illegible] mit einigen eingeschriebenen Versen in bezug auf sein Spiel."

Das Gespräch lenkte sich auf die ‚Antigone' von Sophokles, [illegible] die darin waltende hohe Sittlichkeit, und endlich auf die Frage: [illegible] das Sittliche in die Welt gekommen?

„Durch Gott selber", erwiderte Goethe, „wie alles andere Gu[illegible] Es ist kein Produkt menschlicher Reflexion, sondern es ist an[illegible] schaffene und angeborene schöne Natur. Es ist mehr oder weni[illegible] den Menschen im allgemeinen angeschaffen, im hohen Grade a[illegible] einzelnen ganz vorzüglich begabten Gemütern. Diese haben du[illegible] große Taten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbaret, welo[illegible]

sodann durch die Schönheit seiner Erscheinung die Liebe der Menschen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig fortzog.

Der Wert des Sittlich-Schönen und Guten aber konnte durch Erfahrung und Weisheit zum Bewußtsein gelangen, indem das Schlechte sich in seinen Folgen als ein solches erwies, welches das Glück des Einzelnen wie des Ganzen zerstörte, dagegen das Edle und Rechte als ein solches, welches das besondere und allgemeine Glück herbeiführte und befestigte. So konnte das Sittlich-Schöne zur Lehre werden und sich als ein Ausgesprochenes über ganze Völkerschaften verbreiten."

„Ich las neulich irgendwo die Meinung ausgesprochen", versetzte ich, „die griechische Tragödie habe sich die Schönheit des Sittlichen zum besondern Gegenstand gemacht."

„Nicht sowohl das Sittliche", erwiderte Goethe, „als das rein Menschliche in seinem ganzen Umfange; besonders aber in den Richtungen, wo es, mit einer rohen Macht und Satzung in Konflikt geratend, tragischer Natur werden konnte. In dieser Region lag dann freilich auch das Sittliche, als ein Hauptteil der menschlichen Natur.

Das Sittliche der ‚Antigone' ist übrigens nicht von Sophokles erfunden, sondern es lag im Sujet, welches aber Sophokles um so lieber wählen mochte, als es neben der sittlichen Schönheit so viel Dramatisch-Wirksames in sich hatte."

Goethe sprach sodann über den Charakter des Kreon und der Ismene und über die Notwendigkeit dieser beiden Figuren zur Entwickelung der schönen Seele der Heldin.

„Alles Edle", sagte er, „ist an sich stiller Natur und scheint zu schlafen, bis es durch Widerspruch geweckt und herausgefordert wird. Ein solcher Widerspruch ist Kreon, welcher teils der Antigone wegen da ist, damit sich ihre edle Natur und das Recht, was auf ihrer Seite liegt, an ihm hervorkehre, teils aber um sein selbst willen, damit sein unseliger Irrtum uns als ein Hassenswürdiges erscheine.

Da aber Sophokles uns das hohe Innere seiner Heldin auch vor der Tat zeigen wollte, so mußte noch ein anderer Widerspruch da sein, woran sich ihr Charakter entwickeln konnte, und das ist die Schwester Ismene. In dieser hat der Dichter uns nebenbei ein schönes Maß des Gewöhnlichen gegeben, woran uns die ein solches Maß weit übersteigende Höhe der Antigone desto auffallender sichtbar wird." Das Gespräch wendete sich auf dramatische Schriftsteller im allgemeinen, und welche bedeutende Wirkung auf die große Masse des Volkes von ihnen ausgehe und ausgehen könne.

„Ein großer dramatischer Dichter", sagte Goethe, „wenn er gleich produktiv ist und ihm eine mächtige edle Gesinnung wohnt, die alle seine Werke durchdringt, kann erreichen, daß die Seele seiner Stücke zur Seele des Volkes wird. Ich dächte, das wäre etwas, das wohl der Mühe wert wäre. Von Corneille ging eine Wirkung aus, die fähig war, Heldenseelen zu bilden. Das war etwas für Napoleon, der ein Heldenvolk nötig hatte; weshalb er denn von Corneille sagte, daß, wenn er noch lebte, er ihn zum Fürsten machen würde. Ein dramatischer Dichter, der seine Bestimmung kennt, wird daher unablässig an seiner höheren Entwicklung arbeiten, damit die Wirkung, die von ihm auf das Volk ausgeht, eine wohltätige und edle sei.

Man studiere nicht die Mitgeborenen und Mitstrebenden, sondern große Menschen der Vorzeit, deren Werke seit Jahrhunderten gleichen Wert und gleiches Ansehen behalten haben. Ein wirklich hochbegabter Mensch wird das Bedürfnis dazu ohnedies in sich fühlen, und gerade dieses Bedürfnis des Umgangs mit großen Vorgängern ist das Zeichen einer höheren Anlage. Man studiere Molière, man studiere Shakespeare, aber vor allen Dingen die alten Griechen und immer die Griechen."

„Für hochbegabte Naturen", bemerkte ich, „mag das Studium der Schriften des Altertums allerdings ganz unschätzbar sein; allein im allgemeinen scheint es auf den persönlichen Charakter wenig Einfluß auszuüben. Wenn das wäre, so müßten ja alle Philologen und Theologen die vortrefflichsten Menschen sein. Dies ist aber keineswegs der Fall, und es sind solche Kenner der griechischen und lateinischen Schriften des Altertums eben tüchtige Leute, oder auch arme Wichte, je nach den guten oder schlechten Eigenschaften, die Gott in ihre Natur gelegt, oder die sie von Vater und Mutter mitbrachten."

„Dagegen ist nichts zu erinnern", erwiderte Goethe; „aber davon ist durchaus nicht gesagt, daß das Studium der Schriften des Altertums für die Bildung eines Charakters überall ohne Wirkung wäre. Ein Lump bleibt freilich ein Lump, und eine kleinliche Natur wird durch einen selbst täglichen Verkehr mit der Großheit antiker Gesinnung um keinen Zoll größer werden. Allein ein edler Mensch, in dessen Seele Gott die Fähigkeit künftiger Charaktergröße und Geisteshoheit gelegt, wird durch die Bekanntschaft und den vertraulichen Umgang mit den erhabenen Naturen griechischer und römischer Vorzeit sich auf das herrlichste entwickeln und mit jedem Tage zusehends zu ähnlicher Größe heranwachsen."

Abermalige Tischgesellschaft bei Goethe, wobei dieselbigen Personen zugegen, wie vorgestern. Man sprach sehr viel über die ‚Helena' und den ‚Tasso'. Goethe erzählte uns darauf, wie er im Jahre 1797 den Plan gehabt, die Sage vom Tell als episches Gedicht in Hexametern zu behandeln.

„Ich besuchte", sagte er, „im gedachten Jahre noch einmal die kleinen Kantone und den Vierwaldstätter See, und diese reizende, herrliche und großartige Natur machte auf mich abermals einen solchen Eindruck, daß es mich anlockte, die Abwechslung und Fülle einer so unvergleichlichen Landschaft in einem Gedicht darzustellen. Um aber in meine Darstellung mehr Reiz, Interesse und Leben zu bringen, hielt ich es für gut, den höchst bedeutenden Grund und Boden mit ebenso bedeutenden menschlichen Figuren zu staffieren, wo denn die Sage vom Tell mir als sehr erwünscht zustatten kam.

Den Tell dachte ich mir als einen urkräftigen, in sich selbst zufriedenen, kindlich-unbewußten Heldenmenschen, der als Lastträger die Kantone durchwandert, überall gekannt und geliebt ist, überall hülfreich, übrigens ruhig sein Gewerbe treibend, für Weib und Kinder sorgend, und sich nicht kümmernd, wer Herr oder Knecht sei.

Den Geßler dachte ich mir dagegen zwar als einen Tyrannen, aber als einen von der behaglichen Sorte, der gelegentlich Gutes tut, wenn es ihm Spaß macht, und gelegentlich Schlechtes tut, wenn es ihm Spaß macht, und dem übrigens das Volk und dessen Wohl oder Wehe so völlig gleichgültige Dinge sind, als ob sie gar nicht existierten.

Das Höhere und Bessere der menschlichen Natur dagegen, die Liebe zum heimatlichen Boden, das Gefühl der Freiheit und Sicherheit unter dem Schutze vaterländischer Gesetze, das Gefühl ferner der Schmach, sich von einem fremden Wüstling unterjocht und gelegentlich mißhandelt zu sehen, und endlich die zum Entschluß reifende Willenskraft, ein so verhaßtes Joch abzuwerfen, – alles dieses Höhere und Gute hatte ich den bekannten edlen Männern Walter Fürst, Stauffacher, Winkelried und anderen zugeteilt, und dieses waren meine eigentlichen Helden, meine mit Bewußtsein handelnden höheren Kräfte, während der Tell und Geßler zwar auch gelegentlich handelnd auftraten, aber im ganzen mehr Figuren passiver Natur waren.

Von diesem schönen Gegenstande war ich ganz voll, und ich summte dazu schon gelegentlich meine Hexameter. Ich sah den See im ruhigen Mondschein, erleuchtete Nebel in den Tiefen der Ge-

birge. Ich sah ihn im Glanz der lieblichsten Morgensonne, ... Jauchzen und Leben in Wald und Wiesen. Dann stellte ich ei... Sturm dar, einen Gewittersturm, der sich aus den Schluchten ... den See wirft. Auch fehlte es nicht an nächtlicher Stille und an he... lichen Zusammenkünften über Brücken und Stegen.

Von allem diesem erzählte ich Schillern, in dessen Seele ... meine Landschaften und meine handelnden Figuren zu ein... Drama bildeten. Und da ich andere Dinge zu tun hatte und ... Ausführung meines Vorsatzes sich immer weiter verschob, so ... ich meinen Gegenstand Schillern völlig ab, der denn darauf s... bewundernswürdiges Gedicht schrieb."

Wir freuten uns dieser Mitteilung, die allen interessant zu hö... war. Ich machte bemerklich, daß es mir vorkomme, als ob ... in Terzinen geschriebene prächtige Beschreibung des Sonnena... gangs in der ersten Szene vom zweiten Teile des ‚Faust' aus ... Erinnerung jener Natureindrücke des Vierwaldstätter Sees e... standen sein möchte.

„Ich will es nicht leugnen", sagte Goethe, „daß diese Ansch... ungen dort herrühren; ja ich hätte ohne die frischen Eindrücke ... ner wundervollen Natur den Inhalt der erwähnten Terzinen ... nicht denken können. Das ist aber auch alles, was ich aus dem Go... meiner Tell-Lokalitäten mir gemünzt habe. Das übrige ließ ... Schillern, der denn auch davon, wie wir wissen, den schönsten G... brauch gemacht." Das Gespräch wendete sich auf den ‚Tasso', u... welche Idee Goethe darin zur Anschauung zu bringen gesucht.

„Idee?" sagte Goethe, – „daß ich nicht wüßte! – Ich hatte ... Leben Tassos, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei... wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, e... stand in mir das Bild des Tasso, dem ich, als prosaischen Kontra... den Antonio entgegenstellte, wozu es mir auch nicht an Vorbild... fehlte. Die weiteren Hof-, Lebens- und Liebesverhältnisse wa... übrigens in Weimar wie in Ferrara, und ich kann mit Recht v... meiner Darstellung sagen: sie ist Bein von meinem Bein und Flei... von meinem Fleisch.

Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! – Sie mac... sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall such... und überall hineinlegen, das Leben schwerer, als billig. – Ei!... habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hin... geben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheb... zu lassen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen u... ermutigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles ei... wenn es nicht irgend abstrakter Gedanke und Idee wäre!

Da kommen sie und fragen: welche Idee ich in meinem ‚Faust' zu verkörpern gesucht? – Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! – Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Not etwas; aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung. Und ferner, daß der Teufel die Wette verliert, und daß ein aus schweren Verirrungen immerfort zum Besseren aufstrebender Mensch zu erlösen sei, das ist zwar ein wirksamer, manches erklärender guter Gedanke, aber es ist keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Szene im besondern zugrunde liege. Es hätte auch in der Tat ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und so höchst mannigfaltiges Leben, wie ich es im ‚Faust' zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen!

Es war im ganzen", fuhr Goethe fort, „nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu ründen und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen.

Wollte ich jedoch einmal als Poet irgendeine Idee darstellen, so tat ich es in kleinen Gedichten, wo eine entschiedene Einheit herrschen konnte, und welches zu übersehen war, wie zum Beispiel ‚Die Metamorphose der Tiere', die der Pflanze, das Gedicht ‚Vermächtnis' und viele andere. Das einzige Produkt von größerem Umfang, wo ich mir bewußt bin, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, wären etwa meine ‚Wahlverwandtschaften'. Der Roman ist dadurch für den Verstand faßlich geworden; aber ich will nicht sagen, daß er dadurch besser geworden wäre! Vielmehr bin ich der Meinung: je inkommensurabeler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Produktion, desto besser."

Mittwoch, den 26. September 1827

Goethe hatte mich auf diesen Morgen zu einer Spazierfahrt nach der Hottelstedter Ecke, der westlichsten Höhe des Ettersberges, und von da nach dem Jagdschloß Ettersburg einladen lassen. Der Tag war überaus schön, und wir fuhren zeitig zum Jakobstor hinaus. Hinter Lützendorf, wo es stark bergan geht und wir nur Schritt fahren konnten, hatten wir zu allerlei Beobachtungen Gelegenheit.

Goethe bemerkte rechts in den Hecken hinter dem Kammergut ei
Menge Vögel und fragte mich: ob es Lerchen wären? – Du Groß
und Lieber, dachte ich, der du die ganze Natur wie wenig ande
durchforscht hast, in der Ornithologie[253] scheinst du ein Kind
sein.

„Es sind Ammern und Sperlinge", erwiderte ich, „auch wo
einige verspätete Grasmücken, die nach abgewarteter Mauser a
dem Dickicht des Ettersberges herab in die Gärten und Felder kon
men und sich zum Fortzuge anschicken; aber Lerchen sind es nic
Es ist nicht in der Natur der Lerche, sich auf Büsche zu setzen. D
Feld- oder Himmelslerche steigt in die Luft aufwärts und geht wi
der zur Erde herab, zieht auch wohl im Herbst scharenweis dur
die Luft hin und wirft sich wiederum auf irgendein Stoppelfe
nieder, aber sie geht nicht auf Hecken und Gebüsche. Die Baum
lerche dagegen liebt den Gipfel hoher Bäume, von wo aus sie si
gend in die Luft steigt und wieder auf ihren Baumwipfel hera
fällt. Dann gibt es noch eine andere Lerche, die man in einsame
Gegenden an der Mittagsseite von Waldblößen antrifft, und d
einen sehr weichen, flötenartigen, doch etwas melancholischen G
sang hat. Sie hält sich nicht am Ettersberge auf, der ihr zu lebha
und zu nahe von Menschen umwohnt ist; aber auch sie geht nic
in Gebüsche."

„Hm!" sagte Goethe, „Sie scheinen in diesen Dingen nicht eb
ein Neuling zu sein."

„Ich habe das Fach von Jugend auf mit Liebe getrieben", erw
derte ich, „und immer die Augen und Ohren dafür offen gehabt. D
ganze Wald des Ettersberges hat wenige Stellen, die ich nicht z
wiederholten Malen durchstreift bin. Wenn ich jetzt einen einzige
Ton höre, so getraue ich mir zu sagen, von welchem Vogel
kommt. Auch bin ich so weit, daß, wenn man mir irgendeinen Vog
bringt, der in der Gefangenschaft durch verkehrte Behandlung d
Gefieder verloren hat, ich mir getraue, ihn sehr bald vollkomme
gesund und wohlbefiedert wiederherzustellen."

„Das zeigt allerdings", erwiderte Goethe, „daß Sie in diese
Dingen bereits vieles durchgemacht haben. Ich möchte Ihnen rate
das Studium ernstlich fortzutreiben; es muß bei Ihrer entschiedene
Richtung zu sehr guten Resultaten führen. Aber sagen Sie mir etwa
über die Mauser. Sie sprachen vorhin von verspäteten Grasmücke
die nach vollendeter Mauser aus dem Dickicht des Ettersberges
die Felder herabgekommen. Ist denn die Mauser an eine gewis
Epoche gebunden, und mausern sich alle Vögel zugleich?"

[253] Vogelkunde.

„Bei den meisten Vögeln", erwiderte ich, „tritt sie sogleich nach vollendeter Brütezeit ein; das heißt, sobald die Jungen des letzten Geheckes so weit sind, daß sie sich selber helfen können. Nun fragt es sich aber, ob der Vogel von diesem Zeitpunkte des fertigen letzten Geheckes, bis zu dem seines Wegzugs, zur Mauser noch den gehörigen Raum hat. Hat er ihn, so mausert er sich hier und zieht mit frischem Gefieder fort. Hat er ihn nicht, so zieht er mit seinem alten Gefieder fort und mausert sich später im warmen Süden. Denn die Vögel kommen im Frühling nicht zu gleicher Zeit zu uns, auch ziehen sie im Herbst nicht zu gleicher Zeit fort. Und dieses rührt daher, daß die eine Art sich aus einiger Kälte und rauhem Wetter weniger macht und sie mehr ertragen kann, als eine andere. Ein Vogel aber, der früh bei uns ankommt, zieht spät weg, und ein Vogel, der spät bei uns ankommt, zieht früh weg.

So ist schon unter den Grasmücken, die doch zu einem Geschlecht gehören, ein großer Unterschied. Die klappernde Grasmücke, oder das Müllerchen, läßt sich schon Ende März bei uns hören; vierzehn Tage später kommt die schwarzköpfige, oder der Mönch; sodann etwa nach einer Woche die Nachtigall; und erst ganz zu Ende April, oder anfangs Mai, die graue. Alle diese Vögel mausern sich im August bei uns, so auch die Jungen ihres ersten Geheckes; weshalb man denn Ende August junge Mönche fängt, die schon das schwarze Köpfchen haben. Die Jungen des letzten Geheckes aber ziehen mit ihrem ersten Gefieder fort und mausern sich später in südlichen Ländern, aus welchem Grunde man denn anfangs September junge Mönche fangen kann, und zwar junge Männchen, die noch das rote Köpfchen haben, wie ihre Mutter."

„Ist denn die graue Grasmücke", fragte Goethe, „der späteste bei uns ankommende Vogel, oder kommen andere noch später?"

„Der sogenannte gelbe Spottvogel und der prächtige goldgelbe Pirol", erwiderte ich, „kommen erst gegen Pfingsten. Beide ziehen nach vollendeter Brütezeit, gegen die Mitte August, schon wieder fort und mausern sich mit ihren Jungen im Süden. Hat man sie im Käfig, so mausern sie sich bei uns im Winter, weshalb denn diese Vögel sehr schwer durchzubringen sind. Sie verlangen sehr viele Wärme. Hängt man sie aber in die Nähe des Ofens, so verkümmern sie aus Mangel an fruchtbarer Luft; bringt man sie dagegen in die Nähe des Fensters, so verkümmern sie in der Kälte der langen Nächte."

„Man hält dafür", sagte Goethe, „daß die Mauser eine Krankheit, oder wenigstens von körperlicher Schwäche begleitet sei."

„Das möchte ich nicht sagen", erwiderte ich. „Es ist ein Zustand

gesteigerter Produktivität, der in freier Luft herrlich vonstatten geht, ohne die geringste Beschwerde, ja bei einigermaßen kräftigen Individuen auch vollkommen gut im Zimmer. Ich habe Grasmücken gehabt, die während der ganzen Mauser ihren Gesang nicht aussetzten, ein Zeichen, daß es ihnen durchaus wohl war. Zeigt sich aber ein Vogel im Zimmer während der Mauser kränklich, so ist daraus zu schließen, daß er mit dem Futter oder frischer Luft und Wasser nicht gehörig behandelt worden. Ist er im Zimmer im Laufe der Zeit, aus Mangel an Luft und Freiheit, so schwach geworden, daß ihm die produktive Kraft fehlt, um in die Mauser zu kommen, so bringe man ihn an die fruchtbare frische Luft, und die Mauser wird sogleich auf das beste vonstatten gehen. Bei einem Vogel in freier Wildnis dagegen verläuft sie sich so sanft und so allmählich, daß er es kaum gewahr wird."

„Aber doch schienen Sie vorhin anzudeuten", versetzte Goethe, „daß die Grasmücken sich während der Mauser in das Dickicht der Wälder ziehen."

„Sie bedürfen während dieser Zeit", erwiderte ich, „allerdings einiges Schutzes. Zwar verfährt die Natur auch in diesem Falle mit solcher Weisheit und Mäßigung, daß ein Vogel während der Mauser nie mit einem Male so viele Federn verliert, daß er unfähig würde, so gut zu fliegen, als die Erreichung seines Futters es verlangt. Allein es kann doch kommen, daß er zum Beispiel mit einem Male die vierte, fünfte und sechste Schwungfeder des linken und die vierte, fünfte und sechste Schwungfeder des rechten Flügels verliert, wobei er zwar immer noch ganz gut fliegen kann, allein nicht so gut, um dem verfolgenden Raubvogel, besonders aber dem sehr schnellen und gewandten Baumfalken, zu entgehen, und da kommt ihm denn ein buschiges Dickicht sehr zustatten."

„Das läßt sich hören", erwiderte Goethe. „Schreitet aber die Mauser", fuhr er fort, „an beiden Flügeln gleichmäßig und gewissermaßen symmetrisch vor?"

„Soweit meine Beobachtungen reichen, allerdings", erwiderte ich. »Und das ist sehr wohltätig. Denn verlöre ein Vogel zum Beispiel drei Schwungfedern des linken Flügels und nicht zugleich dieselben des rechten, so würde den Flügeln alles Gleichgewicht fehlen, und der Vogel würde sich und seine Bewegung nicht mehr in gehöriger Gewalt haben. Er würde sein, wie ein Schiff, dem an der einen Seite die Segel zu schwer und an der andern zu leicht sind."

„Ich sehe", erwiderte Goethe, „man mag in die Natur eindringen, von welcher Seite man wolle, man kommt immer auf einige Weisheit."

Wir waren indes immerfort mühsam bergan gefahren und waren nun nach und nach oben, am Rande der Fichten. Wir kamen an einer Stelle vorbei, wo Steine gebrochen waren und ein Haufen lag. Goethe ließ halten und bat mich, abzusteigen und ein wenig nachzusehen, ob ich nichts von Versteinerungen entdeckte. Ich fand einige Muscheln, auch einige zerbrochene Ammonshörner, die ich ihm zureichte, indem ich mich wieder einsetzte. Wir fuhren weiter.

„Immer die alte Geschichte!" sagte Goethe. „Immer der alte Meeresboden! – Wenn man von dieser Höhe auf Weimar hinabblickt und auf die mancherlei Dörfer umher, so kommt es einem vor wie ein Wunder, wenn man sich sagt, daß es eine Zeit gegeben, wo in dem weiten Tale dort unten die Walfische ihr Spiel getrieben. Und doch ist es so, wenigstens höchst wahrscheinlich. Die Möve aber, die damals über dem Meere flog, das diesen Berg bedeckte, hat sicher nicht daran gedacht, daß wir beide heute hier fahren würden. Und wer weiß, ob nach vielen Jahrtausenden die Möve nicht abermals über diesem Berge fliegt."

Wir waren jetzt oben auf der Höhe und fuhren rasch weiter. Rechts an unserer Seite hatten wir Eichen und Buchen und anderes Laubholz. Weimar war rückwärts nicht mehr zu sehen. Wir waren auf der westlichsten Höhe angelangt; das breite Tal der Unstrut, mit vielen Dörfern und kleinen Städten, lag in der heitersten Morgensonne vor uns.

„Hier ist gut sein!" sagte Goethe, indem er halten ließ. „Ich dächte, wir versuchten, wie in dieser guten Luft uns etwa ein kleines Frühstück behagen möchte."

Wir stiegen aus und gingen auf trockenem Boden am Fuße halbwüchsiger, von vielen Stürmen verkrüppelter Eichen einige Minuten auf und ab, während Friedrich das mitgenommene Frühstück auspackte und auf einer Rasenerhöhung ausbreitete. Die Aussicht von dieser Stelle, in der klaren Morgenbeleuchtung der reinsten Herbstsonne, war in der Tat herrlich. Nach Süden und Südwesten hin übersah man die ganze Reihe des Thüringerwald-Gebirges; nach Westen, über Erfurt hinaus, das hochliegende Schloß Gotha und den Inselsberg; weiter nördlich sodann die Berge hinter Langensalza und Mühlhausen; bis sich die Aussicht, nach Norden zu, durch die blauen Harzgebirge abschloß. Ich dachte an die Verse:

‚Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein!
Von Gebirg zu Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.'

Wir setzten uns mit dem Rücken nach den Eichen zu, so daß w
während dem Frühstück die weite Aussicht über das halbe Thüri
gen immer vor uns hatten. Wir verzehrten indes ein paar gebrate
Rebhühner mit frischem Weißbrot und tranken dazu eine Flasc
sehr guten Wein, und zwar aus einer biegsamen feinen golden
Schale, die Goethe, in einem gelben Lederfutteral, bei solchen Au
flügen gewöhnlich bei sich führt.

„Ich war sehr oft an dieser Stelle", sagte er, „und dachte
späteren Jahren sehr oft, es würde das letztemal sein, daß ich v
hier aus die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten überblick
Allein es hält immer noch einmal zusammen, und ich hoffe, daß
auch heute nicht das letztemal ist, daß wir beide uns hier ein
guten Tag machen. Wir wollen künftig öfter hierherkommen. M
verschrumpft in dem engen Hauswesen. Hier fühlt man sich gr
und frei, wie die große Natur, die man vor Augen hat, und w
man eigentlich immer sein sollte.

Ich übersehe von hier aus", fuhr Goethe fort, „eine Men
Punkte, an die sich die reichsten Erinnerugen eines langen Lebe
knüpfen. Was habe ich nicht drüben in den Bergen von Ilmen
in meiner Jugend alles durchgemacht! Dann dort unten im lieb
Erfurt, wie manches gute Abenteuer erlebt! Auch in Gotha w
ich in frühester Zeit oft und gerne; doch seit langen Jahren so g
wie gar nicht."

„Seit ich in Weimar bin", bemerkte ich, „erinnere ich mich nic
daß Sie dort waren."

„Das hat so seine Bewandtnis", erwiderte Goethe lachend. „I
bin dort nicht zum besten angeschrieben. Ich will Ihnen davon ei
Geschichte erzählen. Als die Mutter des jetzt regierenden Her
noch in hübscher Jugend war, befand ich mich dort sehr oft. Ich sa
eines Abends bei ihr alleine am Teetisch, als die beiden zeh
bis zwölfjährigen Prinzen, zwei hübsche blondlockige Knaben, herei
sprangen und zu uns an den Tisch kamen. Übermütig, wie ich sei
konnte, fuhr ich den beiden Prinzen mit meinen Händen in d
Haare, mit den Worten: Nun, ihr Semmelköpfe, was macht ihr?
Die Buben sahen mich mit großen Augen an, im höchsten Erstaune
über meine Kühnheit –, und haben es mir später nie vergessen!

Ich will nun just eben nicht damit prahlen, aber es war so un
lag tief in meiner Natur. Ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit, a
solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ei
tüchtiger Menschenwert dahintersteckte, nie viel Respekt. – Ja es wa
mir selber so wohl in meiner Haut, und ich fühlte mich selber s
vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich

nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein, unter uns, es war mir nichts, gar nichts! Wir Frankfurter Patrizier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter, als was ich längst besessen."

Wir taten noch einen guten Trunk aus der goldenen Schale und fuhren dann um die nördliche Seite des Ettersberges herum, nach dem Jagdschlosse Ettersburg. Goethe ließ sämtliche Zimmer aufschließen, die mit heiteren Tapeten und Bildern behängt waren. In dem westlichen Eckzimmer des ersten Stockes sagte er mir, daß Schiller dort einige Zeit gewohnt. „Wir haben überhaupt", fuhr er fort, „in frühester Zeit hier manchen guten Tag gehabt und manchen guten Tag vertan. Wir waren alle jung und voll Übermut, und es fehlte uns im Sommer nicht an allerlei improvisiertem Komödienspiel und im Winter nicht an allerlei Tanz und Schlittenfahrten mit Fackeln.

Wir gingen wieder ins Freie, und Goethe führte mich in westlicher Richtung einen Fußweg ins Holz.

„Ich will Ihnen doch auch die Buche zeigen", sagte er, „worin wir vor funfzig Jahren unsere Namen geschnitten. – Aber wie hat sich das verändert, und wie ist das alles herangewachsen! – Das wäre denn der Baum! – Sie sehen, er ist noch in der vollsten Pracht! – Auch unsere Namen sind noch zu spüren; doch so verquollen und verwachsen, daß sie kaum noch herauszubringen. Damals stand diese Buche auf einem freien trockenen Platz. Es war durchaus sonnig und anmutig umher, und wir spielten hier an schönen Sommertagen unsere improvisierten Possen. Jetzt ist es hier feucht und unfreundlich. Was sonst nur niederes Gebüsch war, ist indes zu schattigen Bäumen herangewachsen, so daß man die prächtige Buche unserer Jugend kaum noch aus dem Dickicht herausfindet."

Wir gingen wieder nach dem Schlosse, und nachdem wir noch die ziemlich reiche Waffensammlung besehen, fuhren wir nach Weimar zurück.

Sonntag, den 7. Oktober 1827

Diesen Morgen, bei sehr schönem Wetter, befand ich mich mit Goethe bereits vor acht Uhr im Wagen und auf dem Wege nach Jena, wo er bis morgen abend zu verweilen die Absicht hatte.

Dort zeitig angekommen, fuhren wir zunächst am Botanischen Garten vor, wo Goethe alle Sträucher und Gewächse in Augen-

schein nahm und alles in schönster Ordnung und im besten Gedeih
fand. Wir besahen ferner das Mineralogische Kabinett und ein
andere naturwissenschaftliche Sammlungen und fuhren darauf
Herrn von Knebel, der uns zu Tisch erwartete.

Knebel, im höchsten Alter, eilte Goethen halb stolpernd an
Tür entgegen, um ihn in seine Arme zu schließen. Darauf bei T
ging alles sehr herzlich und munter zu; von Gesprächen jedoch e
wickelte sich nichts von einiger Bedeutung. Die beiden alten Freu
hatten genug am beiderseitigen menschlich nahen Beisammensein.

Nach Tisch machten wir eine Spazierfahrt in südlicher Richtu
an der Saale hinauf. Ich kannte diese reizende Gegend bereits i
früherer Zeit; doch wirkte alles wieder so frisch, als hätte ich es v
her nie gesehen.

Als wir uns wieder in den Straßen von Jena befanden, h
Goethe an einem Bach hinauffahren und an einem Hause halt
das äußerlich eben kein bedeutendes Ansehen hatte.

„Hier hat Voß gewohnt", sagte er, „und ich will Sie d
auch auf diesem klassischen Boden einführen." Wir durchschrit
das Haus und traten in den Garten. Von Blumen und anderer
feiner Kultur war wenig zu spüren; wir gingen auf Rasen un
lauter Obstbäumen. „Das war etwas für Ernestine", sagte Goet
„die auch hier ihre trefflichen Eutiner Äpfel nicht vergess
konnte, und die sie mir rühmte als etwas ohnegleichen. Es wa
aber die Äpfel ihrer Kindheit gewesen – darin lag's! Ich habe üb
gens hier mit Voß und seiner trefflichen Ernestine manchen schön
Tag gehabt und gedenke der alten Zeit sehr gerne. Ein Mann v
Voß wird übrigens so bald nicht wieder kommen. Es haben we
andere auf die höhere deutsche Kultur einen solchen Einfluß geha
als er. Es war an ihm alles gesund und derbe, weshalb er auch
den Griechen kein künstliches, sondern ein rein natürliches V
hältnis hatte, woraus denn für uns anderen die herrlichsten Früch
erwachsen sind. Wer von seinem Werte durchdrungen ist, wie i
weiß gar nicht, wie er sein Andenken würdig genug ehren soll."

Es war indes gegen sechs Uhr geworden, und Goethe fand es
der Zeit, in unser Nachtquartier zu gehen, das er im Gasthof ‚Zu
Bären' hatte bestellen lassen.

Man gab uns ein geräumiges Zimmer nebst einem Alkoven m
zwei Betten. Die Sonne war noch nicht lange hinab, der Abendsch
lag auf unsern Fenstern, und es war uns gemütlich, noch eine Ze
lang ohne Licht zu sitzen.

Goethe lenkte das Gespräch auf Voß zurück. „Er war mir se
wert", sagte er, „und ich hätte ihn gerne der Akademie und n

erhalten. Allein die Vorteile, die man ihm von Heidelberg her anbot, waren zu bedeutend, als daß wir, bei unsern geringen Mitteln, sie hätten aufwiegen können. Ich mußte ihn mit schmerzlicher Resignation ziehen lassen.

Ein Glück für mich war es indes", fuhr Goethe fort, „daß ich Schillern hatte. Denn so verschieden unsere beiderseitigen Naturen auch waren, so gingen doch unsere Richtungen auf eins, welches denn unser Verhältnis so innig machte, daß im Grunde keiner ohne den andern leben konnte."

Goethe erzählte mir darauf von seinem Freunde einige Anekdoten, die mir sehr chrakteristisch erschienen.

„Schiller war, wie sich bei seinem großartigen Charakter denken läßt", sagte er, „ein entschiedener Feind aller hohen Ehrenbezeigungen und aller faden Vergötterung, die man mit ihm trieb oder treiben wollte. Als Kotzebue vorhatte, eine öffentliche Demonstration zu seinem Ruhme zu veranstalten, war es ihm so zuwider, daß er vor innerem Ekel darüber fast krank wurde. Ebenso war es ihm zuwider, wenn ein Fremder sich bei ihm melden ließ. Wenn er augenblicklich behindert war, ihn zu sehen, und er ihn etwa auf den Nachmittag vier Uhr bestellte, so war in der Regel anzunehmen, daß er um die bestimmte Stunde vor lauter Apprehension krank war. Auch konnte er in solchen Fällen gelegentlich sehr ungeduldig und auch wohl grob werden. Ich war Zeuge, wie er einst einen fremden Chirurgus, der, um ihm seinen Besuch zu machen, bei ihm unangemeldet eintrat, sehr heftig anfuhr, so daß der arme Mensch, ganz verblüfft, nicht wußte, wie schnell er sich sollte zurückziehen.

Wir waren, wie gesagt, und wie wir alle wissen", fuhr Goethe fort, „bei aller Gleichheit unserer Richtungen, Naturen sehr verschiedener Art, und zwar nicht bloß in geistigen Dingen, sondern auch in physischen. Eine Luft, die Schillern wohltätig war, wirkte auf mich wie Gift. Ich besuchte ihn eines Tages, und da ich ihn nicht zu Hause fand und seine Frau mir sagte, daß er bald zurückkommen würde, so setzte ich mich an seinen Arbeitstisch, um mir dieses und jenes zu notieren. Ich hatte aber nicht lange gesessen, als ich von einem heimlichen Übelbefinden mich überschlichen fühlte, welches sich nach und nach steigerte, so daß ich endlich einer Ohnmacht nahe war. Ich wußte anfänglich nicht, welcher Ursache ich diesen elenden, mir ganz ungewöhnlichen Zustand zuschreiben sollte, bis ich endlich bemerkte, daß aus einer Schieblade neben mir ein sehr fataler Geruch strömte. Als ich sie öffnete, fand ich zu meinem Erstaunen, daß sie voll fauler Äpfel war. Ich trat sogleich an ein Fenster und schöpfte frische Luft, worauf ich mich denn augenblick-

lich wiederhergestellt fühlte. Indes war seine Frau wieder herein-
treten, die mir sagte, daß die Schieblade immer mit faulen Ap
gefüllt sein müsse, indem dieser Geruch Schillern wohl tue un
ohne ihn nicht leben und arbeiten könne.

Morgen früh", fuhr Goethe fort, „will ich Ihnen auch zeigen,
Schiller hier in Jena gewohnt hat."

Es war indes Licht gebracht, wir nahmen ein kleines Abende
und saßen nachher noch eine Weile in allerlei Erinnerungen
Gesprächen . . .

1828

Dienstag, den 11. März 1828

Ich bin seit mehreren Wochen nicht ganz wohl. Ich schlafe schlecht, und zwar in den unruhigsten Träumen, vom Abend bis zum Morgen, wo ich mich in sehr verschiedenartigen Zuständen sehe, allerlei Gespräche mit bekannten und unbekannten Personen führe, mich herumstreite und zanke, und zwar alles so lebendig, daß ich mir jeder Einzelnheit am andern Morgen noch deutlich bewußt bin. Dieses Traumleben aber zehrt von den Kräften meines Gehirns, so daß ich mich am Tage schlaff und abgespannt fühle, zu jeder geistigen Tätigkeit ohne Lust und Gedanken.

Ich hatte Goethen wiederholt meinen Zustand geklagt, und er hatte mich wiederholt getrieben, mich doch meinem Arzte zu vertrauen. „Was Euch fehlt", sagte er, „ist gewiß nicht der Mühe wert; wahrscheinlich nichts als eine kleine Stockung, die durch einige Gläser Mineralwasser oder ein wenig Salz zu heben ist. Aber laßt es nicht länger so fortschlendern, sondern tut dazu!"

Goethe mochte ganz recht haben, und ich sagte mir selber, daß er recht habe; allein jene Unentschlossenheit und Unlust wirkte auch in diesem Falle, und ich ließ wiederum unruhige Nächte und schlechte Tage verstreichen, ohne das mindeste zur Abstellung meines Übels zu tun.

Als ich nun heute nach Tisch abermals nicht ganz frei und heiter vor Goethe erschien, riß ihm die Geduld, und er konnte nicht umhin, mich ironisch anzulächeln und mich ein wenig zu verhöhnen.

„Ihr seid der zweite Shandy", sagte er, „der Vater jenes berühmten Tristram, den ein halbes Leben eine knarrende Tür ärgerte und der nicht zu dem Entschluß kommen konnte, seinen täglichen Verdruß durch ein paar Tropfen Öl zu beseitigen.

Aber so ist's mit uns allen! Des Menschen Verdüsterungen und Erleuchtungen machen sein Schicksal! Es täte uns not, daß der Dämon uns täglich am Gängelband führte und uns sagte und triebe, was immer zu tun sei. Aber der gute Geist verläßt uns, und wir sind schlaff und tappen im dunkeln.

Da war Napoleon ein Kerl! – Immer erleuchtet, immer klar und entschieden, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vorteilhaft und notwendig erkannt hatte, sogleich ins Werk zu setzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg und zu Sieg. Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustande einer fortwährenden Erleuchtung befunden, weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht auch nach ihm nicht sehen wird. Ja, ja, mein Guter, das war ein Kerl, dem wir es freilich nicht nachmachen können!"

Goethe schritt im Zimmer auf und ab. Ich hatte mich an den Tisch gesetzt, der zwar bereits abgeräumt war, aber auf dem sich noch einige Reste Wein befanden, nebst einigem Biskuit und Früchten.

Goethe schenkte mir ein und nötigte mich, von beiden etwas zu genießen. „Sie haben zwar verschmäht", sagte er, „diesen Mittag unser Gast zu sein, doch dürfte ein Glas von diesem Geschenk lieber Freunde Ihnen ganz wohl tun!"

Ich ließ mir so gute Dinge gefallen, während Goethe fortfuhr, im Zimmer auf und ab zu gehen und aufgeregten Geistes vor sich hinzubrummen und von Zeit zu Zeit unverständliche Worte herauszustoßen.

Das, was er soeben über Napoleon gesagt, lag mir im Sinn, und ich suchte das Gespräch auf jenen Gegenstand zurückzuführen.

„Doch scheint es mir", begann ich, „daß Napoleon sich besonders in dem Zustande jener fortwährenden Erleuchtung befunden, als er noch jung und in aufsteigender Kraft war, wo wir denn auch einen göttlichen Schutz und ein beständiges Glück ihm zur Seite sehen. – In späteren Jahren dagegen scheint ihn jene Erleuchtung verlassen zu haben, so wie sein Glück und sein guter Stern."

„Was wollt Ihr!" erwiderte Goethe. – „Ich habe auch meine Liebeslieder und meinen ‚Werther' nicht zum zweitenmal gemacht. Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entsteht, werden wir immer mit der Jugend und der Produktivität im Bunde finden, wie denn Napoleon einer der produktivsten Menschen war, die je gelebt haben.

Ja, ja, mein Guter, man braucht nicht bloß Gedichte und Schauspiele zu machen, um produktiv zu sein, es gibt auch eine Produktivität der Taten, und die in manchen Fällen noch um ein bedeutendes höher steht. – Selbst der Arzt muß produktiv sein, wenn er wahrhaft heilen will; ist er es nicht, so wird ihm nur hin und wieder, wie durch Zufall, etwas gelingen, im ganzen aber wird er nur Pfuscherei machen."

„Sie scheinen", versetzte ich, „in diesem Fall Produktivität zu nennen, was man sonst Genie nannte."

„Beides sind auch sehr naheliegende Dinge", erwiderte Goethe. „Denn was ist Genie anders, als jene produktive Kraft, wodurch Taten entstehen, die vor Gott und der Natur sich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind. Alle Werke Mozarts sind dieser Art; es liegt in ihnen eine zeugende Kraft, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirket und sobald nicht erschöpft und verzehrt sein dürfte. Von anderen großen Komponisten und Künstlern gilt dasselbe. Wie haben nicht Phidias und Raphael auf nachfolgende Jahrhunderte gewirkt, und wie nicht Dürer und Holbein! – Derjenige, der zuerst die Formen und Verhältnisse der altdeutschen Baukunst erfand, so daß im Laufe der Zeit ein Straßburger Münster und ein Kölner Dom möglich wurde, war auch ein Genie, denn seine Gedanken haben fortwährend produktive Kraft behalten und wirken bis auf die heutige Stunde. – Luther war ein Genie sehr bedeutender Art; er wirkt nun schon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in fernen Jahrhunderten aufhören wird, produktiv zu sein, ist nicht abzusehen. – Lessing wollte den hohen Titel eines Genies ablehnen; allein seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber. Dagegen haben wir in der Literatur andere und zwar bedeutende Namen, die, als sie lebten, für große Genies gehalten wurden, deren Wirken aber mit ihrem Leben endete, und die also weniger waren, als sie und andere dachten. Denn, wie gesagt, es gibt kein Genie ohne produktiv fortwirkende Kraft; und ferner: es kommt dabei gar nicht auf das Geschäft, die Kunst und das Metier an, das einer treibt, es ist alles dasselbige. – Ob einer sich in der Wissenschaft genial erweiset, wie Oken[254] und Humboldt, oder im Krieg und der Staatsverwaltung, wie Friedrich, Peter der Große und Napoleon, oder ob einer ein Lied macht, wie Béranger, es ist alles gleich und kommt bloß darauf an, ob der Gedanke, das Aperçu, die Tat lebendig sei und fortzuleben vermöge.

Und dann muß ich noch sagen: nicht die Masse der Erzeugnisse und Taten, die von jemanden ausgehen, deuten auf einen produktiven Menschen. Wir haben in der Literatur Poeten, die für sehr produktiv gehalten werden, weil von ihnen ein Band Gedichte nach dem andern erschienen ist. Nach meinem Begriff aber sind diese Leute durchaus unproduktiv zu nennen, denn was sie machten, ist ohne Leben und Dauer. Goldsmith dagegen hat so wenige Gedichte gemacht, daß ihre Zahl nicht der Rede wert; allein dennoch muß ich ihn als Poeten für durchaus produktiv erklären, und zwar eben

[254] Lorenz Oken (1797–1851). Naturforscher; stand der Romantik nahe.

deswegen, weil das wenige, was er machte, ein innewohnendes Leben hat, das sich zu erhalten weiß."

Es entstand eine Pause, während welcher Goethe fortfuhr, im Zimmer auf und ab zu gehen. Ich war indes begierig, über diesen wichtigen Punkt noch etwas Weiteres zu hören, und suchte daher Goethen wieder in Anregung zu bringen.

„Liegt denn", sagte ich, „diese geniale Produktivität bloß im Geiste eines bedeutenden Menschen, oder liegt sie auch im Körper?"

„Wenigstens", erwiderte Goethe, „hat der Körper darauf den größten Einfluß. – Es gab zwar eine Zeit, wo man in Deutschland sich ein Genie als klein, schwach, wohl gar buckelig dachte; allein ich lobe mir ein Genie, das den gehörigen Körper hat. –

Wenn man von Napoleon gesagt, er sei ein Mensch aus Granit, so gilt dieses besonders auch von seinem Körper. Was hat sich der nicht alles zugemutet und zumuten können! – Von dem brennenden Sande der syrischen Wüste bis zu den Schneefeldern von Moskau, welche Unsumme von Märschen, Schlachten und nächtlichen Biwaks liegen da nicht in der Mitte! – und welche Strapazen und körperliche Entbehrungen hat er dabei nicht aushalten müssen! Wenig Schlaf, wenig Nahrung, und dabei immer in der höchsten geistigen Tätigkeit! – Bei der fürchterlichen Anstrengung und Aufregung des 18. Brumaire[255] ward es Mitternacht, und er hatte den ganzen Tag noch nichts genossen! und ohne nun an seine körperliche Stärkung zu denken, fühlte er sich Kraft genug, um noch tief in der Nacht die bekannte Proklamation an das französische Volk zu entwerfen. – Wenn man erwägt, was der alles durchgemacht und ausgestanden, so sollte man denken, es wäre in seinem vierzigsten Jahre kein heiles Stück mehr an ihm gewesen; allein er stand in jenem Alter noch auf den Füßen eines vollkommenen Helden.

Aber Sie haben ganz recht, der eigentliche Glanzpunkt seiner Taten fällt in die Zeit seiner Jugend. – Und es wollte etwas heißen, daß einer aus dunkler Herkunft und in einer Zeit, die alle Kapazitäten in Bewegung setzte, sich so herausmachte, um in seinem siebenundzwanzigsten Jahre der Abgott einer Nation von dreißig Millionen zu sein! – Ja, ja, mein Guter, man muß jung sein, um große Dinge zu tun. Und Napoleon ist nicht der einzige!"

„Sein Bruder Lucian", bemerkte ich, „war auch schon früh sehr hohen Dingen gewachsen. Wir sehen ihn als Präsidenten der Fünfhundert und darauf als Minister des Innern im kaum vollendeten fünfundzwanzigsten Jahre."

[255] Während der französischen Revolution neu eingeführte Bezeichnung für den Zeitraum vom 22. Oktober bis 20. November eines Jahres.

„Was wollen Sie mit Lucian?“ fiel Goethe ein. – „Die Geschichte bietet uns der tüchtigsten Leute zu Hunderten, die sowohl im Kabinett als im Felde im noch jugendlichen Alter den bedeutendsten Dingen mit großem Ruhme vorstanden.

Wäre ich ein Fürst“, fuhr er lebhaft fort, „so würde ich zu meinen ersten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennität[256] nach und nach heraufgekommen sind und nun in ihrem Alter im gewohnten Gleise langsam gemächlich fortgehen, wobei denn freilich nicht viel Gescheutes zutage kommt. – Junge Männer wollte ich haben! – aber es müßten Kapazitäten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet, und dabei vom besten Wollen und edelsten Charakter. – Da wäre es eine Lust, zu herrschen und sein Volk vorwärtszubringen! – Aber wo ist ein Fürst, dem es so wohl würde und der so gut bedient wäre! –

Große Hoffnung setze ich auf den jetzigen Kronprinzen von Preußen. – Nach allem, was ich von ihm kenne und höre, ist er ein sehr bedeutender Mensch! und das gehört dazu, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen. Denn, man sage, was man will, das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürst, der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in seinen Untertanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen. Dem Talente offene Bahn! war der bekannte Spruch Napoleons, der freilich in der Wahl seiner Leute einen ganz besonderen Takt hatte, der jede bedeutende Kraft an die Stelle zu setzen wußte, wo sie in ihrer eigentlichen Sphäre erschien, und der daher auch in seinem Leben bei allen großen Unternehmungen bedient war, wie kaum ein anderer.“

Goethe gefiel mir diesen Abend ganz besonders. Das Edelste seiner Natur schien in ihm rege zu sein; dabei war der Klang seiner Stimme und das Feuer seiner Augen von solcher Kraft, als wäre er von einem frischen Auflodern seiner besten Jugend durchglüht. – Merkwürdig war es mir, daß er, der selbst in so hohen Jahren noch einem bedeutenden Posten vorstand, so ganz entschieden der Jugend das Wort redete und die ersten Stellen im Staat, wenn auch nicht von Jünglingen, doch von Männern in noch jugendlichem Alter besetzt haben wollte. Ich konnte nicht umhin, einige hochstehende deutsche Männer zu erwähnen, denen im hohen Alter die nötige Energie und jugendliche Beweglichkeit zum Betrieb der bedeutendsten und mannigfaltigsten Geschäfte doch keineswegs zu fehlen scheine.

„Solche Männer und ihresgleichen“, erwiderte Goethe, „sind

[256] Dienstalter.

geniale Naturen, mit denen es eine eigene Bewandtnis hat; sie e
leben eine wiederholte Pubertät, während andere Leute nur einm
jung sind.

Jede Entelechie nämlich ist ein Stück Ewigkeit, und die pa
Jahre, die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen s
nicht alt. – Ist diese Entelechie geringer Art, so wird sie währen
ihrer körperlichen Verdüsterung wenig Herrschaft ausüben, vie
mehr wird der Körper vorherrschen, und wie er altert, wird sie ih
nicht halten und hindern. Ist aber die Entelechie mächtiger Art, w
es bei allen genialen Naturen der Fall ist, so wird sie, bei ihrer b
lebenden Durchdringung des Körpers, nicht allein auf dessen Org
nisation kräftigend und veredelnd einwirken, sondern sie wir
auch, bei ihrer geistigen Übermacht, ihr Vorrecht einer ewigen J
gend fortwährend gelten zu machen suchen. Daher kommt es den
daß wir bei vorzüglich begabten Menschen, auch während ihr
Alters, immer noch frische Epochen besonderer Produktivität wah
nehmen; es scheint bei ihnen immer einmal wieder eine temporä
Verjüngung einzutreten, und das ist es, was ich eine wiederhol
Pubertät nennen möchte. Aber jung ist jung, und wie mächtig auc
eine Entelechie sich erweise, sie wird doch über das Körperliche n
ganz Herr werden, und es ist ein gewaltiger Unterschied, ob sie a
ihm einen Alliierten oder einen Gegner findet.

Ich hatte in meinem Leben eine Zeit, wo ich täglich einen gedruck
ten Bogen von mir fordern konnte, und es gelang mir mit Leichtig
keit. Meine ‚Geschwister' habe ich in drei Tagen geschriebe
Meinen ‚Clavigo', wie Sie wissen, in acht. – Jetzt soll ich dergle
chen wohl bleiben lassen; und doch kann ich über Mangel an Pro
duktivität, selbst in meinem hohen Alter, mich keineswegs beklage
Was mir aber in meinen jungen Jahren täglich und unter allen Un
ständen gelang, gelingt mir jetzt nur periodenweise und unte
gewissen günstigen Bedingungen. – Als mich vor zehn, zwölf Jahre
in der glücklichen Zeit nach dem Befreiungskriege, die Gedichte d
‚Divan' in ihrer Gewalt hatten, war ich produktiv genug, um o
an einem Tage zwei bis drei zu machen; und auf freiem Felde, i
Wagen oder im Gasthof, es war mir alles gleich. Jetzt, am zweite
Teil meines ‚Faust', kann ich nur in den frühen Stunden des Tage
arbeiten, wo ich mich vom Schlaf erquickt und gestärkt fühle un
die Fratzen des täglichen Lebens mich noch nicht verwirrt habe
Und doch, was ist es, das ich ausführe! Im allerglücklichsten Fa
eine geschriebene Seite; in der Regel aber nur so viel, als man au
den Raum einer Handbreit schreiben könnte, und oft, bei unpro
duktiver Stimmung, noch weniger."

„Gibt es denn im allgemeinen", sagte ich, „kein Mittel, um eine produktive Stimmung hervorzubringen oder, wenn sie nicht mächtig genug wäre, sie zu steigern?"

„Um diesen Punkt", erwiderte Goethe, „steht es gar wunderlich, und wäre darüber allerlei zu denken und zu sagen.

Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. – Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes, zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. – Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es beliebt, und dem er sich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handele aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses. – Ich sage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab, und wie einzelne Menschen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohltätig fortwirkte.

Sodann aber gibt es eine Produktivität anderer Art, die schon eher irdischen Einflüssen unterworfen ist, und die der Mensch schon mehr in seiner Gewalt hat, obgleich er auch hier immer noch sich vor etwas Göttlichem zu beugen Ursache findet. In diese Region zähle ich alles zur Ausführung eines Planes Gehörige, alle Mittelglieder einer Gedankenkette, deren Endpunkte bereits leuchtend dastehen; ich zähle dahin alles dasjenige, was den sichtbaren Leib und Körper eines Kunstwerkes ausmacht.

So kam Shakespearen der erste Gedanke zu seinem ‚Hamlet', wo sich ihm der Geist des Ganzen als unerwarteter Eindruck vor die Seele stellte und er die einzelnen Situationen, Charaktere und Ausgang des Ganzen in erhöheter Stimmung übersah, als ein reines Geschenk von oben, worauf er keinen unmittelbaren Einfluß gehabt hatte, obgleich die Möglichkeit, ein solches Aperçu zu haben, immer einen Geist wie den seinigen voraussetzte. – Die spätere Ausführung der einzelnen Szenen aber und die Wechselreden der Personen hatte er vollkommen in seiner Gewalt, so daß er sie täglich und stündlich machen und daran wochenlang fortarbeiten konnte, wie es ihm nur beliebte. – Und zwar sehen wir an allem, was er ausführte, immer die gleiche Kraft der Produktion, und wir kommen in allen seinen Stücken nirgend auf eine Stelle, von der man sagen könnte, sie

sei nicht in der rechten Stimmung und nicht mit dem vollkomm
sten Vermögen geschrieben. Indem wir ihn lesen, erhalten wir
ihm den Eindruck eines geistig wie körperlich durchaus und s
gesunden kräftigen Menschen.

Gesetzt aber, eines dramatischen Dichters körperliche Konsti
tion wäre nicht so fest und vortrefflich, und er wäre vielmehr h
figen Kränklichkeiten und Schwächlichkeiten unterworfen, so wü
die zur täglichen Ausführung seiner Szenen nötige Produktiv
sicher sehr häufig stocken und oft wohl tagelang gänzlich mang
Wollte er nun, etwa durch geistige Getränke, die mangelnde P
duktivität herbeinötigen und die unzulängliche dadurch steigern
würde das allenfalls auch wohl angehen, allein man würde es al
Szenen, die er auf solche Weise gewissermaßen forciert hätte,
ihrem großen Nachteil anmerken.

Mein Rat ist daher, nichts zu forcieren und alle unproduktiv
Tage und Stunden lieber zu vertändeln und zu verschlafen, als
solchen Tagen etwas machen zu wollen, woran man später ke
Freude hat."

„Sie sprechen", erwiderte ich, „etwas aus, was ich selber sehr
erfahren und empfunden, und was man sicher als durchaus w
und richtig zu verehren hat. – Aber doch will mir scheinen, als
wohl jemand durch natürliche Mittel seine produktive Stimmu
steigern könnte, ohne sie gerade zu forcieren. – Ich war in mein
Leben sehr oft in dem Fall, bei gewissen komplizierten Zustän
zu keinem rechten Entschluß kommen zu können. Trank ich aber
solchen Fällen einige Gläser Wein, so war es mir sogleich klar, v
zu tun sei, und ich war auf der Stelle entschieden. – Das Fassen ei
Entschlusses ist aber doch auch eine Art Produktivität, und we
nun einige Gläser Wein diese Tugend bewirkten, so dürfte ein s
ches Mittel doch nicht ganz zu verwerfen sein."

„Ihrer Bemerkung", erwiderte Goethe, „will ich nicht wid
sprechen; was ich aber vorhin sagte, hat auch seine Richtigkeit, w
aus wir denn sehen, daß die Wahrheit wohl einem Diamant zu v
gleichen wäre, dessen Strahlen nicht nach einer Seite gehen, sond
nach vielen. – Da Sie übrigens meinen ‚Divan' so gut kennen,
wissen Sie, daß ich selber gesagt habe:

‚Wenn man getrunken hat,
Weiß man das Rechte',

und daß ich Ihnen also vollkommen beistimme. – Es liegen im W
allerdings produktivmachende Kräfte sehr bedeutender A
aber es kommt dabei alles auf Zustände und Zeit und Stunde

und was dem einen nützet, schadet dem andern. Es liegen ferner produktivmachende Kräfte in der Ruhe und im Schlaf; sie liegen aber auch in der Bewegung. Es liegen solche Kräfte im Wasser, und ganz besonders in der Atmosphäre. – Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist, als ob der Geist Gottes dort den Menschen unmittelbar anwehete und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte. – Lord Byron, der täglich mehrere Stunden im Freien lebte, bald zu Pferd am Strande des Meeres reitend, bald im Boote segelnd oder rudernd, dann sich im Meere badend und seine Körperkraft im Schwimmen übend, war einer der produktivsten Menschen, die je gelebt haben."

Goethe hatte sich mir gegenüber gesetzt, und wir sprachen noch über allerlei Dinge. Dann verweilten wir wieder bei Lord Byron, und es kamen die mancherlei Unfälle zur Erwähnung, die sein späteres Leben getrübt, bis zuletzt ein zwar edles Wollen, aber ein unseliges Geschick, ihn nach Griechenland geführt und vollends zugrunde gerichtet.

„Überhaupt", fuhr Goethe fort, „werden Sie finden, daß im mittleren Leben eines Menschen häufig eine Wendung eintritt, und daß, wie ihn in seiner Jugend alles begünstigte und alles ihm glückte, nun mit einemmal alles ganz anders wird, und ein Unfall und ein Mißgeschick sich auf das andere häuft.

Wissen Sie aber, wie ich es mir denke? – Der Mensch muß wieder ruiniert werden! – Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem. Da aber hienieden alles auf natürlichem Wege geschieht, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen anderen. Mozart starb in seinem sechsunddreißigsten Jahre. Raphael in fast gleichem Alter. – Byron nur zum weniges älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen, damit auch anderen Leuten in dieser, auf eine lange Dauer berechneten, Welt noch etwas zu tun übrigbliebe."

Es war indes tief Abend geworden, Goethe reichte mir seine liebe Hand, und ich ging.

Freitag, den 17. Oktober 1828*

Goethe liest seit einiger Zeit sehr eifrig den ‚Globe' und macht dieses Blatt sehr oft zum Gegenstand seines Gesprächs. Die Be-

mühungen Cousins[257] und seiner Schule erscheinen ihm besonders wichtig.

„Diese Männer", sagte er, „sind ganz auf dem Wege, eine Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland zu bewirken, indem sie eine Sprache bilden, die durchaus geeignet ist, den Ideenverkehr zwischen beiden Nationen zu erleichtern."

Auch hat der ‚Globe' für Goethe dadurch noch ein besonderes Interesse, daß die neuesten Produkte der schönen Literatur Frankreichs darin besprochen und die Freiheiten der romantischen Schule, oder vielmehr die Befreiung von den Fesseln nichtssagender Regeln, darin oft sehr lebhaft verteidigt werden.

„Was will der ganze Plunder gewisser Regeln einer steifen veralteten Zeit!" sagte er heute, „und was will all der Lärm über klassisch und romantisch! Es kommt darauf an, daß ein Werk durch und durch gut und tüchtig sei, und es wird auch wohl klassisch sein."

Donnerstag, den 23. Oktober 1828

Goethe sprach heute mit großer Anerkennung über eine kleine Schrift des Kanzlers, die den Großherzog Karl August zum Gegenstande hat und das tatenreiche Leben dieses seltenen Fürsten in gedrängter Kürze vorüberführt.

„Die kleine Schrift ist wirklich sehr gelungen", sagte Goethe, „das Material mit großer Umsicht und großem Fleiß zusammengebracht, sodann alles vom Hauch der innigsten Liebe beseelt, und zugleich die Darstellung so knapp und kurz, daß Tat auf Tat sich drängt und bei dem Anblick einer solchen Fülle von Leben und Tun es uns zumute wird, als würden wir von einem geistigen Schwindel ergriffen. Der Kanzler hat seine Schrift auch nach Berlin geschickt und darauf vor einiger Zeit einen höchst merkwürdigen Brief von Alexander von Humboldt erhalten, den ich nicht ohne tiefe Rührung habe lesen können. Humboldt war dem Großherzog während eines langen Lebens auf das innigste befreundet, welches freilich nicht zu verwundern, indem die reich angelegte tiefe Natur des Fürsten immer nach neuem Wissen bedürftig und grade Humboldt der Mann war, der bei seiner großen Universalität auf jede Frage die beste und gründlichste Antwort immer bereit hatte.

Nun fügte es sich in der Tat wunderbar, daß der Großherzog grade die letzten Tage vor seinem Tode in Berlin in fast bestän-

[257] Victor Cousin (1792–1867). Französischer Politiker und maßgebender Philosoph zur Zeit der Julirevolution 1830.

diger Gesellschaft mit Humboldt verleben und daß er über manches wichtige Problem, was ihm am Herzen lag, noch zuletzt von seinem Freunde Aufschluß erhalten konnte; und wiederum war es nicht ohne höhere günstige Einwirkung, daß einer der größten Fürsten, die Deutschland je besessen, einen Mann wie Humboldt zum Zeugen seiner letzten Tage und Stunden hatte. Ich habe mir von dem Brief eine Abschrift nehmen lassen und will Ihnen doch einiges daraus mitteilen."

Goethe stand auf und ging zu seinem Pult, wo er den Brief nahm und sich wieder zu mir an den Tisch setzte. Er las eine Weile im stillen. Ich sah Tränen in seinen Augen. „Lesen Sie es für sich", sagte er dann, indem er mir den Brief zureichte. Er stand auf und ging im Zimmer auf und ab, während ich las.

„Wer konnte mehr durch das schnelle Hinscheiden des Verewigten erschüttert werden", schreibt Humboldt, „als ich, den er seit dreißig Jahren mit so wohlwollender Auszeichnung, ich darf sagen, mit so aufrichtiger Vorliebe behandelt hatte. Auch hier wollte er mich fast zu jeder Stunde um sich haben; und, als sei eine solche Luzidität, wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen, der Vorbote des scheidenden Lichtes, nie habe ich den großen menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller ferneren Entwicklung des Volkslebens teilnehmender gesehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen.

Ich sagte mehrmals zu meinen Freunden ahnungsvoll und beängstigt, daß diese Lebendigkeit, diese geheimnisvolle Klarheit des Geistes, bei so viel körperlicher Schwäche, mir ein schreckhaftes Phänomen sei. Er selbst oszillierte[258] sichtbar zwischen Hoffnung der Genesung und Erwartung der großen Katastrophe.

Als ich ihn vierundzwanzig Stunden vor dieser zuletzt sah, beim Frühstück, er krank und ohne Neigung, etwas zu genießen, fragte er noch lebendig nach den von Schweden herübergekommenen Granitgeschieben baltischer Länder, nach Kometschweifen, welche sich unserer Atmosphäre trübend einmischen könnten, nach der Ursache der großen Winterkälte an allen östlichen Küsten.

Als ich ihn zuletzt sah, drückte er mir zum Abschied die Hand mit den heiteren Worten: ‚Sie glauben, Humboldt, Töplitz und alle warmen Quellen seien wie Wasser, die man künstlich erwärmt? Das ist nicht Küchenfeuer! – Darüber streiten wir in Töplitz, wenn Sie mit dem König kommen. Sie sollen sehen, Ihr altes Küchenfeuer wird mich doch noch einmal wieder zusammenhalten.' Sonderbar! denn alles wird bedeutend bei so einem Manne.

[258] schwanken.

In Potsdam saß ich mehrere Stunden allein mit ihm auf dem Kanapee; er trank und schlief abwechselnd, trank wieder, stand auf, um an seine Gemahlin zu schreiben, dann schlief er wieder. Er war heiter, aber sehr erschöpft. In den Intervallen bedrängte er mich mit den schwierigsten Fragen: über Physik, Astronomie, Meteorologie und Geognosie[259], über Durchsichtigkeit eines Kometenkerns, über Mondatmosphäre, über die farbigen Doppelsterne, über Einfluß der Sonnenflecke auf Temperatur, Erscheinen der organischen Formen in der Urwelt, innere Erdwärme. Er schlief mitten in seiner und meiner Rede ein, wurde oft unruhig und sagte dann, über seine scheinbare Unaufmerksamkeit milde und freundlich um Verzeihung bittend: ‚Sie sehen, Humboldt, es ist aus mit mir!'

Auf einmal ging er desultorisch[260] in religiöse Gespräche über. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolutismus und Niederschlagen aller freieren Geistesregungen. ‚Dazu sind es unwahre Bursche', rief er aus, ‚die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten! – Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen.' –

Bald legte sich sein Zorn, und nun sagte er, wie er jetzt viel Tröstliches in der christlichen Religion finde. ‚Das ist eine menschenfreundliche Lehre', sagte er; ‚aber von Anfang an hat man sie verunstaltet. Die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultras.'"

Ich gab Goethen über diesen herrlichen Brief meine innige Freude zu erkennen. „Sie sehen", sagte Goethe, „was für ein bedeutender Mensch er war. Aber wie gut ist es von Humboldt, daß er diese wenigen letzten Züge aufgefaßt, die wirklich als Symbol gelten können, worin die ganze Natur des vorzüglichen Fürsten sich spiegelt. Ja, so war er! – Ich kann es am besten sagen, denn es kannte ihn im Grunde niemand so durch und durch, wie ich selber. Ist es aber nicht ein Jammer, daß kein Unterschied ist, und daß auch ein solcher Mensch so früh dahin muß! – Nur ein lumpiges Jahrhundert länger, und wie würde er an so hoher Stelle seine Zeit vorwärtsgebracht haben! – Aber wissen Sie was? Die Welt soll nicht so rasch zum Ziele, als wir denken und wünschen. Immer sind die retardierenden Dämonen da, die überall dazwischen- und überall entgegentreten, so daß es zwar im ganzen vorwärtsgeht, aber sehr langsam. Leben Sie nur fort, und Sie werden schon finden, daß ich recht habe."

[259] ältere Bezeichnung für Geologie. [260] unbeständig.

„Die Entwicklung der Menschheit", sagte ich, „scheint auf Jahrtausende angelegt."

„Wer weiß", erwiderte Goethe, „– vielleicht auf Millionen! Aber laß die Menschheit dauern, solange sie will, es wird ihr nie an Hindernissen fehlen, die ihr zu schaffen machen, und nie an allerlei Not, damit sie ihre Kräfte entwickele. Klüger und einsichtiger wird sie werden, aber besser, glücklicher und tatkräftiger nicht, oder doch nur auf Epochen. Ich sehe die Zeit kommen, wo Gott keine Freude mehr an ihr hat und er abermals alles zusammenschlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung. Ich bin gewiß, es ist alles danach angelegt, und es steht in der fernen Zukunft schon Zeit und Stunde fest, wann diese Verjüngungsepoche eintritt. Aber bis dahin hat es sicher noch gute Weile, und wir können noch Jahrtausende und aber Jahrtausende auf dieser lieben alten Fläche, wie sie ist, allerlei Spaß haben."

Goethe war in besonders guter erhöhter Stimmung. Er ließ eine Flasche Wein kommen, wovon er sich und mir einschenkte. Unser Gespräch ging wieder auf den Großherzog Karl August zurück.

„Sie sehen", sagte Goethe, „wie sein außerordentlicher Geist das ganze Reich der Natur umfaßte. Physik, Astronomie, Geognosie, Meteorologie, Pflanzen- und Tierformen der Urwelt, und was sonst dazu gehört, er hatte für alles Sinn und für alles Interesse. Er war achtzehn Jahre alt, als ich nach Weimar kam; aber schon damals zeigten seine Keime und Knospen, was einst der Baum sein würde. Er schloß sich bald auf das innigste an mich an und nahm an allem, was ich trieb, gründlichen Anteil. Daß ich fast zehn Jahre älter war, als er, kam unserm Verhältnis zugute. Er saß ganze Abende bei mir in tiefen Gesprächen über Gegenstände der Kunst und Natur, und was sonst allerlei Gutes vorkam. Wir saßen oft tief in die Nacht hinein, und es war nicht selten, daß wir nebeneinander auf meinem Sofa einschliefen. Fünfzig Jahre lang haben wir es miteinander fortgetrieben, und es wäre kein Wunder, wenn wir es endlich zu etwas gebracht hätten." –

„Eine so gründliche Bildung", sagte ich, „wie sie der Großherzog gehabt zu haben scheint, mag bei fürstlichen Personen selten vorkommen."

„Sehr selten!" erwiderte Goethe. „Es gibt zwar viele, die fähig sind, über alles sehr geschickt mitzureden; aber sie haben es nicht im Innern und krabbeln nur an den Oberflächen. Und es ist kein Wunder, wenn man die entsetzlichen Zerstreuungen und Zerstükkelungen bedenkt, die das Hofleben mit sich führt, und denen ein junger Fürst ausgesetzt ist. Von allem soll er Notiz nehmen. Er

soll ein bißchen das kennen und ein bißchen das, und dann ei
bißchen das und wieder ein bißchen das. Dabei kann sich abe
nichts setzen und nichts Wurzel schlagen, und es gehört der Fon
einer gewaltigen Natur dazu, um bei solchen Anforderungen nich
in Rauch aufzugehen. Der Großherzog war freilich ein geborene
großer Mensch, womit alles gesagt und alles getan ist."

„Bei allen seinen höheren wissenschaftlichen und geistigen Rich
tungen", sagte ich, „scheint er doch auch das Regieren verstande
zu haben."

„Er war ein Mensch aus dem Ganzen", erwiderte Goethe, „un
es kam bei ihm alles aus einer einzigen großen Quelle. Und wi
das Ganze gut war, so war das Einzelne gut, er mochte tun un
treiben, was er wollte. Übrigens kamen ihm zur Führung de
Regiments besonders drei Dinge zustatten. Er hatte die Gabe
Geister und Charaktere zu unterscheiden und jeden an seine
Platz zu stellen. Das war sehr viel. Dann hatte er noch etwas, wa
ebensoviel war, wo nicht noch mehr: Er war beseelt von den
edelsten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe, und wollte
mit ganzer Seele nur das Beste. Er dachte immer zuerst an da
Glück des Landes und ganz zuletzt erst ein wenig an sich selbe
Edlen Menschen entgegenzukommen, gute Zwecke befördern zu
helfen, war seine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm vie
Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen. Liebe
aber erzeugt Liebe. Wer aber geliebt ist, hat leicht regieren.

Und drittens: Er war größer als seine Umgebung. Neben zehn
Stimmen, die ihm über einen gewissen Fall zu Ohren kamen, ver
nahm er die elfte, bessere, in sich selber. Fremde Zuflisterungen
glitten an ihm ab, und er kam nicht leicht in den Fall, etwas Un
fürstliches zu begehen, indem er das zweideutig gemachte Verdiens
zurücksetzte und empfohlene Lumpe in Schutz nahm. Er sah über
all selber, urteilte selber und hatte in allen Fällen in sich selbe
die sicherste Basis. Dabei war er schweigsamer Natur, und seine
Worten folgte die Handlung."

„Wie leid tut es mir", sagte ich, „daß ich nicht viel mehr vo
ihm gekannt habe als sein Äußeres; doch das hat sich mir tief ein
geprägt. Ich sehe ihn noch immer auf seiner alten Droschke, in
abgetragenen grauen Mantel und Militärmütze und eine Zigarr
rauchend, wie er auf die Jagd fuhr, seine Lieblingshunde nebenher
Ich habe ihn nie anders fahren sehen als auf dieser unansehnliche
alten Droschke. Auch nie anders als zweispännig. Ein Gepränge
mit sechs Pferden und Röcke mit Ordenssternen scheint nicht seh
nach seinem Geschmack gewesen zu sein."

„Das ist", erwiderte Goethe, „jetzt bei Fürsten überhaupt kaum mehr an der Zeit. Es kommt jetzt darauf an, was einer auf der Wage der Menschheit wiegt; alles übrige ist eitel. Ein Rock mit dem Stern und ein Wagen mit sechs Pferden imponiert noch allenfalls der rohesten Masse, und kaum dieser. Übrigens hing die alte Droschke des Großherzogs kaum in Federn. Wer mit ihm fuhr, hatte verzweifelte Stöße auszuhalten. Aber das war ihm eben recht. Er liebte das Derbe und Unbequeme und war ein Feind aller Verweichlichung."

„Spuren davon", sagte ich, „sieht man schon in Ihrem Gedicht ‚Ilmenau', wo Sie ihn nach dem Leben gezeichnet zu haben scheinen."

„Er war damals sehr jung", erwiderte Goethe; „doch ging es mit uns freilich etwas toll her. Er war wie ein edler Wein, aber noch in gewaltiger Gärung. Er wußte mit seinen Kräften nicht, wo hinaus, und wir waren oft sehr nahe am Halsbrechen. Auf Parforcepferden über Hecken, Gräben und durch Flüsse, und bergauf, bergein sich tagelang abarbeiten, und dann nachts unter freiem Himmel kampieren, etwa bei einem Feuer im Walde: das war nach seinem Sinne. Ein Herzogtum geerbt zu haben, war ihm nichts, aber hätte er sich eines erringen, erjagen oder erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen.

Das Ilmenauer Gedicht", fuhr Goethe fort, „enthält als Episode eine Epoche, die im Jahre 1783, als ich es schrieb, bereits mehrere Jahre hinter uns lag, so daß ich mich selber darin als eine historische Figur zeichnen und mit meinem eigenen Ich früherer Jahre eine Unterhaltung führen konnte. Es ist darin, wie Sie wissen, eine nächtliche Szene vorgeführt, etwa nach einer solchen halsbrechenden Jagd im Gebirge. Wir hatten uns am Fuße eines Felsens kleine Hütten gebaut und mit Tannenreisern gedeckt, um darin auf trockenem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten mehrere Feuer, und wir kochten und brieten, was die Jagd gegeben hatte. Knebel, dem schon damals die Tabakspfeife nicht kalt wurde, saß dem Feuer zunächst und ergötzte die Gesellschaft mit allerlei trockenen Späßen, während die Weinflasche von Hand zu Hand ging. Seckendorf, der schlanke, mit den langen feinen Gliedern, hatte sich behaglich am Stamm eines Baumes hingestreckt und summte allerlei Poetisches. – Abseits, in einer ähnlichen kleinen Hütte, lag der Herzog im tiefen Schlaf. Ich selber saß davor, bei glimmenden Kohlen, in allerlei schweren Gedanken, auch in Anwandlungen von Bedauern über mancherlei Unheil, das meine Schriften angerichtet. Knebel und Seckendorf erscheinen mir noch jetzt gar nicht schlecht gezeich-

net, und auch der junge Fürst nicht, in diesem düstern Ungestü
seines zwanzigsten Jahres.

Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmutiger Bewegung
Ruht er unmutig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein.

So war er ganz und gar. Es ist darin nicht der kleinste Zug übe
trieben. Doch aus dieser Sturm- und Drangperiode hatte sich d
Herzog bald zu wohltätiger Klarheit durchgearbeitet, so daß i
ihn zu seinem Geburtstage im Jahre 1783 an diese Gestalt sein
früheren Jahre sehr wohl erinnern mochte.

Ich leugne nicht, er hat mir anfänglich manche Not und Sor
gemacht. Doch seine tüchtige Natur reinigte sich bald und bilde
sich bald zum besten, so daß es eine Freude wurde, mit ihm zu leb
und zu wirken."

„Sie machten", bemerkte ich, „in dieser ersten Zeit mit ihm ei
einsame Reise durch die Schweiz."

„Er liebte überhaupt das Reisen", erwiderte Goethe; „doch w
es nicht sowohl um sich zu amüsieren und zu zerstreuen, als u
überall die Augen und Ohren offen zu haben und auf allerlei Gut
und Nützliches zu achten, das er in seinem Lande einführen könnt
Ackerbau, Viehzucht und Industrie sind ihm auf diese Weise u
endlich viel schuldig geworden. Überhaupt waren seine Tendenz
nicht persönlich, egoistisch, sondern rein produktiver Art, und zw
produktiv für das allgemeine Beste. Dadurch hat er sich denn au
einen Namen gemacht, der über dieses kleine Land weit hinausgeht

„Sein sorgloses einfaches Äußere", sagte ich, „schien anzudeute
daß er den Ruhm nicht suche, und daß er sich wenig aus ihm mach
Es schien, als sei er berühmt geworden, ohne sein weiteres Zutu
bloß wegen seiner stillen Tüchtigkeit."

„Es ist damit ein eigenes Ding", erwiderte Goethe. „Ein Ho
brennt, weil es Stoff dazu in sich hat, und ein Mensch wird berühm
weil der Stoff dazu in ihm vorhanden. Suchen läßt sich der Ruh

nicht, und alles Jagen danach ist eitel. Es kann sich wohl jemand durch kluges Benehmen und allerlei künstliche Mittel eine Art von Namen machen. Fehlt aber dabei das innere Juwel, so ist es eitel und hält nicht auf den andern Tag.

Ebenso ist es mit der Gunst des Volkes. Er suchte sie nicht und tat den Leuten keineswegs schön; aber das Volk liebte ihn, weil es fühlte, daß er ein Herz für sie habe."

Goethe erwähnte sodann die übrigen Glieder des großherzoglichen Hauses, und wie durch alle der Zug eines edlen Charakters gehe. Er sprach über die Herzensgüte des jetzigen Regenten, über die großen Hoffnungen, zu denen der junge Prinz berechtige, und verbreitete sich mit sichtbarer Liebe über die seltenen Eigenschaften der jetzt regierenden hohen Fürstin, welche im edelsten Sinne große Mittel verwende, um überall Leiden zu lindern und gute Keime zu wecken. „Sie ist von jeher für das Land ein guter Engel gewesen", sagte er, „und wird es mehr und mehr, je länger sie mit ihm verbunden ist. Ich kenne die Großherzogin seit dem Jahre 1805 und habe Gelegenheit in Menge gehabt, ihren Geist und Charakter zu bewundern. Sie ist eine der besten und bedeutendsten Frauen unserer Zeit und würde es sein, wenn sie auch keine Fürstin wäre. Und das ist's eben, worauf es ankommt, daß, wenn auch der Purpur abgelegt worden, noch sehr viel Großes, ja eigentlich noch das Beste, übrigbleibe." Wir sprachen sodann über die Einheit Deutschlands, und in welchem Sinne sie möglich und wünschenswert.

„Mir ist nicht bange", sagte Goethe, „daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige tun. Vor allen aber sei es eins in Liebe untereinander! und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind! Es sei eins, daß der deutsche Taler und Groschen im ganzen Reich gleichen Wert habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten werde, als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel, und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag.

Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, und daß diese eine große Residenz wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrtum.

Man hat einen Staat wohl einem lebendigen Körper mit vie
Gliedern verglichen, und so ließe sich wohl die Residenz eines St
tes dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlst
in die einzelnen nahen und fernen Glieder strömt. Sind aber
Glieder sehr ferne vom Herzen, so wird das zuströmende Le
schwach und immer schwächer empfunden werden. Ein geistreich
Franzose, ich glaube Dupin, hat eine Karte über den Kulturzusta
Frankreichs entworfen und die größere oder geringere Aufkläru
der verschiedenen Departements mit helleren oder dunkleren F
ben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun, besonders
südlichen, weit von der Residenz entlegenen Provinzen, einze
Departements, die in ganz schwarzer Farbe daliegen, als Zeich
einer dort herrschenden großen Finsternis. Würde das aber w
sein, wenn das schöne Frankreich, statt des einen großen Mitt
punktes, zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben a
ginge?

Wodurch ist Deutschland groß, als durch eine bewundernswü
dige Volkskultur, die alle Teile des Reichs gleichmäßig durchdru
gen hat. Sind es aber nicht die einzelnen Fürstensitze, von der
sie ausgeht, und welche ihre Träger und Pfleger sind? – Gesetzt, v
hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Reside
städte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch seh
wie es um die deutsche Kultur stände! ja auch um einen überall v
breiteten Wohlstand, der mit der Kultur Hand in Hand geht!

Deutschland hat über zwanzig im ganzen Reich verteilte Univ
sitäten, und über hundert ebenso verbreitete öffentliche Bibliotl
ken. An Kunstsammlungen und Sammlungen von Gegenständ
aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl; denn jeder Fürst h
dafür gesorgt, dergleichen Schönes und Gutes in seine Nähe her
zuziehen. Gymnasien und Schulen für Technik und Industrie si
im Überfluß da. Ja es ist kaum ein deutsches Dorf, das nicht se
Schule hätte. Wie steht es aber um diesen letzten Punkt in Fran
reich! –

Und wiederum die Menge deutscher Theater, deren Zahl üb
siebenzig hinausgeht, und die doch auch als Träger und Beförde
höherer Volksbildung keineswegs zu verachten. Der Sinn für Mu
und Gesang und ihre Ausübung ist in keinem Lande verbreitet, v
in Deutschland, und das ist auch etwas! –

Nun denken Sie aber an Städte wie Dresden, München, Stuttga
Kassel, Braunschweig, Hannover und ähnliche; denken Sie an
großen Lebenselemente, die diese Städte in sich selber tragen; d
ken Sie an die Wirkungen, die von ihnen auf die benachbarten P

vinzen ausgehen, und fragen Sie sich, ob das alles sein würde, wenn sie nicht seit langen Zeiten die Sitze von Fürsten gewesen? –

Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck sind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlstand von Deutschland gar nicht zu berechnen. Würden sie aber wohl bleiben, was sie sind, wenn sie ihre eigene Souveränetät verlieren und irgendeinem großen deutschen Reich als Provinzstädte einverleibt werden sollten? – Ich habe Ursache, daran zu zweifeln."

1830-1832

Sonntag, den 31. Januar 1830*

Besuch bei Goethe in Begleitung des Prinzen. Er empfing uns i seinem Arbeitszimmer.

Wir sprachen über die verschiedenen Ausgaben seiner Werke, w bei es mir auffallend war, von ihm zu hören, daß er den größt Teil dieser Editionen selber nicht besitze. Auch die erste Ausga seines ‚Römischen Karnevals', mit Kupfern nach eigenen Origin zeichnungen, besitze er nicht. Er habe, sagte er, in einer Aukti sechs Taler dafür geboten, ohne sie zu erhalten.

Er zeigte uns darauf das erste Manuskript seines ‚Götz von Be lichingen', ganz in der ursprünglichen Gestalt, wie er es vor läng als fünfzig Jahren auf Anregung seiner Schwester in wenigen W chen geschrieben. Die schlanken Züge der Handschrift trugen sch ganz den freien klaren Charakter, wie ihn seine deutsche Schr später immer behalten und auch noch jetzt hat. Das Manuskript w sehr reinlich, man las ganze Seiten ohne die geringste Korrekt so daß man es eher für eine Kopie, als für einen ersten raschen Er wurf hätte halten sollen.

Seine frühesten Werke hat Goethe, wie er uns sagte, alle m eigener Hand geschrieben, auch seinen ‚Werther', doch ist das M nuskript verloren gegangen. In späterer Zeit dagegen hat er f alles diktiert, und nur Gedichte und flüchtig notierte Pläne find sich von seiner eigenen Hand. Sehr oft hat er nicht daran gedac von einem neuen Produkt eine Abschrift nehmen zu lassen; vi mehr hat er häufig die kostbarste Dichtung dem Zufall preisgegeb indem er öfter als einmal das einzige Exemplar, das er besaß, na Stuttgart in die Druckerei schickte.

Nachdem wir das Manuskript des ‚Berlichingen' genugsam b trachtet, zeigte Goethe uns das Original seiner ‚Italienischen Reis In diesen täglich niedergeschriebenen Beobachtungen und Beme kungen finden sich in bezug auf die Handschrift dieselbigen gut Eigenschaften, wie bei seinem ‚Götz'. Alles ist entschieden, fest u

sicher, nichts ist korrigiert, und man sieht, daß dem Schreibenden das Detail seiner augenblicklichen Notizen immer frisch und klar vor der Seele stand. Nichts ist veränderlich und wandelbar, ausgenommen das Papier, das in jeder Stadt, wo der Reisende sich aufhielt, in Format und Farbe stets ein anderes wurde.

Gegen das Ende dieses Manuskriptes fand sich eine geistreich hingeworfene Federzeichnung von Goethe, nämlich die Abbildung eines italienischen Advokaten, wie er in seiner großen Amtskleidung vor Gericht eine Rede hält. Es war die merkwürdigste Figur, die man sich denken konnte, und sein Anzug so auffallend, daß man hätte glauben sollen, er habe ihn gewählt, um auf eine Maskerade zu gehen. Und doch war alles nur eine treue Darstellung nach dem wirklichen Leben. Den Zeigefinger auf die Spitze des Daumens und und die übrigen Finger ausgestreckt haltend, stand der dicke Redner behaglich da; und diese wenige Bewegung paßte recht gut zu der großen Perücke, womit er sich behängt hatte.

Montag, den 15. Februar 1830*

Ich war diesen Vormittag einen Augenblick bei Goethe, um mich im Namen der Frau Großherzogin nach seinem Befinden zu erkundigen. Ich fand ihn betrübt und gedankenvoll und von der gestrigen etwas gewaltsamen Aufgeregtheit keine Spur. Er schien die Lücke, die der Tod in ein funfzigjähriges freundschaftliches Verhältnis gerissen, heute tief zu empfinden. „Ich muß mit Gewalt arbeiten", sagte er, „um mich oben zu halten und mich in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn, unerachtet aller Erfahrung, bei einem uns teuren Gegenstande nicht für möglich hält und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt. Er ist gewissermaßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird. Und dieser Übergang aus einer uns bekannten Existenz in eine andere, von der wir auch gar nichts wissen, ist etwas so Gewaltsames, daß es für die Zurückbleibenden nicht ohne die tiefste Erschütterung abgeht."

Freitag, den 5. März 1830*

Eine nahe Verwandte der Jugendgeliebten Goethes, Fräulein von Türkheim, war einige Zeit in Weimar. Ich drückte heute gegen Goethe mein Bedauern über ihre Abreise aus. „Sie ist so jung", sagte ich, „und zeigt eine erhabene Gesinnung und einen so reifen

Geist, wie man ihn bei solchem Alter selten findet. Ihr Erscheine hat überhaupt in Weimar großen Eindruck gemacht. Wäre s länger geblieben, sie hätte für manchen gefährlich werden können

„Wie sehr tut es mir leid", erwiderte Goethe, „daß ich sie nic öfter gesehen, und daß ich anfänglich immer verschoben habe, s einzuladen, um mich ungestört mit ihr zu unterhalten und d geliebten Züge ihrer Verwandten in ihr wieder aufzusuchen.

Der vierte Band von ‚Wahrheit und Dichtung'", fuhr er fo „wo Sie die jugendliche Glücks- und Leidensgeschichte meiner Lieb zu Lili erzählt finden werden, ist seit einiger Zeit vollendet. I hätte ihn längst früher geschrieben und herausgegeben, wenn mi nicht gewisse zarte Rücksichten gehindert hätten, und zwar nich Rücksichten gegen mich selber, sondern gegen die damals noc lebende Geliebte. Ich wäre stolz gewesen, es der ganzen Welt z sagen, wie sehr ich sie geliebt; und ich glaube, sie wäre nicht e rötet, zu gestehen, daß meine Neigung erwidert wurde. Aber hatt ich das Recht, es öffentlich zu sagen, ohne ihre Zustimmung? I hatte immer die Absicht, sie darum zu bitten; doch zögerte ic damit hin, bis es endlich nicht mehr nötig war.

Indem Sie", fuhr Goethe fort, „mit solchem Anteil über d liebenswürdige junge Mädchen reden, das uns jetzt verläßt, e wecken Sie in mir alle meine alten Erinnerungen. Ich sehe d reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es ist mi als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie wa in der Tat die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ic sagen, daß sie die letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jene ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich.

Ich bin", fuhr Goethe fort, „meinem eigentlichen Glücke nie s nahe gewesen, als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse die uns auseinanderhielten, waren im Grunde nicht unübersteig lich, – und doch ging sie mir verloren!

Meine Neigung zu ihr hatte etwas so Delikates und etwas s Eigentümliches, daß es jetzt, in Darstellung jener schmerzlich glücklichen Epoche, auf meinen Stil Einfluß gehabt hat. Wenn Si künftig den vierten Band von ‚Wahrheit und Dichtung' lesen, s werden Sie finden, daß jene Liebe etwas ganz anderes ist, als ein Liebe in Romanen."

„Dasselbige", erwiderte ich, „könnte man auch von Ihrer Lieb zu Gretchen und Friederike sagen. Die Darstellung von beiden is gleichfalls so neu und originell, wie die Romanschreiber dergleiche nicht erfinden und ausdenken. Es scheint dieses von der große

Wahrhaftigkeit des Erzählers herzurühren, der das Erlebte nicht zu bemänteln gesucht, um es zu größerem Vorteil erscheinen zu lassen, und der jede empfindsame Phrase vermieden, wo schon die einfache Darlegung der Ereignisse genügte.

Auch ist die Liebe selbst", fügte ich hinzu, „sich niemals gleich; sie ist stets original und modifiziert sich stets nach dem Charakter und der Persönlichkeit derjenigen, die wir lieben."

„Sie haben vollkommen recht", erwiderte Goethe; „denn nicht bloß wir sind die Liebe, sondern es ist es auch das uns anreizende Liebe Objekt. Und dann, was nicht zu vergessen, kommt als ein mächtiges Drittes noch das Dämonische hinzu, das jede Leidenschaft zu begleiten pflegt, und das in der Liebe sein eigentliches Element findet. In meinem Verhältnis zu Lili war es besonders wirksam; es gab meinem ganzen Leben eine andere Richtung, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß meine Herkunft nach Weimar und mein jetziges Hiersein davon eine unmittelbare Folge war."

Sonntag, den 14. März 1830

... Die ‚Braut von Korinth' gab Goethen Anlaß, auch von seinen übrigen Balladen zu reden. „Ich verdanke sie größtenteils Schillern", sagte er, „der mich dazu trieb, weil er immer etwas Neues für seine ‚Horen'[261] brauchte. Ich hatte sie alle schon seit vielen Jahren im Kopf, sie beschäftigten meinen Geist als anmutige Bilder, als schöne Träume, die kamen und gingen, und womit die Phantasie mich spielend beglückte. Ich entschloß mich ungern dazu, diesen mir seit so lange befreundeten glänzenden Erscheinungen ein Lebewohl zu sagen, indem ich ihnen durch das ungenügende dürftige Wort einen Körper verlieh. Als sie auf dem Papiere standen, betrachtete ich sie mit einem Gemisch von Wehmut; es war mir, als sollte ich mich auf immer von einem geliebten Freunde trennen.

Zu anderen Zeiten", fuhr Goethe fort, „ging es mir mit meinen Gedichten gänzlich anders. Ich hatte davon vorher durchaus keine Eindrücke und keine Ahnung, sondern sie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht sein, so daß ich sie auf der Stelle instinktmäßig und traumartig niederzuschreiben mich getrieben fühlte. In solchem nachtwandlerischen Zustande geschah es oft, daß ich einen ganz schief liegenden Papierbogen vor mir hatte, und daß ich dieses erst bemerkte, wenn alles geschrieben war,

[261] Von Schiller herausgegebene Zeitschrift.

oder wenn ich zum Weiterschreiben keinen Platz fand. Ich h
mehrere solcher in der Diagonale geschriebene Blätter besessen;
sind mir jedoch nach und nach abhanden gekommen, so daß es
leid tut, keine Proben solcher poetischen Vertiefung mehr v
zeigen zu können."

Das Gespräch lenkte sich sodann auf die französische Litera
zurück, und zwar auf die allerneueste ultraromantische Richtu
einiger nicht unbedeutender Talente. Goethe war der Meinu
daß diese im Werden begriffene poetische Revolution der Litera
selber im hohen Grade günstig, den einzelnen Schriftstellern ab
die sie bewirken, nachteilig sei.

„Bei keiner Revolution", sagte er, „sind die Extreme zu v
meiden. Bei der politischen will man anfänglich gewöhnlich nic
weiter als die Abstellung von allerlei Mißbräuchen; aber ehe m
es sich versieht, steckt man tief in Blutvergießen und Greueln.
wollten auch die Franzosen bei ihrer jetzigen literarischen Umw
zung anfänglich nichts weiter als eine freiere Form; aber da
bleiben sie jetzt nicht stehen, sondern sie verwerfen neben
Form auch den bisherigen Inhalt. – Die Darstellung edler Ges
nungen und Taten fängt man an für langweilig zu erklären, u
man versucht sich in Behandlung von allerlei Verruchtheiten.
die Stelle des schönen Inhalts griechischer Mythologie treten Teuf
Hexen und Vampire, und die erhabenen Helden der Vorzeit m
sen Gaunern und Galeerensklaven Platz machen. Dergleichen
pikant! das wirkt! – Nachdem aber das Publikum diese stark
pfefferte Speise einmal gekostet und sich daran gewöhnt hat, w
es nur immer nach Mehrerem und Stärkerem begierig. Ein jun
Talent, das wirken und anerkannt sein will und nicht groß genug
auf eigenem Wege zu gehen, muß sich dem Geschmack des Tages b
quemen, ja es muß seine Vorgänger im Schreck- und Schauerlich
noch zu überbieten suchen. In diesem Jagen nach äußeren Effek
mitteln aber wird jedes tiefere Studium und jedes stufenwe
gründliche Entwickeln des Talentes und Menschen von innen h
aus ganz außer acht gelassen. Das ist aber der größte Schaden,
dem Talent begegnen kann, wiewohl die Literatur im allgemein
bei dieser augenblicklichen Richtung gewinnen wird."

„Wie kann aber", versetzte ich, „ein Bestreben, das die einzeln
Talente zugrunde richtet, der Literatur im allgemeinen günsti
sein?" –

„Die Extreme und Auswüchse, die ich bezeichnet habe", erwide
Goethe, „werden nach und nach verschwinden; aber zuletzt w
der sehr große Vorteil bleiben, daß man neben einer freieren Fo

auch einen reicheren, verschiedenartigeren Inhalt wird erreicht haben und man keinen Gegenstand der breitesten Welt und des mannigfaltigsten Lebens als unpoetisch mehr wird ausschließen. Ich vergleiche die jetzige literarische Epoche dem Zustande eines heftigen Fiebers, das zwar an sich nicht gut und wünschenswert ist, aber eine bessere Gesundheit als heitere Folge hat. Dasjenige wirklich Verruchte, was jetzt oft den ganzen Inhalt eines poetischen Werkes ausmacht, wird künftig nur als wohltätiges Ingrediens eintreten; ja man wird das augenblicklich verbannte durchaus Reine und Edle bald mit desto größerem Verlangen wieder hervorsuchen."

„Es ist mir auffallend", bemerkte ich, „daß auch Mérimée, der doch zu Ihren Lieblingen gehört, durch die abscheulichen Gegenstände seiner ‚Guzla' gleichfalls jene ultraromantische Bahn betreten hat."

„Mérimée", erwiderte Goethe, „hat diese Dinge ganz anders traktiert, als seine Mitgesellen. Es fehlt freilich diesen Gedichten nicht an allerlei schauerlichen Motiven von Kirchhöfen, nächtlichen Kreuzwegen, Gespenstern und Vampiren; allein alle diese Widerwärtigkeiten berühren nicht das Innere des Dichters, er behandelt sie vielmehr aus einer gewissen objektiven Ferne und gleichsam mit Ironie. Er geht dabei ganz zu Werke wie ein Künstler, dem es Spaß macht, auch einmal so etwas zu versuchen. Er hat sein eigenes Innere, wie gesagt, dabei gänzlich verleugnet, ja er hat dabei sogar den Franzosen verleugnet, und zwar so sehr, daß man diese Gedichte der ‚Guzla' anfänglich für wirklich illyrische Volksgedichte gehalten und also nur wenig gefehlt hat, daß ihm die beabsichtigte Mystifikation gelungen wäre.

Mérimée", fuhr Goethe fort, „ist freilich ein ganzer Kerl! wie denn überhaupt zum objektiven Behandeln eines Gegenstandes mehr Kraft und Genie gehört, als man denkt. So hat auch Byron, trotz seiner stark vorwaltenden Persönlichkeit, zuweilen die Kraft gehabt, sich gänzlich zu verleugnen, wie dies an einigen seiner dramatischen Sachen, und besonders an seinem ‚Marino Faliero', zu sehen. Bei diesem Stück vergißt man ganz, daß Byron, ja daß ein Engländer es geschrieben. Wir leben darin ganz und gar zu Venedig und ganz und gar in der Zeit, in der die Handlung vorgeht. Die Personen reden ganz aus sich selber und aus ihrem eigenen Zustande heraus, ohne etwas von subjektiven Gefühlen, Gedanken und Meinungen des Dichters an sich zu haben. Das ist die rechte Art! – Von unsern jungen französischen Romantikern der übertriebenen Sorte ist das freilich nicht zu rühmen. Was ich auch von ihnen gelesen: Gedichte, Romane, dramatische Arbeiten, es trug alles die persönliche

Farbe des Autors, und es machte mich nie vergessen, daß ein Pariser daß ein Franzose es geschrieben; ja selbst bei behandelten ausländischen Stoffen blieb man doch immer in Frankreich und Paris durchaus befangen in allen Wünschen, Bedürfnissen, Konflikten und Gärungen des augenblicklichen Tages."

„Auch Béranger", warf ich versuchend ein, „hat nur Zustände der großen Hauptstadt und nur sein eigenes Innere ausgesprochen."

„Das ist auch ein Mensch danach", erwiderte Goethe, „dessen Darstellung und dessen Inneres etwas wert ist. Bei ihm findet sich der Gehalt einer bedeutenden Persönlichkeit. Béranger ist eine durchaus glücklich begabte Natur, fest in sich selber begründet, rein aus sich selber entwickelt, und durchaus mit sich selber in Harmonie. Er hat nie gefragt: was ist an der Zeit? was wirkt? was gefällt? und was machen die anderen? damit er es ihnen nachmachte. Er hat immer nur aus dem Kern seiner eigenen Natur heraus gewirkt, ohne sich zu bekümmern, was das Publikum, oder was diese oder jene Partei erwarte. Er hat freilich in verschiedenen bedenklichen Epochen nach den Stimmungen, Wünschen und Bedürfnissen des Volkes hingehorcht; allein das hat ihn nur in sich selber befestigt, indem es ihm sagte, daß sein eigenes Innere mit dem des Volkes in Harmonie stand; aber es hat ihn nie verleitet, etwas anderes auszusprechen, als was bereits in seinem eigenen Herzen lebte.

Sie wissen, ich bin im ganzen kein Freund von sogenannten politischen Gedichten; allein solche, wie Béranger sie gemacht hat, lasse ich mir gefallen. Es ist bei ihm nichts aus der Luft gegriffen, nichts von bloß imaginierten oder imaginären Interessen, er schießt nie ins Blaue hinein, vielmehr hat er stets die entschiedensten und zwar immer bedeutende Gegenstände. Seine liebende Bewunderung Napoleons und das Zurückdenken an die großen Waffentaten, die unter ihm geschehen, und zwar zu einer Zeit, wo diese Erinnerung den etwas gedrückten Franzosen ein Trost war; dann sein Haß gegen die Herrschaft der Pfaffen und gegen die Verfinsterung, die mit den Jesuiten wieder einzubrechen droht: das sind denn doch Dinge, denen man wohl seine völlige Zustimmung nicht versagen kann. – Und wie meisterhaft ist bei ihm die jedesmalige Behandlung! Wie wälzt und rundet er den Gegenstand in seinem Innern, ehe er ihn ausspricht! Und dann, wenn alles reif ist, welcher Witz, Geist, Ironie und Persiflage, und welche Herzlichkeit, Naivetät und Grazie werden nicht von ihm bei jedem Schritt entfaltet! Seine Lieder haben jahraus jahrein Millionen froher Menschen gemacht; sie sind durchaus mundrecht auch für die arbeitende Klasse, während sie sich über das Niveau des Gewöhnlichen so sehr erheben,

daß das Volk im Umgange mit diesen anmutigen Geistern gewöhnt und genötigt wird, selbst edler und besser zu denken. Was wollen Sie mehr? und was läßt sich überhaupt Besseres von einem Poeten rühmen?"

„Er ist vortrefflich! ohne Frage!" erwiderte ich. „Sie wissen selbst, wie sehr ich ihn seit Jahren liebe; auch können Sie denken, wie wohl es mir tut, Sie so über ihn reden zu hören. Soll ich aber sagen, welche von seinen Liedern ich vorziehe, so gefallen mir denn doch seine Liebesgedichte besser als seine politischen, bei denen mir ohnehin die speziellen Bezüge und Anspielungen nicht immer deutlich sind."

„Das ist Ihre Sache!" erwiderte Goethe; „auch sind die politischen gar nicht für Sie geschrieben; fragen Sie aber die Franzosen, und sie werden Ihnen sagen, was daran Gutes ist. Ein politisches Gedicht ist überhaupt im glücklichsten Falle immer nur als Organ einer einzelnen Nation, und in den meisten Fällen nur als Organ einer gewissen Partei zu betrachten; aber von dieser Nation und dieser Partei wird es auch, wenn es gut ist, mit Enthusiasmus ergriffen werden. Auch ist ein politisches Gedicht immer nur als Produkt eines gewissen Zeitzustandes anzusehen; der aber freilich vorübergeht und dem Gedicht für die Folge denjenigen Wert nimmt, den es vom Gegenstande hat. – Béranger hatte übrigens gut machen! Paris ist Frankreich. Alle bedeutenden Interessen seines großen Vaterlandes konzentrieren sich in der Hauptstadt und haben dort ihr eigentliches Leben und ihren eigentlichen Widerhall. Auch ist er in den meisten seiner politischen Lieder keineswegs als bloßes Organ einer einzelnen Partei zu betrachten, vielmehr sind die Dinge, denen er entgegenwirkt, größtenteils von so allgemein nationalem Interesse, daß der Dichter fast immer als große Volksstimme vernommen wird. Bei uns in Deutschland ist dergleichen nicht möglich. Wir haben keine Stadt, ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen könnten: Hier ist Deutschland! Fragen wir in Wien, so heißt es: Hier ist Östreich! und fragen wir in Berlin, so heißt es: Hier ist Preußen! – Bloß vor sechzehn Jahren, als wir endlich die Franzosen los sein wollten, war Deutschland überall. – Hier hätte ein politischer Dichter allgemein wirken können; allein es bedurfte seiner nicht! Die allgemeine Not und das allgemeine Gefühl der Schmach hatte die Nation als etwas Dämonisches ergriffen; das begeisternde Feuer, das der Dichter hätte entzünden können, brannte bereits überall von selber. Doch will ich nicht leugnen, daß Arndt[262], Körner und Rückert einiges gewirkt haben."

[262] Ernst Moritz Arndt (1769–1860). Dichter der Befreiungskriege.

„Man hat Ihnen vorgeworfen", bemerkte ich etwas unvorsichtig, „daß Sie in jener großen Zeit nicht auch die Waffen ergriffen oder wenigstens nicht als Dichter eingewirkt haben."

„Lassen wir das, mein Guter!" erwiderte Goethe. „Es ist eine absurde Welt, die nicht weiß, was sie will, und die man muß reden und gewähren lassen. – Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereignis mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben; allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war.

Auch können wir dem Vaterlande nicht alle auf gleiche Weise dienen, sondern jeder tut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und getan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alle gut stehen."

„Im Grunde", versetzte ich begütigend, „sollte Sie jener Vorwurf nicht verdrießen, vielmehr könnten Sie sich darauf etwas einbilden. Denn was will das anders sagen, als daß die Meinung der Welt von Ihnen so groß ist, daß sie verlangen, daß derjenige, der für die Kultur seiner Nation mehr getan als irgendein anderer, nun endlich alles hätte tun sollen!"

„Ich mag nicht sagen, wie ich denke", erwiderte Goethe. „Es versteckt sich hinter jenem Gerede mehr böser Wille gegen mich, als Sie wissen. Ich fühle darin eine neue Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir im stillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut, ich bin vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich alle sehr gerne los; und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christentum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen. – Sie kennen mich nun seit Jahren hinlänglich und fühlen, was an alle dem Gerede ist. Wollen Sie aber wissen, was ich gelitten habe, so lesen Sie meine ‚Xenien', und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat.

Ein deutscher Schriftsteller, ein deutscher Märtyrer! – Ja, mein Guter! Sie werden es nicht anders finden! Und ich selbst kann

mich noch kaum beklagen; es ist allen anderen nicht besser gegangen, den meisten sogar schlechter, und in England und Frankreich ganz wie bei uns. Was hat nicht Molière zu leiden gehabt! und was nicht Rousseau[263] und Voltaire! Byron ward durch die bösen Zungen aus England getrieben und würde zuletzt ans Ende der Welt gelohen sein, wenn ein früher Tod ihn nicht den Philistern und ihrem Haß enthoben hätte.

Und wenn noch die bornierte Masse höhere Menschen verfolgte! – Nein! ein Begabter und ein Talent verfolgt das andere. Platen ärgert Heine[264] und Heine Platen, und jeder sucht den andern schlecht und verhaßt zu machen, da doch zu einem friedlichen Hinleben und Hinwirken die Welt groß und weit genug ist und jeder schon an seinem eigenen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht.

Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen! – Das wäre meine Art gewesen! – Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte.

Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. – Was ich nicht lebte, und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! – Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört, und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte!

Überhaupt", fuhr Goethe fort, „ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. – Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet, und wo man gewissermaßen über den Nationen steht und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbar-

[263] Jean Jacques Rousseau (1712–1778). Französischer Philosoph, Gegner der Aufklärung, insbesondere Gegner Voltaires. Übte großen Einfluß auf den Sturm und Drang, Herder, Hamann und den jungen Goethe aus. [264] Heinrich Heine (1797 bis 1856). Deutscher Dichter und Kritiker; Verfasser lyrischer Gedichte, Zeitsatiren und polemischer Prosa. Erbitterter Gegner des Klassizisten Platen.

volkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulti
stufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lan
befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte."

Montag, den 15. März 1830

Abends ein Stündchen bei Goethe. Er sprach viel über Jena u
die Einrichtungen und Verbesserungen, die er in den verschieden
Branchen der Universität zustande gebracht. Für Chemie, Botan
und Mineralogie, die früher nur, insoweit sie zur Pharmazie
hörig, behandelt worden, habe er besondere Lehrstühle eingefüh
Vor allen sei für das naturwissenschaftliche Museum und die Bibl
thek von ihm manches Gute bewirkt worden.

Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir abermals mit vielem Selb
behagen und guter Laune die Geschichte seiner gewaltsamen Besi
ergreifung eines an die Bibliothek grenzenden Saales, den die me
zinische Fakultät innegehabt, aber nicht habe hergeben wollen.

„Die Bibliothek", sagte er, „befand sich in einem sehr schle
ten Zustande. Das Lokal war feucht und enge, und bei weit
nicht geeignet, seine Schätze gehörigerweise zu fassen, besond
seit durch den Ankauf der Büttnerschen Bibliothek[265] von seiten d
Großherzogs abermals 13 000 Bände hinzugekommen waren, d
in großen Haufen am Boden umherlagen, weil es, wie gesagt,
Raum fehlte, sie gehörig zu placieren. Ich war wirklich dieserha
in einiger Not. Man hätte zu einem neuen Anbau schreiten müss
allein dazu fehlten die Mittel; auch konnte ein neuer Anbau nc
recht gut vermieden werden, indem unmittelbar an die Räu
der Bibliothek ein großer Saal grenzte, der leer stand und ga
geeignet war, allen unsern Bedürfnissen auf das herrlichste abz
helfen. Allein dieser Saal war nicht im Besitz der Bibliothek, so
dern im Gebrauch der Fakultät der Mediziner, die ihn mitunt
zu ihren Konferenzen benutzten. Ich wendete mich also an di
Herren mit der sehr höflichen Bitte: mir diesen Saal für die B
bliothek abzutreten. Dazu aber wollten die Herren sich nicht ve
stehen. Allenfalls seien sie geneigt, nachzugeben, wenn ich ihn
für den Zweck ihrer Konferenzen einen neuen Saal wolle bau
lassen, und zwar sogleich. Ich erwiderte ihnen, daß ich sehr berd
sei, ein anderes Lokal für sie herrichten zu lassen, daß ich ab
einen sofortigen Neubau nicht versprechen könne. Diese mei
Antwort schien aber den Herren nicht genügt zu haben. Denn a

[265] Christian Wilhelm Büttner, Professor der Philosophie, seine Bibliothek wu
1802 vom Herzog für die Jenaer Universität erworben.

n am andern Morgen hinschickte, um mir den Schlüssel ausbitten
a lassen, hieß es: er sei nicht zu finden!

Da blieb nun weiter nichts zu tun, als eroberungsweise einzu-
hreiten. Ich ließ also einen Maurer kommen und führte ihn in die
bliothek vor die Wand des angrenzenden gedachten Saales. ‚Diese
auer, mein Freund', sagte ich, ‚muß sehr dick sein, denn sie trennet
vei verschiedene Wohnungspartien. Versuchet doch einmal und
üfet, wie stark sie ist.' Der Maurer schritt zu Werke; und kaum
tte er fünf bis sechs herzhafte Schläge getan, als Kalk und Back-
eine fielen und man durch die entstandene Öffnung schon einige
rwürdige Porträts alter Perücken herdurchschimmern sah, womit
an den Saal dekoriert hatte. ‚Fahret nur fort, mein Freund', sagte
, ‚ich sehe noch nicht helle genug. Geniert Euch nicht und tut
nz, als ob Ihr zu Hause wäret.' Diese freundliche Ermunterung
kte auf den Maurer so belebend, daß die Öffnung bald groß
nug ward, um vollkommen als Tür zu gelten, worauf denn meine
bliotheksleute in den Saal drangen, jeder mit einem Arm voll
cher, die sie als Zeichen der Besitzergreifung auf den Boden
rfen. Bänke, Stühle und Pulte verschwanden in einem Augen-
ick, und meine Getreuen hielten sich so rasch und tätig dazu, daß
non in wenigen Tagen sämtliche Bücher in ihren Reposituren in
hönster Ordnung an den Wänden umherstanden. Die Herren
ediziner, die bald darauf durch ihre gewohnte Tür in corpore in
n Saal traten, waren ganz verblüfft, eine so große und unerwar-
te Verwandlung zu finden. Sie wußten nicht, was sie sagen soll-
n, und zogen sich stille wieder zurück; aber sie bewahrten mir
le einen heimlichen Groll. Doch wenn ich sie einzeln sehe, und
sonders wenn ich einen oder den andern von ihnen bei mir zu
sch habe, so sind sie ganz scharmant und meine sehr lieben
reunde. Als ich dem Großherzog den Verlauf dieses Abenteuers
zählte, das freilich mit seinem Einverständnis und seiner völligen
stimmung eingeleitet war, amüsierte es ihn königlich, und wir
aben später recht oft darüber gelacht."

Goethe war in sehr guter Laune und glücklich in diesen Erinne-
ngen. „Ja, mein Freund", fuhr er fort, „man hat seine Not ge-
bt, um gute Dinge durchzusetzen. Später, als ich wegen großer
uchtigkeit der Bibliothek einen schädlichen Teil der ganz nutz-
sen alten Stadtmauer wollte abreißen und hinwegräumen lassen,
ng es mir nicht besser. Meine Bitten, guten Gründe und vernünf-
gen Vorstellungen fanden kein Gehör, und ich mußte auch hier
dlich eroberungsweise zu Werke gehen. Als nun die Herren der
adtverwaltung meine Arbeiter an ihrer alten Mauer im Werke

sahen, schickten sie eine Deputation an den Großherzog, der s
damals in Dornburg aufhielt, mit der ganz untertänigen Bitte: e
es doch Seiner Hoheit gefallen möge, durch ein Machtwort mir
dem gewaltsamen Einreißen ihrer alten ehrwürdigen Stadtmau
Einhalt zu tun. Aber der Großherzog, der mich auch zu dies
Schritt heimlich autorisiert hatte, antwortete sehr weise: ‚Ich miss
mich nicht in Goethes Angelegenheit. Er weiß schon, was er
tun hat, und muß sehen, wie er zurechte kommt. Geht doch
und sagt es ihm selbst, wenn ihr die Courage habt!'

Es ließ sich aber niemand bei mir blicken", fügte Goethe lach
hinzu; „ich fuhr fort, von der alten Mauer niederreißen zu lass
was mir im Wege stand, und hatte die Freude, meine Bibliot
endlich trocken zu sehen."

Montag, den 29. März 1830

Abends einige Augenblicke bei Goethe. Er schien sehr ruhig u
heiter und in der mildesten Stimmung. Ich fand ihn umgel
von seinem Enkel Wolf und Gräfin Karoline Egloffstein, sei
intimen Freundin. Wolf machte seinem lieben Großvater viel
schaffen. Er kletterte auf ihm herum und saß bald auf der ei
Schulter und bald auf der andern. Goethe erduldete alles mit
größten Zärtlichkeit, so unbequem das Gewicht des zehnjähri
Knaben seinem Alter auch sein mochte. „Aber, lieber Wolf", sa
die Gräfin, „plage doch deinen guten Großvater nicht so entsetzl
er muß ja von deiner Last ganz ermüdet werden." „Das hat
nichts zu sagen", erwiderte Wolf; „wir gehen bald zu Bette, u
da wird der Großvater Zeit haben, sich von dieser Fatigue g
vollkommen wieder auszuruhen." „Sie sehen", nahm Goethe
Wort, „daß die Liebe immer ein wenig impertinenter Natur is

Das Gespräch wendete sich auf Campe und dessen Kindersch
ten. „Ich bin mit Campen", sagte Goethe, „nur zweimal in mein
Leben zusammengetroffen. Nach einem Zwischenraum von vier
Jahren sah ich ihn zuletzt in Karlsbad. Ich fand ihn damals s
alt, dürr, steif und abgemessen. Er hatte sein ganzes Leben lang
für Kinder geschrieben; ich dagegen gar nichts für Kinder, ja ni
einmal für große Kinder von zwanzig Jahren. Auch konnte
mich nicht ausstehen. Ich war ihm ein Dorn im Auge, ein Stein
Anstoßes, und er tat alles, um mich zu vermeiden. Doch führte
Geschick mich eines Tages ganz unerwartet an seine Seite, so d
er nicht umhin konnte, einige Worte an mich zu wenden. ‚Ich ha
sagte er, ‚vor den Fähigkeiten Ihres Geistes allen Respekt! Sie

...en in verschiedenen Fächern eine erstaunliche Höhe erreicht. Aber, ...ehen Sie! das sind alles Dinge, die mich nichts angehen, und auf ...lie ich gar nicht den Wert legen kann, den andere Leute darauf ...egen.' – Diese etwas ungalante Freimütigkeit verdroß mich keineswegs, und ich sagte ihm dagegen allerlei Verbindliches. Auch halte ich in der Tat ein großes Stück auf Campe. Er hat den Kindern unglaubliche Dienste geleistet; er ist ihr Entzücken und sozusagen ihr Evangelium. – Bloß wegen zwei oder drei ganz schrecklicher Geschichten, die er nicht bloß die Ungeschicklichkeit gehabt hat zu schreiben, sondern auch in seine Sammlung für Kinder mit aufzunehmen, möchte ich ihn ein wenig gezüchtigt sehen. Warum soll man die heitere, frische, unschuldige Phantasie der Kinder so ganz unnötigerweise mit den Eindrücken solcher Greuel belasten!"

Montag, den 5. April 1830

Es ist bekannt, daß Goethe kein Freund von Brillen ist.

„Es mag eine Wunderlichkeit von mir sein", sagte er mir bei wiederholten Anlässen, „aber ich kann es einmal nicht überwinden. Sowie ein Fremder mit der Brille auf der Nase zu mir hereintritt, kommt sogleich eine Verstimmung über mich, der ich nicht Herr werden kann. Es geniert mich so sehr, daß es einen großen Teil meines Wohlwollens sogleich auf der Schwelle hinwegnimmt und meine Gedanken so verdirbt, daß an eine unbefangene natürliche Entwickelung meines eigenen Innern nicht mehr zu denken ist. Es macht mir immer den Eindruck des Desobligeanten[266], ungefähr so, als wollte ein Fremder mir bei der ersten Begrüßung sogleich eine Grobheit sagen. Ich empfinde dieses noch stärker, nachdem ich seit Jahren es habe drucken lassen, wie fatal mir die Brillen sind. Kommt nun ein Fremder mit der Brille, so denke ich gleich: er hat deine neuesten Gedichte nicht gelesen! – und das ist schon ein wenig zu seinem Nachteil; oder er hat sie gelesen, er kennt deine Eigenheit und setzt sich darüber hinaus, und das ist noch schlimmer. Der einzige Mensch, bei dem die Brille mich nicht geniert, ist Zelter; bei allen anderen ist sie mir fatal. Es kommt mir immer vor, als sollte ich den Fremden zum Gegenstand genauer Untersuchung dienen, und als wollten sie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimstes Innere dringen und jedes Fältchen meines alten Gesichtes erspähen. Während sie aber so meine Bekanntschaft zu machen suchen, stören sie alle billige Gleichheit zwischen uns, indem sie mich hindern, zu meiner Entschädigung auch die ihrige zu machen. Denn

[266] Unhöflichkeit.

was habe ich von einem Menschen, dem ich bei seinen mündlich
Äußerungen nicht ins Auge sehen kann, und dessen Seelenspie
durch ein paar Gläser, die mich blenden, verschleiert ist!"

„Es hat jemand bemerken wollen", versetzte ich, „daß das B
lentragen die Menschen dünkelhaft mache, indem die Brille sie
eine Stufe sinnlicher Vollkommenheit hebe, die weit über das V
mögen ihrer eigenen Natur erhaben, wodurch denn zuletzt sich
Täuschung bei ihnen einschleiche, daß diese künstliche Höhe
Kraft ihrer eigenen Natur sei."

„Die Bemerkung ist sehr artig", erwiderte Goethe, „sie sche
von einem Naturforscher herzurühren. Doch genau besehen, ist
nicht haltbar. Denn wäre es wirklich so, so müßten ja alle Blind
sehr bescheidene Menschen sein, dagegen alle mit trefflichen Au
Begabten dünkelhaft. Dies ist aber durchaus nicht so; vielmehr f
den wir, daß alle geistig wie körperlich durchaus naturkräftig a
gestatteten Menschen in der Regel die bescheidensten sind, dageg
alle besonders geistig verfehlten weit eher einbilderischer Art.
scheint, daß die gütige Natur allen denen, die bei ihr in höhe
Hinsicht zu kurz gekommen sind, die Einbildung und den Dün
als versöhnendes Ausgleichungs- und Ergänzungsmittel gegeb
hat.

Übrigens sind Bescheidenheit und Dünkel sittliche Dinge so g
stiger Art, daß sie wenig mit dem Körper zu schaffen haben. I
Bornierten und geistig Dunkelen findet sich der Dünkel; bei geis
Klaren und Hochbegabten aber findet er sich nie. Bei solchen find
sich höchstens ein freudiges Gefühl ihrer Kraft; da aber diese Kr
wirklich ist, so ist dieses Gefühl auch alles andere, aber kein Dü
kel." ...

Montag, den 19. April 1830*

Goethe erzählte mir von dem Besuch zweier Russen, die heute
ihm gewesen. „Es waren im ganzen recht hübsche Leute", sagte
„aber der eine zeigte sich mir nicht eben liebenswürdig, indem
während der ganzen Visite kein einziges Wort hervorbrachte.
kam mit einer stummen Verbeugung herein, öffnete während sein
Anwesenheit nicht die Lippen und nahm nach einem halben Stün
chen mit einer stummen Verbeugung wieder Abschied. Er schi
bloß gekommen zu sein, mich anzusehen und zu beobachten.
ließ, während ich ihnen gegenübersaß, seine Blicke nicht von m
Das ennuyierte mich; weshalb ich denn anfing, das tollste Zeug h
und her zu schwatzen, so wie es mir grade in den Kopf fuhr. I

glaube, ich hatte die Vereinigten Staaten von Nordamerika mir zum Thema genommen, das ich auf die leichtsinnigste Weise behandelte und davon sagte, was ich wußte, und was ich nicht wußte, immer grade in den Tag hinein. Das schien aber meinen beiden Fremden eben recht zu sein; denn sie verließen mich, dem Anscheine nach, durchaus nicht unzufrieden."

Donnerstag, den 22. April 1830*

Bei Goethe zu Tisch. Frau von Goethe war gegenwärtig und die Unterhaltung angenehm belebt; doch ist mir davon wenig oder nichts geblieben.

Während der Tafel ließ ein durchreisender Fremder sich melden, mit dem Bemerken, daß er keine Zeit habe, sich aufzuhalten, und morgen früh wieder abreisen müsse. Goethe ließ ihm sagen, daß er sehr bedaure, heute niemanden sehen zu können; vielleicht aber morgen mittag. „Ich denke", fügte er lächelnd hinzu, „das wird genug sein." Zu gleicher Zeit aber versprach er seiner Tochter, daß er den Besuch des von ihr empfohlenen jungen Henning nach Tisch erwarten wolle, und zwar in Rücksicht seiner braunen Augen, die denen seiner Mutter gleichen sollten.

Sonnabend, den 21. August 1830*

Ich empfahl Goethen einen hoffnungsvollen jungen Menschen. Er versprach, etwas für ihn zu tun, doch schien er wenig Vertrauen zu haben.

„Wer wie ich", sagte er, „ein ganzes Leben lang kostbare Zeit und Geld mit der Protektion junger Talente verloren hat, und zwar Talente, die anfänglich die höchsten Hoffnungen erweckten, aus denen aber am Ende gar nichts geworden ist, dem muß wohl der Enthusiasmus und die Lust, in solcher Richtung zu wirken, nach und nach vergehen. Es ist nun an euch jüngeren Leuten, den Mäzen zu spielen und meine Rolle zu übernehmen."

Ich verglich bei dieser Äußerung Goethes die täuschenden Versprechungen der Jugend mit Bäumen, die doppelte Blüten, aber keine Früchte tragen.

Mittwoch, den 13. Oktober 1830*

Goethe zeigte mir Tabellen, wohinein er in lateinischer und deutscher Sprache viele Namen von Pflanzen geschrieben hatte, um sie

auswendig zu lernen. Er sagte mir, daß er ein Zimmer gehabt, das ganz mit solchen Tabellen austapeziert gewesen, und worin er, an den Wänden umhergehend, studiert und gelernt habe. „Es tut mir leid", fügte er hinzu, „daß es später überweißt worden. Auch hatte ich ein anderes, das mit chronologischen Notizen meiner Arbeiten während einer langen Reihe von Jahren beschrieben war, und worauf ich das Neueste immer nachtrug. Auch dieses ist leider übertüncht worden, welches ich nicht wenig bedaure, indem es mir grade jetzt herrliche Dienste tun könnte."

Mittwoch, den 20. Oktober 1830

Ein Stündchen bei Goethe, um mit ihm im Auftrag der Frau Großherzogin wegen eines silbernen Wappenschildes Rücksprache zu nehmen, das der Prinz der hiesigen Armbrustschützengesellschaft verehren soll, deren Mitglied er geworden.

Unsere Unterhaltung wendete sich bald auf andere Dinge, und Goethe bat mich, ihm meine Meinung über die Saint-Simonisten zu sagen.

„Die Hauptrichtung ihrer Lehre", erwiderte ich, „scheint dahin zu gehen, daß jeder für das Glück des Ganzen arbeiten solle, als unerläßliche Bedingung seines eigenen Glückes."

„Ich dächte", erwiderte Goethe, „jeder müsse bei sich selber anfangen und zunächst sein eigenes Glück machen, woraus denn zuletzt das Glück des Ganzen unfehlbar entstehen wird. Übrigens erscheint jene Lehre mir durchaus unpraktisch und unausführbar. Sie widerspricht aller Natur, aller Erfahrung und allem Gang der Dinge seit Jahrtausenden. Wenn jeder nur als einzelner seine Pflicht tut und jeder nur in dem Kreise seines nächsten Berufes brav und tüchtig ist, so wird es um das Wohl des Ganzen gut stehen. Ich habe in meinem Beruf als Schriftsteller nie gefragt: was will die große Masse, und wie nütze ich dem Ganzen? sondern ich habe immer nur dahin getrachtet, mich selbst einsichtiger und besser zu machen, den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern und dann immer nur auszusprechen, was ich als gut und wahr erkannt hatte . . .

Mittwoch, den 10. März 1831*

Diesen Mittag ein halbes Stündchen bei Goethe. Ich hatte ihm die Nachricht zu bringen, daß die Frau Großherzogin beschlossen habe, der Direktion des hiesigen Theaters ein Geschenk von tausend Ta-

lern zustellen zu lassen, um zur Ausbildung hoffnungsvoller junger Talente verwandt zu werden. Diese Nachricht machte Goethen, dem das fernere Gedeihen des Theaters am Herzen liegt, sichtbare Freude.

Sodann hatte ich einen Auftrag anderer Art mit ihm zu bereden. Es ist nämlich die Absicht der Frau Großherzogin, den jetzigen besten deutschen Schriftsteller, insofern er ohne Amt und Vermögen wäre und bloß von den Früchten seines Talentes leben müßte, nach Weimar berufen zu lassen und ihm hier eine sorgenfreie Lage zu bereiten, dergestalt, daß er die gehörige Muße fände, jedes seiner Werke zu möglichster Vollendung heranreifen zu lassen, und nicht in den traurigen Fall käme, aus Not flüchtig und übereilt zu arbeiten, zum Nachteil seines eigenen Talents und der Literatur.

„Die Intention der Frau Großherzogin", erwiderte Goethe, „ist wahrhaft fürstlich, und ich beuge mich vor ihrer edlen Gesinnung; allein es wird sehr schwer halten, irgendeine passende Wahl zu treffen. Die vorzüglichsten unserer jetzigen Talente sind bereits durch Anstellung im Staatsdienst, Pensionen, oder eigenes Vermögen in einer sorgenfreien Lage. Auch paßt nicht jeder hierher, und nicht jedem wäre wirklich damit geholfen. Ich werde indes die edle Absicht im Auge behalten und sehen, was die nächsten Jahre uns etwa Gutes bringen."

Donnerstag, den 31. März 1831*

Goethe war in der letzten Zeit abermals sehr unwohl, so daß er nur seine vertrautesten Freunde bei sich sehen konnte. Vor einigen Wochen mußte ihm ein Aderlaß verordnet werden; dann zeigten sich Beschwerden und Schmerzen im rechten Beine, – bis denn zuletzt sein inneres Übel durch eine Wunde am Fuß sich Luft machte, worauf sehr schnelle Besserung erfolgte. Auch diese Wunde ist nun seit einigen Tagen wieder heil, und er ist wieder heiter und graziös wie vorher.

Heute hatte die Frau Großherzogin ihm einen Besuch gemacht und kam sehr zufrieden von ihm zurück. Sie hatte nach seinem Befinden gefragt; worauf er denn sehr galant geantwortet, daß er bis heute seine Genesung noch nicht gespürt, daß aber ihre Gegenwart ihm das Glück der wiedererlangten Gesundheit aufs neue empfinden lasse.

Mittwoch, den 14. April 1831*

Soiree beim Prinzen. Einer der älteren anwesenden Herren, der sich noch mancher Dinge aus den ersten Jahren von Goethes Hiersein erinnerte, erzählte uns folgendes sehr Charakteristische.

„Ich war dabei", sagte er, „als Goethe im Jahre 1784 seine bekannte Rede bei der feierlichen Eröffnung des Ilmenauer Bergwerks hielt, wozu er alle Beamten und Interessenten aus der Stadt und Umgegend eingeladen hatte. Er schien seine Rede gut im Kopf zu haben, denn er sprach eine Zeitlang ohne allen Anstoß und vollkommen geläufig. Mit einemmal aber schien er wie von seinem guten Geiste gänzlich verlassen, der Faden seiner Gedanken war wie abgeschnitten, und er schien den Überblick des ferner zu Sagenden gänzlich verloren zu haben. Dies hätte jeden andern in große Verlegenheit gesetzt; ihn aber keineswegs. Er blickte vielmehr, wenigstens zehn Minuten lang, fest und ruhig in dem Kreis seiner zahlreichen Zuhörer umher, die durch die Macht seiner Persönlichkeit wie gebannt waren, so daß während der sehr langen, ja fast lächerlichen Pause jeder vollkommen ruhig blieb. Endlich schien er wieder Herr seines Gegenstandes geworden zu sein, er fuhr in seiner Rede fort und führte sie sehr geschickt ohne Anstoß bis zu Ende, und zwar so frei und heiter, als ob gar nichts passiert wäre."

Sonntag, den 20. Juni 1831

Diesen Nachmittag noch ein halbes Stündchen bei Goethe, den ich noch bei Tisch fand.

Wir verhandelten über einige Gegenstände der Naturwissenschaft, besonders über die Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit der Sprache, wodurch Irrtümer und falsche Anschauungen verbreitet würden, die später so leicht nicht wieder zu überwinden wären.

„Die Sache ist ganz einfach diese", sagte Goethe. „Alle Sprachen sind aus naheliegenden menschlichen Bedürfnissen, menschlichen Beschäftigungen und allgemein menschlichen Empfindungen und Anschauungen entstanden. Wenn nun ein höherer Mensch über das geheime Wirken und Walten der Natur eine Ahndung und Einsicht gewinnt, so reicht seine ihm überlieferte Sprache nicht hin, um ein solches von menschlichen Dingen durchaus Fernliegende auszudrükken. Es müßte ihm die Sprache der Geister zu Gebote stehen, um seinen eigentümlichen Wahrnehmungen zu genügen. Da dieses aber nicht ist, so muß er bei seiner Anschauung ungewöhnlicher Naturverhältnisse stets nach menschlichen Ausdrücken greifen, wobei er

denn fast überall zu kurz kommt, seinen Gegenstand herabzieht oder wohl gar verletzt und vernichtet."

„Wenn Sie das sagen", erwiderte ich, „der Sie doch Ihren Gegenständen jedesmal sehr scharf auf den Leib gehen und, als Feind aller Phrase, für Ihre höheren Wahrnehmungen stets den bezeichnendsten Ausdruck zu finden wissen, so will das etwas heißen. Ich dächte aber, wir Deutschen könnten überhaupt noch allenfalls zufrieden sein. Unsere Sprache ist so außerordentlich reich, ausgebildet und fortbildungsfähig, daß, wenn wir auch mitunter zu einem Tropus[267] unsere Zuflucht nehmen müssen, wir doch ziemlich nahe an das eigentlich Auszusprechende herankommen. Die Franzosen aber stehen gegen uns sehr im Nachteil. Bei ihnen wird der Ausdruck eines angeschauten höheren Naturverhältnisses durch einen gewöhnlich aus der Technik hergenommenen Tropus sogleich materiell und gemein, so daß er der höheren Anschauung keineswegs mehr genügt."

„Wie sehr Sie recht haben", fiel Goethe ein, „ist mir noch neulich bei dem Streit zwischen Cuvier[268] und Geoffroy de Saint-Hilaire vorgekommen. Geoffroy de Saint-Hilaire ist ein Mensch, der wirklich in das geistige Walten und Schaffen der Natur eine hohe Einsicht hat; allein seine französische Sprache, insofern er sich herkömmlicher Ausdrücke zu bedienen gezwungen ist, läßt ihn durchaus im Stich. Und zwar nicht bloß bei geheimnisvoll-geistigen, sondern auch bei ganz sichtbaren, rein körperlichen Gegenständen und Verhältnissen. Will er die einzelnen Teile eines organischen Wesens ausdrücken, so hat er dafür kein anderes Wort, als Materialien, wodurch denn zum Beispiel die Knochen, welche als gleichartige Teile das organische Ganze eines Armes bilden, mit den Steinen, Balken und Brettern, woraus man ein Haus macht, auf eine Stufe des Ausdrucks kommen.

Ebenso ungehörig", fuhr Goethe fort, „gebrauchen die Franzosen, wenn sie von Erzeugnissen der Natur reden, den Ausdruck Komposition. Ich kann aber wohl die einzelnen Teile einer stückweise gemachten Maschine zusammensetzen und bei einem solchen Gegenstande von Komposition reden, aber nicht, wenn ich die einzelnen lebendig sich bildenden und von einer gemeinsamen Seele durchdrungenen Teile eines organischen Ganzen im Sinne habe."

„Es will mir sogar scheinen", versetzte ich, „als ob der Ausdruck

[267] Wendung, biblischer Ausdruck. [268] Georges Baron de Cuvier (1769–1832). Französischer Naturforscher. Seiner Theorie nach wird alles Leben auf dieser Erde immer wieder durch große Katastrophen vernichtet und neu erschaffen. Barthélemy Saint-Hilaire (1772–1844). Französischer Naturforscher, stand im Gegensatz zur Lehre Cuviers.

Komposition auch bei echten Erzeugnissen der Kunst und Poesie ungehörig und herabwürdigend wäre."

„Es ist ein ganz niederträchtiges Wort", erwiderte Goethe, „das wir den Franzosen zu danken haben, und das wir sobald wie möglich wieder los zu werden suchen sollten. Wie kann man sagen, Mozart habe seinen ‚Don Juan' komponiert! – Komposition! – Als ob es ein Stück Kuchen oder Biskuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt! – Eine geistige Schöpfung ist es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geiste und Guß und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen, wobei der Produzierende keineswegs versuchte und stückelte und nach Willkür verfuhr, sondern wobei der dämonische Geist seines Genies ihn in der Gewalt hatte, so daß er ausführen mußte, was jener gebot."

Sonntag, den 27. Juni 1831*

Wir sprachen über Victor Hugo. „Er ist ein schönes Talent", sagte Goethe; „aber ganz in der unselig-romantischen Richtung seiner Zeit befangen, wodurch er denn, neben dem Schönen, auch das Allerunerträglichste und Häßlichste darzustellen verführt wird. Ich habe in diesen Tagen seine ‚Notre Dame de Paris' gelesen und nicht geringe Geduld gebraucht, um die Qualen auszustehen, die diese Lektüre mir gemacht hat. Es ist das abscheulichste Buch, das je geschrieben worden! Auch wird man für die Folterqualen, die man auszustehen hat, nicht einmal durch die Freude entschädigt, die man etwa an der dargestellten Wahrheit menschlicher Natur und menschlicher Charaktere empfinden könnte. Sein Buch ist im Gegenteil ohne alle Natur und ohne alle Wahrheit! Seine vorgeführten sogenannten handelnden Personen sind keine Menschen mit lebendigem Fleisch und Blut, sondern elende hölzerne Puppen, mit denen er umspringt, wie er Belieben hat, und die er allerlei Verzerrungen und Fratzen machen läßt, so wie er es für seine beabsichtigten Effekte eben braucht. Was ist das aber für eine Zeit, die ein solches Buch nicht allein möglich macht und hervorruft, sondern es sogar ganz erträglich und ergötzlich findet! –"

Donnerstag, den 15. Juli 1831*

Einen Augenblick bei Goethe, dem ich meine gestrige Kommission des Königs ausrichtete. Ich fand ihn beschäftigt in Studien in bezug auf die Spiraltendenz der Pflanze, von welcher neuen Entdeckung er der Meinung ist, daß sie sehr weit führen und auf die Wissen-

chaft großen Einfluß ausüben werde. „Es geht doch nichts über die Freude“, fügte er hinzu, „die uns das Studium der Natur gewährt. Ihre Geheimnisse sind von einer unergründlichen Tiefe; aber es ist uns Menschen erlaubt und gegeben, immer weitere Blicke hineinzutun. Und grade, daß sie am Ende doch unergründlich bleibt, hat für uns einen ewigen Reiz, immer wieder zu ihr heranzugehen und immer wieder neue Einblicke und neue Entdeckungen zu versuchen.“

Dienstag, den 20. Juli 1831*

Nach Tisch ein halbes Stündchen bei Goethe, den ich sehr heiterer Hilder Stimmung fand. Wir sprachen über allerlei Dinge, zuletzt auch über Karlsbad, und er scherzte über die mancherlei Herzensabenteuer, die er daselbst erlebt. „Eine kleine Liebschaft“, sagte er, ist das einzige, was uns einen Badeaufenthalt erträglich machen kann; sonst stirbt man vor langer Weile. Auch war ich fast jedesmal so glücklich, dort irgendeine kleine Wahlverwandtschaft zu finden, die mir während der wenigen Wochen einige Unterhaltung gab. Besonders erinnere ich mich eines Falles, der mir noch jetzt Vergnügen macht.

Ich besuchte nämlich eines Tages Frau von Reck. Nachdem wir uns eine Weile nicht sonderlich unterhalten und ich wieder Abschied genommen hatte, begegnete mir im Hinausgehen eine Dame mit zwei sehr hübschen jungen Mädchen. ‚Wer war der Herr, der soeben von Ihnen ging?‘ fragte die Dame. ‚Es war Goethe‘, antwortete Frau von Reck. ‚O wie leid tut es mir‘, erwiderte die Dame, daß er nicht geblieben ist, und daß ich nicht das Glück gehabt habe, seine Bekanntschaft zu machen!‘ ‚O, daran haben Sie durchaus nichts verloren, meine Liebe‘, sagte die Reck. ‚Er ist sehr langweilig unter Damen, es sei denn, daß sie hübsch genug wären, ihm einiges Interesse einzuflößen. Frauen unseres Alters dürfen nicht daran denken, ihn beredt und liebenswürdig zu machen.‘

Als die beiden Mädchen mit ihrer Mutter nach Hause gingen, gedachten sie der Worte der Frau von Reck. ‚Wir sind jung, wir sind hübsch‘, sagten sie, ‚laßt doch sehen, ob es uns nicht gelingt, jenen berühmten Wilden einzufangen und zu zähmen!‘ Am anderen Morgen, auf der Promenade am Sprudel, machten sie mir im Vorübergehen wiederholt die graziösesten lieblichsten Verbeugungen, worauf ich denn nicht unterlassen konnte, mich gelegentlich ihnen zu nähern und sie anzureden. Sie waren charmant! ich sprach sie wieder und wieder, sie führten mich zu ihrer Mutter, und so war ich denn gefangen. Von nun an sahen wir uns täglich, ja wir ver-

lebten ganze Tage miteinander. Um unser Verhältnis noch inniger zu machen, ereignete es sich, daß der Verlobte der einen ankam, worauf ich mich denn um so ungeteilter an die andere schloß[269]. Auch gegen die Mutter war ich, wie man denken kann, sehr liebenswürdig. Genug, wir waren alle miteinander überaus zufrieden, und ich verlebte mit dieser Familie so glückliche Tage, daß sie mir noch jetzt eine höchst angenehme Erinnerung sind. Die beiden Mädchen erzählten mir sehr bald die Unterredung zwischen ihrer Mutter und Frau von Reck, und welche Verschwörung sie zu meiner Eroberung angezettelt und zu glücklicher Ausführung gebracht. –"

Hiebei fällt mir eine Anekdote anderer Art ein, die Goethe mir früher erzählte, und die hier einen Platz finden mag.

„Ich ging", sagte er mir, „mit einem guten Bekannten einst in einem Schloßgarten gegen Abend spazieren, als wir unerwartet am Ende der Allee zwei andere Personen unseres Kreises bemerkten, die in ruhigen Gesprächen aneinander hingingen. Ich kann Ihnen so wenig den Herrn als die Dame nennen; aber es tut nichts zur Sache. Sie unterhielten sich also und schienen an nichts zu denken, – als mit einemmal ihre Köpfe sich gegeneinander neigten und sie sich gegenseitig einen herzhaften Kuß gaben. Sie schlugen darauf ihre erste Richtung wieder ein und setzten sehr ernst ihre Unterhaltung fort, als ob nichts passiert wäre. ‚Haben Sie es gesehen?' rief mein Freund voller Erstaunen; ‚darf ich meinen Augen trauen?' Ich habe es gesehen, erwiderte ich ganz ruhig, aber ich glaube es nicht!"

Freitag, den 17. Februar 1832

... „Im Grunde aber sind wir alle kollektive Wesen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen. Denn wie weniges haben und sind wir, das wir im reinsten Sinne unser Eigentum nennen! Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eigenen Innern verdanken wollte. Das begreifen aber viele sehr gute Menschen nicht und tappen mit ihren Träumen von Originalität ein halbes Leben im Dunkeln. Ich habe Künstler gekannt, die sich rühmten, keinem Meister gefolgt zu sein, vielmehr alles ihrem eigenen Genie zu danken zu haben. Die Narren! Als ob das überall anginge! Und als ob sich die Welt ihnen nicht bei jedem Schritt aufdrängte und aus ihnen, trotz ihrer eigenen Dummheit, etwas machte! Ja ich behaupte, wenn ein solcher Künstler nur an den Wänden dieses Zimmers vorüberginge

[269] Ulrike von Levetzow.

und auf die Handzeichnungen einiger großer Meister, womit ich sie behängt habe, nur flüchtige Blicke würfe, er müßte, wenn er überall einiges Genie hätte, als ein anderer und höherer von hier gehen.

Und was ist denn überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Neigung ist, die Mittel der äußern Welt an uns heranzuziehen und unseren höheren Zwecken dienstbar zu machen. Ich darf wohl von mir selber reden und bescheiden sagen, wie ich fühle. Es ist wahr, ich habe in meinem langen Leben mancherlei getan und zustande gebracht, dessen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich sein wollen, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen, und das Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben und mit einiger Geschicklichkeit wiederzugeben. Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern Tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weise, helle Köpfe und bornierte, Kindheit und Jugend wie das reife Alter; alle sagten mir, wie es ihnen zu Sinne sei, was sie dachten, wie sie lebten und wirkten, und welche Erfahrungen sie sich gesammelt, und ich hatte weiter nichts zu tun, als zuzugreifen und das zu ernten, was andere für mich gesäet hatten.

Es ist im Grund auch alles Torheit, ob einer etwas aus sich habe, oder ob er es von andern habe; ob einer durch sich wirke, oder ob er durch andere wirke; die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen; alles übrige ist gleichgültig. – Mirabeau hatte daher vollkommen recht, wenn er sich der äußeren Welt und ihrer Kräfte bediente, wie er konnte. Er besaß die Gabe, das Talent zu unterscheiden, und das Talent fühlte sich von dem Dämon seiner gewaltigen Natur angezogen, so daß es sich ihm und seiner Leitung willig hingab. So war er von einer Masse ausgezeichneter Kräfte umgeben, die er mit seinem Feuer durchdrang und zu seinen höheren Zwecken in Tätigkeit setzte. Und eben, daß er es verstand, mit anderen und durch andere zu wirken, das war sein Genie, das war seine Originalität, das war seine Größe."

Sonntag, den 11. März 1832

Abends ein Stündchen bei Goethe, in allerlei guten Gesprächen. Ich hatte mir eine englische Bibel gekauft, in der ich zu meinem großen Bedauern die apokryphischen Bücher nicht enthalten fand; und zwar waren sie nicht aufgenommen, als nicht für echt gehalten und

als nicht göttlichen Ursprungs. Ich vermißte den durch und durch edlen Tobias, dieses Musterbild eines frommen Wandels; ferner die Weisheit Salomonis und Jesus Sirach, alles Schriften von so großer geistiger und sittlicher Höhe, daß wenig andere ihnen gleichkommen. Ich sprach gegen Goethe mein Bedauern aus über die höchst enge Ansicht, wonach einige Schriften des Alten Testaments als unmittelbar von Gott eingegeben betrachtet werden, andere gleich treffliche aber nicht; und als ob denn überhaupt etwas Edles und Großes entstehen könne, das nicht von Gott komme, und das nicht eine Frucht seiner Einwirkung.

„Ich bin durchaus Ihrer Meinung", erwiderte Goethe. „Doch gibt es zwei Standpunkte, von welchen aus die biblischen Dinge zu betrachten. Es gibt den Standpunkt einer Art Urreligion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Diese wird ewig derselbige bleiben und wird dauern und gelten, solange gottbegnadete Wesen vorhanden. Doch ist er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden. Sodann gibt es den Standpunkt der Kirche, welcher mehr menschlicher Art. Er ist gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen; doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, solange schwache menschliche Wesen sein werden. Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche aber tritt als wohltätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit allen geholfen und damit vielen wohl werde. Dadurch, daß der christlichen Kirche der Glaube beiwohnt, daß sie, als Nachfolgerin Christi, von der Last menschlicher Sünde befreien könne, ist sie eine sehr große Macht. Und sich in dieser Macht und diesem Ansehen zu erhalten und so das kirchliche Gebäude zu sichern, ist der christlichen Priesterschaft vorzügliches Augenmerk.

Sie hat daher weniger zu fragen, ob dieses oder jenes biblische Buch eine große Aufklärung des Geistes bewirke, und ob es Lehren hoher Sittlichkeit und edler Menschennatur enthalte, als daß sie vielmehr in den Büchern Mose auf die Geschichte des Sündenfalles und die Entstehung des Bedürfnisses nach dem Erlöser Bedeutung zu legen, ferner in den Propheten die wiederholte Hinweisung auf Ihn, den Erwarteten, sowie in den Evangelien sein wirkliches irdisches Erscheinen und seinen Tod am Kreuze, als unserer menschlichen Sünden Sühnung, im Auge zu halten hat. Sie sehen also, daß für solche Zwecke und Richtungen, und auf solcher Wage gewogen, so wenig der edle Tobias, als die Weisheit Salomonis und die Sprüche Sirachs, einiges bedeutende Gewicht haben können.

Übrigens echt oder unecht sind bei Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen. Was ist echt, als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwicklung dient! Und was ist unecht, als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute! – Sollte die Echtheit einer biblischen Schrift durch die Frage entschieden werden: ob uns durchaus Wahres überliefert worden? so könnte man sogar in einigen Punkten die Echtheit der Evangelien bezweifeln, wovon Markus und Lukas nicht aus unmittelbarer Ansicht und Erfahrung, sondern erst spät nach mündlicher Überlieferung geschrieben, und das letzte, von dem Jünger Johannes, erst im höchsten Alter. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging, und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich: ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen? so sage ich: Durchaus! – Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. – Fragt man mich: ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren? so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns. Fragt man mich aber: ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken? so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe!

‚Den Geist dämpfet nicht!' sagt der Apostel.

Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen, und da muß sie eine bornierte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe, reichdotierte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr, als die Aufklärung der untern Massen. Sie hat ihnen auch die Bibel lange genug vorenthalten, so lange als irgend möglich. Was sollte auch ein armes christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reichdotierten Bischofes denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armut und Dürftigkeit Christi sieht, der mit seinen Jüngern in Demut zu Fuße ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Karosse einherbrauset! –

Wir wissen gar nicht", fuhr Goethe fort, „was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind in-

folge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quel zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fasse Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde z stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühle Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Natu wissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachse und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, – über d Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Eva gelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!

Je tüchtiger aber wir Protestanten in edler Entwicklung voran schreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald s sich von der immer weiter um sich greifenden großen Aufklärun der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen, w sie wollen, und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins is

Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören un mit ihm Haß und feindliches Ansehen zwischen Vater und Sohn zwischen Bruder und Schwester. Denn sobald man die reine Lehr und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingeleb haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und au ein bißchen so oder so im äußeren Kultus nicht mehr sonderliche Wert legen.

Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum de Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Ge sinnung und Tat kommen."

Das Gespräch wendete sich auf große Menschen, die vor Christu gelebt, unter Chinesen, Indiern, Persern und Griechen, und da die Kraft Gottes in ihnen ebenso wirksam gewesen, als in einige großen Juden des Alten Testaments. Auch kamen wir auf die Frage wie es mit Gottes Wirkungen stehe in großen Naturen der jetzige Welt, in der wir leben?

„Wenn man die Leute reden hört", sagte Goethe, „so sollte ma fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit jener alte Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetz ganz auf eigene Füße gestellt und müsse sehen, wie er ohne Got und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurechtkomme. In reli giösen und moralischen Dingen gibt man noch allenfalls eine gött liche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künst glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Produk rein menschlicher Kräfte.

Versuche es aber doch nur einer und bringe mit menschlichen Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfun gen, die den Namen Mozart, Raphael oder Shakespeare tragen, sic

an die Seite setzen lasse. Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edlen keineswegs die einzigen sind, und daß in allen Gebieten der Kunst eine Unzahl trefflicher Geister gewirkt hat, die vollkommen so Gutes hervorgebracht, als jene Genannten. Allein, waren sie so groß als jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in ebendem Verhältnis und waren ebenso gottbegabt als jene.

Und überall, was ist es, und was soll es? – Gott hat sich nach den bekannten imaginierten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam, wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen."

Goethe schwieg. Ich aber bewahrte seine großen und guten Worte in meinem Herzen.

NACHWORT DES HERAUSGEBERS

Für Goethe ist mit zunehmendem Alter das Gespräch zu einer der wichtigsten Kommunikationsformen mit der Welt geworden. Im Gespräch mit Freunden und Bekannten, mit Künstlern, Wissenschaftlern und durchreisenden Ausländern unterhält und unterrichtet er sich über Menschen und Länder, über Kultur und Naturwissenschaft. Er läßt sich von der Aufnahme seines Werks in England und Frankreich und den politischen und theatralischen Ereignissen in Deutschland und im Ausland berichten und erzählt von seinen Begegnungen mit bedeutenden Menschen und seiner Dichtung, die er entweder aus dem Abstand von Jahrzehnten betrachtet oder erst zu vollenden hofft.

Die Welt kommt zu Goethe nach Weimar, beinahe täglich empfängt er Besuch, bei den Mahlzeiten oder am Abend hat er immer Menschen um sich. Nicht selten sind es Fremde, die gekommen sind, den großen alten Mann einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen, nachdem sie schon lange Jahre sein Werk kennen. Meist führt er selbst das Gespräch, die anderen sind Zuhörer, die ihn nur durch gelegentliche Einwürfe unterbrechen. Dennoch sind diese Gespräche für Goethe nicht der Vorwand zu ideenreichen Monologen, sondern ein vitales Bedürfnis; als dialogischer Mensch bedarf er der Gegenwart eines Partners.

Anders als unser Jahrhundert ist das 17. oder 18. Jahrhundert eines der Geselligkeit, der Freundschaft und des Gesprächs. Das Gespräch ist bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts geradezu ein Kennzeichen der europäischen Kultur. Wie man von einer Kunst des Briefschreibens als einem Kennzeichen dieser Zeit sprechen kann, so auch von einer Kunst des Gesprächs. Weil der Aufbau der damaligen Gesellschaft von einem Formbewußtsein getragen war und dieses Erziehung, Bildung voraussetzte, war auch das Gespräch stilvoll. Die Menschen kamen häufig zusammen zu einer Abendunterhaltung, zu einem gemeinsamen Ausritt, zu einer Kahnfahrt, zu einem Fest. Nach der höfisch festlichen Kultur des Barock übernimmt in der Aufklärung und im Rokoko fortschreitend das gehobene Bürgertum die Führung der Gesellschaft und bildet neue Formen einer freieren, spielerischen, eleganteren Geselligkeit aus.

Von den Gesprächsspielen des Barock führt die Entwicklung über die Schäferszenen des Rokoko und die Zusammenkünfte am Weimarer Hof zu den Freundschaftszirkeln der Romantiker. Klopstock erzählt in manchen seiner Gedichte von solch gemeinsamem Vergnügen, das in Spiel und Gespräch die ihm gemäße Form gefunden hat. Weimar und der Hof des Herzogs Karl August werden nicht zuletzt durch Goethe zu einem gesellschaftlichen und kulturellen Mittelpunkt des damaligen Deutschland. In Weimar selbst oder mit dem Weimarer Hof verbunden sind Herder und Schiller, Jean Paul und Wieland, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Alexander und Wilhelm von Humboldt, um nur die wichtigsten zu nennen, nicht zu vergessen die Frauen, Charlotte von Stein, die Herzogin Anna Amalia, Caroline Schlegel und Charlotte von Lengefeld. In Abendgesellschaften am Hof, in Zirkeln unter dem Protektorat dieser Frauen, entwickelte sich in jenen Jahrzehnten eine Gesprächskultur höchsten Ranges. Nicht nur die Werke der genannten Wissenschaftler und Dichter haben das Gesicht dieser Epoche, in deren Mittelpunkt Goethe steht, geprägt, sondern auch die Gespräche, die sie miteinander geführt haben.

Gundolf hat, den Wert der Gespräche Goethes einschränkend, gesagt, sie stellten gegenüber dem Werk und den Briefen nur ein „gespiegeltes Bild, sub specie momenti" dar. Jedoch verstand es Eckermann, seine eigene Person in diesen Aufzeichnungen ganz in den Hintergrund zu rücken und Goethes Persönlichkeit, seine Diktion und das Wesen seines Geistes so getreu wie möglich wiederzugeben.

Von den mehr als dreitausend überlieferten Gesprächen mit Goethe sind gerade die mit Eckermann am bekanntesten geworden. Der Goetheforscher H. H. Houben betont ihre Gültigkeit in seiner Ausgabe der Gespräche:

„Eckermanns Buch breitet wie ein kristallenes Prisma die reiche Farbenpracht des Goetheschen Lebens leuchtend vor uns aus. Aber nicht dieser Farbenzauber, in dem Goethes gesamtes Wirken und Schaffen vor uns ersteht, macht uns Eckermanns Gabe so lieb. Sein tiefster Wert und sein unvergänglichster Reiz liegen in dem Menschen Goethe, den Eckermann wie kein anderer der Mitlebenden uns so nahe gebracht hat, als ob die hochgewachsene Gestalt noch eben mit uns im selben Raume geweilt, als ob der Klang ihrer Stimme noch zwischen den Wänden zitterte. Der alte Goethe ist dieser echte und große Mensch, den Eckermann uns zuführt, Hoheit und Milde in seinem durchdringenden Blick, Adel und Seelengröße in jeder Lebensäußerung."

Seither sind andere Gesprächssammlungen ediert worden, die das Bild des sprechenden Goethe, wie es Eckermann gezeichnet hat, in einigen Zügen korrigiert haben. Man hat erkannt, daß gerade bei Eckermann nicht der unmittelbare Tonfall des Goetheschen Wortes zu vernehmen sei, so sehr er sich auch bei der Niederschrift, besonders der ersten Teile, bemüht hat, Goethes Stil nachzuahmen. Wenn er ihm auch oft im Stil nahegekommen ist, so fehlt doch die Lebendigkeit, die Heiterkeit oder Gelöstheit, die Goethe im Gespräch eigen war, wie ein Vergleich mit anderen Gesprächssammlungen und den Briefen zeigt. Eckermann hat vor allem den ideellen Gehalt festgehalten; nur hie und da erscheint Goethe als Mensch in seinem häuslichen Umkreis, die Berichte hierüber bilden nur den Rahmen für die „großen und guten Worte". Houben hat im Nachwort zu seiner Ausgabe viele Unstimmigkeiten erwähnt, die sich aus einem Vergleich der Gespräche etwa mit den Tagebüchern Goethes ergeben. Er weist darauf hin, daß Eckermann ungenau in der Datierung gewesen sei und sogar von Gesprächen berichte, bei denen er nachweislich nicht anwesend war. Andererseits hat er monatelang von keinem Gespräch berichtet, obgleich er beinahe täglich mit Goethe zusammen gewesen ist.

Wir wissen, daß Eckermann nicht gleich nach den einzelnen Gesprächen an die Niederschrift ging, daß er sich auch kaum Notizen machte und häufig nach längerer Zeit aus dem Gedächtnis aufgezeichnet hat. Vielfach faßte er auch mehrere Gespräche in eines zusammen. So hat er etwa im dritten Teil aus einer einzigen Tagebuchzeile Goethes ein Gespräch von zehn Seiten gestaltet. Das alles zeigt, wie sehr es Eckermann, bei aller Bemühung um Wahrheit und Treue, doch auch um eine künstlerische Komposition, ein abgerundetes Bild seines verehrten Meisters ging.

Seine Gespräche mit Goethe sind der ehrfürchtige Versuch, noch einmal die Summe aus dem Leben des Dichters zu ziehen, seine Grundideen gleichsam abschließend zu fixieren. Sie sind auch der Dank für jene Jahre, die es ihm vergönnt war, an Goethes Leben teilzuhaben.

Als Eckermann, der Hausiererssohn aus Winzen, nach Weimar kam, suchte er eine Anstellung im Verwaltungsdienst und bot Goethe an, „die Geschäftskorrespondenz zu führen", eine Tätigkeit, zu der er sich nach Ausbildung und Herkommen befähigt fühlte. Goethe berief ihn zu einer höheren Tätigkeit und machte ihn zu seinem Freund und Vertrauten. Er teilte mit ihm die Mahlzeiten, fuhr mit ihm aus, erzählte und ließ sich erzählen und besprach mit ihm alle literarischen und künstlerischen Fragen, die ihn auch in den letzten

Jahrzehnten seines Lebens noch intensiv beschäftigten. Er erkannte in Eckermann den genauen und pünktlichen Arbeiter, dem er mehr als einem Sekretär anvertrauen durfte, und betraute ihn mit der Ausgabe seiner Werke letzter Hand, die er nicht mehr allein bewältigen konnte. Eine kaum übersehbare Flut von beschriebenem und bedrucktem Papier war zu sichten, einzuordnen und für die neue Ausgabe fertig zu machen.
Eckermann hatte ihm schon 1821 ein Bändchen mit Gedichten übersandt und um eine Beurteilung gebeten, doch diese Sendung war für Goethe nur eine unter vielen, und er hatte den jungen Dichter bald wieder vergessen. Erst die ‚Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe' ließen ihn aufhorchen. Er sah sich verstanden und erkannte in dem Verfasser einen möglichen zukünftigen Mitarbeiter. Als Eckermann am 10. Juni 1823 nach Weimar kam und sich vorstellte, beschloß Goethe, ihn zum Hierbleiben zu veranlassen. Einen Tag nach dem Besuch schrieb er: „Er erscheint als ein gar guter, feiner, verständiger Mensch. Da er keine weitere Bestimmung hat, so will ich ihn nach Jena einleiten und ihm dort einige Pakete abzudruckender Schriften zum Redigieren und Korrigieren geben. Nach dem Werke, das er mir geschickt hat, scheint er hiezu völlig geeignet. Da er sich an meinen Sachen heranbildete, so wird es keine Schwierigkeiten haben, mit ihm sich zu verständigen."
In den folgenden Jahren nahm Eckermann an der Seite Goethes eine Stellung ein, wie sie nur wenigen vergönnt war. Er war bei fast allen Unterredungen zugegen und erhielt Zugang zum Hof, er wurde mit den bedeutendsten Zeitgenossen bekannt, und was noch entscheidender ist, er erhielt Einblick in Goethes Wesen und Schaffen, wie kaum jemand vor ihm. Er bekennt: „Ich bin sein großer Schuldner, und ich verdanke ihm alles, was ich weiß und kann, und sammle in seiner beneidenswürdigen Nähe jeden Tag größere Schätze des Wissens und mache mir seine Erfahrungen zu Nutze."
Unter dem selbstlosen Dienst, den Eckermann Goethe leistete, hatte besonders seine Braut zu leiden, die er in Hannover zurückgelassen hatte. Sie schrieb ihm: „Verlasse sobald als möglich das verwünschte, unglückliche Weimar. Es ist ein pauverer Staat, wovon Du nie etwas Ordentliches zu hoffen hast. Alle Annehmlichkeiten, die Du da findest, sind nur von geringem Wert und Nutzen."
Selbst Eckermann scheint der Dienst einmal lang geworden zu sein: „Das ist eben diese Jahre her mein Unglück gewesen, daß ich hier immer nur arbeiten mußte, um mich in diesem teuren Orte zu halten, und daß ich nicht die sorgenfreie Lage hatte, welche zur

Entwicklung und Ausführung eines edlen Geisteswerkes nötig ist. Das erste Jahr (1823/24) ging hin mit Arbeiten für Goethe, das zweite mit den Engländern, weil mir die Sache neu und ich der Sprache unkundig war. Das dritte mit den zwei Bänden des Jubiläums, wovon mir weiter nichts zugute gekommen als die schöne Reise zu Dir. Vorigen Winter und Frühjahr (1826/27) habe ich viel für mich gearbeitet, welches im Manuskript bei mir liegt. Dieser Sommer ist mit Bibliotheksgeschäften und Sorgen hingegangen und in der ewigen Unruhe und Sehnsucht nach Dir und in der Qual, nicht hin zu können. Die schönsten mit Goethe verlebten und besprochenen Sachen hat es mir an Zeit und Ruhe gefehlt, nur flüchtig niederzuschreiben. Angefangene größere Gedichte und angefangene dramatische Szenen sind ins Stocken geraten. Zudem ist die Zerstreuung in Weimar und in dem Kreise, in welchem ich lebe, groß." Doch immer wieder muß er erkennen, welch großes Geschenk für ihn das Zusammensein mit Goethe ist. Seine eigenen schriftstellerischen Versuche sind unbedeutend, erst mit der Aufzeichnung der Gespräche wird er ‚sein Werk' schaffen. Schließlich bewilligte ihm die Großherzogin Maria Paulowna ein Jahresgehalt von 200 Talern und erleichterte ihm so das Bleiben in Weimar. An Heiraten konnte er aber erst im November 1831 denken.

Schon Anfang des Jahres 1824 ging Eckermann daran, seine Gespräche mit Goethe aufzuzeichnen. Am 15. Februar legte er „eine aufgeschriebene frühe Unterredung" vor und fand Goethes Billigung. In einem Brief an die Braut heißt es: „Goethe, dem ich vor einigen Tagen die ersten Gespräche zeigte, ist sehr erbaut davon und findet die Arbeit vortrefflich. Ich werde damit sicher ein großes Glück machen und nicht allein in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England dadurch einen guten Namen bekommen." Aber nicht nur die vielen Aufgaben, die ihm Goethe übertrug, hielten Eckermann von einer kontinuierlichen Weiterarbeit an seinem Manuskript ab. Der Briefwechsel mit Schiller, der im Jahre 1824 von Goethe zusammengestellt wurde, nahm ihn und auch Eckermann ganz in Anspruch. Aber als 1830 Eckermanns Aufzeichnungen der Gespräche zu einem stattlichen Band angewachsen waren, wollte Goethe ihn erst noch prüfen und durchsehen, denn „es wird", wie er sagte, „seinen Wert erhöhen, wenn ich bezeugen kann, daß es ganz in meinem Sinne abgefaßt sei." Nach der Reise Eckermanns nach Italien sollte die Arbeit an den Gesprächen wieder aufgenommen werden. Doch die schwere Erkrankung Goethes im November 1830 machte die Fortführung unmöglich und im folgenden Jahr scheint über das Vorhaben nicht mehr gesprochen worden zu sein.

Nach dem Tode Goethes im Jahre 1832 war Eckermann mit d
Herausgabe des Nachlasses beschäftigt, erst drei Jahre später kon
er daran denken, seine Gesprächssammlung vorläufig abzuschließ
und dem Verlag Brockhaus, der sich auch um die Ausgabe letz
Hand und den Nachlaß bemüht hatte, anzubieten.

In einem Brief an den Verleger vom 4. Dezember 1835 schre
Eckermann: „Man darf dieses Buch halb und halb als ein We
Goethes betrachten, und zwar als ein gesprochenes; indem mein Ve
dienst hauptsächlich nur in der Auffassung und künstlerischen Da
stellung besteht. Wer daher Goethes Werke besitzt, wird den eige
lichen Goethe nicht vollständig haben, wenn er nicht auch die
Gespräche hinzufügt. Aus diesem Grunde und bei dem hohen We
des Werkes an sich, läßt sich daher mit Sicherheit auf einen se
bedeutenden Absatz rechnen."

Als das Buch 1836 zur Ostermesse erschien, war der Absatz jedo
geringer, als Eckermann gehofft hatte. Die lobenden Urteile hi
gegen mehrten sich, und sogar die ausländische Presse besprach d
Neuerscheinung gut.

Nach den erschienenen ersten zwei Teilen plante Eckermann ein
dritten, den er auch dem Verleger anbot, glaubte er doch, hinr
chendes Material in seinen Aufzeichnungen zu besitzen. Dann ab
zeigte sich, daß das Material doch nicht ausreichte, so daß er g
zwungen war, in seine Aufzeichnungen die des Geheimen Leg
tionsrats R. Soret einzuarbeiten, der ihm seine Notizen, die er si
während seines langjährigen Aufenthalts im Haus Goethes gemac
hatte, zur freien Verfügung überließ. Sowohl aus dem Mangel
eigener Erinnerung als auch durch die Verwendung fremder Gedank
blieb es im dritten Teil bei einer Nachahmung der ersten. Ecke
mann stellte sich selbst mehr in den Vordergrund und ließ Goet
längere Reden halten, die er aus ihm vorliegenden Einzelheit
zusammenfügte. Er schöpfte seinen Stoff auch aus Goethes Tag
büchern, deren knappe Anmerkungen er ausarbeitete. Diese U
stimmigkeiten waren auch nicht durch die beste Absicht zu übe
decken, so daß diesem Teil gegenüber den vorhergehenden ein g
ringerer Wert beigemessen werden muß. Doch finden sich gera
hier auch Beispiele für die an Goethe geschulte Gestaltungskra
Eckermanns.

Weil er sich durch einen scheinbar unberechtigten Nachdruck d
ersten Teile vom Verlag übervorteilt glaubte, gab Eckermann d
Manuskript des dritten Teils der Heinrichshofschen Buchhandlu
in Magdeburg zum Verlag, was selbstverständlich dem Absatz d
Gesamtwerks nicht förderlich war. Aus diesem Grunde versuch

er sich später wieder mit Brockhaus zu verständigen und diesen zu veranlassen, die Rechte am dritten Teil zurückzukaufen. Zudem bot er 1853 Brockhaus einen vierten Teil an, der seine „Gespräche und Verhandlungen mit Goethe über den zweiten Teil des Faust" enthalten sollte. Dieser Plan blieb jedoch unausgeführt, Eckermann starb am 3. Dezember 1854. Die spärlichen Notizen, die erhalten sind, sagen nichts über Anlage und Inhalt aus. 1867 brachte Brockhaus den dritten Teil der Gespräche in seinen Verlag, so daß 1868 das Werk in der dritten Auflage vollständig erscheinen konnte. Jetzt erst gewann es weitere Verbreitung, der Absatz stieg, und schon 1885 wurde die sechste Auflage nötig. Seither sind eine große Anzahl von Neuausgaben erschienen, die entscheidend die Vorstellung der Leser von Goethes Persönlichkeit mitgeprägt haben.

(Zum Text der Auswahl)

Als Grundlage der vorliegenden Auswahl diente die Erstausgabe in drei Teilen von 1836/48 und die Neuausgabe von H. H. Houben, Leipzig 1918.

Rechtschreibung und Zeichensetzung wurden, unter Wahrung der Eigenart von Goethes Schreibweise, heutigem Gebrauch angeglichen.

INHALT

ERSTER TEIL 1836 5

Vorrede 5

Einleitung 9
(Der Autor gibt Nachricht über seine Person und Herkunft und die Entstehung seines Verhältnisses zu Goethe)

Gespräche der Jahre 1823–1827 . . . 27

ZWEITER TEIL 1836 167

Gespräche der Jahre 1828–1832 . . . 167

DRITTER TEIL 1848 297

Vorrede 297

Gespräche der Jahre 1822–1832 . . . 302

Nachwort des Herausgebers 409

Verehrter Leser,

senden Sie bitte diese Karte ausgefüllt an den Verlag. Sie erhalten sofort kostenlos den illustrierten Gesamtkatalog zugestellt.

WILHELM GOLDMANN VERLAG MÜNCHEN 8

Bitte hier abschneiden

Diese Karte entnahm ich dem Buch: .....

.....

Mein Urteil über das genannte Buch lautet: .....

.....

.....

..... G

Der — die — Unterzeichnete wünscht kostenlos und unverbindlich die Zusendung der Kataloge und der jeweiligen Neuigkeitsverzeichnisse des Wilhelm Goldmann Verlages. Besonderes Interesse besteht für die nachstehend angekreuzten Gebiete:

☐ **Goldmanns Atlanten** ☐ **Goldmanns Zukunfts-Romane**

☐ **Goldmanns Kunstbücher** ☐ **Goldmanns Kriminal-Romane**

☐ **Goldmanns Sonderwerke** ☐ **Goldmanns Taschenbücher**
Wirtschaftspolitik, Geschichte
Biographien, Romane

NAME: .....

BERUF: ..... ORT: .....

STRASSE: .....

Ich empfehle Ihnen, den Katalog
auch an die nachstehende Adresse zu senden:

NAME: .....

BERUF: ..... ORT: .....

STRASSE: .....

Wenn Sie auf der Rückseite dieser Karte nur Ihre Anschrift eintragen und die Sie interessierenden Gebiete in den Vierecken ankreuzen, beträgt das Porto innerhalb Deutschlands 7 Pfennig. Bei weiteren Eintragungen bitte als Postkarte frankieren.

Goldmann-Bücher erhalten Sie in allen Buchhandlungen, in vielen Kaufhäusern und an den meisten Bahnhofskiosken überall in der Welt, wo deutsche Bücher verkauft werden.

Für Mitteilungen:

XIX · 1400

Bitte beachten Sie den Text über Frankierung

An den

Wilhelm Goldmann Verlag

MÜNCHEN 8

Postfach

Johann Wolfgang von Goethe

Ausgewählte Werke in 22 Bänden

Gesamtpreis DM 70.40

1. **Faust, 1. und 2. Teil**	Band 371,	DM 2.20
2. **Die Wahlverwandtschaften**	Band 394,	DM 2.20
3. **Italienische Reise** (Auswahl)	Band 427,	DM 2.20
4. **Jugenddramen:** Götz von Berlichingen, Clavigo, Stella	Band 439,	DM 2.20
5. **Gedichte** (Auswahl)	Band 453/54,	DM 4.40
6. **Die Leiden des jungen Werthers**	Band 461,	DM 2.20
7. **West-östlicher Divan**	Band 487,	DM 2.20
8. **Wilhelm Meisters Lehrjahre**	Band 527/28,	DM 4.40
9. **Dramen:** Egmont, Iphigenie, Tasso	Band 568,	DM 2.20
10. **Briefe** (Auswahl)	Band 702/03,	DM 4.40
11. **Wilhelm Meisters Wanderjahre**	Band 752/53,	DM 4.40
12. **Dichtung und Wahrheit, 1. und 2. Teil**	Band 806/07,	DM 4.40
13. **Dichtung und Wahrheit, 3. und 4. Teil**	Band 825/26,	DM 4.40
14. **Novellen**	Band 860,	DM 2.20
15. **Epen:** Reineke Fuchs, Hermann und Dorothea, Achilleis	Band 880,	DM 2.20
16. **Satiren und Zeitdramen**	Band 890,	DM 2.20
17. **Die natürliche Tochter, Elpenor, Pandora, Des Epimenides Erwachen**	Band 900,	DM 2.20
18. **Biographische Schriften** (Auswahl)	Band 910,	DM 2.20
19. **Briefwechsel mit Schiller** (Auswahl)	Band 920/21,	DM 4.40
20. **Schriften zur Literatur, Kunst und Natur** (Auswahl)	Band 930/31,	DM 4.40
21. **Tagebücher** (Auswahl)	Band 940/41,	DM 4.40
22. **Eckermann, Gespräche mit Goethe** (Auswahl)	Band 950/51,	DM 4.40

»Goethe in der Tasche« für jedermann

G In der Reihe Goldmanns GELBE Taschenbücher erscheinen Werke der Weltliteratur sowie Biographien, Reiseberichte, heitere Bücher und moderne Romane.

GOLDMANNS GELBE TASCHENBÜCHER